<36601929530012

<36601929530012

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. sp. 779^h

(Sintenis)

Ph. sp. 239

Philos. Anthrop. Scr. part. 1438.

R.

Elpizon

oder

Ueber meine Fortdauer im Tode.

Zweiter Theil.

1804.
Gedruckt auf Kosten des Herausgebers,
und in Kommission
bei A. Füchsel zu Zerbst, und bei Gerh. Fleischer zu Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Elpizon hatte die Versinnlichung, welche ihm die aufgehende Sonne auf seiner Lieblingsanhöhe für seine grossen menschlichen Erwartungen gewährte, so schön und stärkend gefunden, daß er sie am nächsten Morgen, der einen eben so reinen Himmel hatte, wieder genos. Er machte es ganz so, wie Tags vorher, reihete erst hinter dem Felsen alle gefundene Vernunftgründe für seine Fortdauer im Tode an einander, fühlte sich dadurch im vollen Besitz seiner Unsterblichkeit, trat dann wieder hervor, und entzückte sich an dem Bilde, welches die heraufsteigende grosse Tagwiederbringerin ihm davon reichte.

Da geschah's, daß er bei sich selbst dachte — „sie versinnlicht mir wohl Mehr, als blos meine Fortdauer an sich; ist sie nicht das schönste Gleichnis der Gottheit? Wie? wenn sie

gleichsam zu mir spräche — Tag war schon eher da, als du mich sahst; als ich aber erschien, da ward erst vollkommener Tag — — sieh, so glaubtest du auch schon an Tag für dich nach deiner letzten Nacht ohne Gott; es erscheine dir Gott, und du glaubst noch vollkommener daran —"?

Auf der Stelle entschlos sich Elpizon, auch die zweite Reihe von Betrachtungen über seine Fortdauer anzustellen, eilte zum Grabe seines Vaters, und weihete sich da feierlich durch Gebet dazu ein.

* * *

Unbegreifliches Urwesen! mein Herz war rein dabei, wenn ich dachte, daß ich auch dann, wenn du nicht wärest, nicht schlechterdings Vernichtung im Tode fürchten dürfte. Auch war es rein dabei, wenn ich wähnte, daß die Beweise für meine Fortdauer aus dir allein nicht so allüberzeugend wären, daß ich gar keiner weiteren Nachfrage darüber bedürfte. Keineswegs fehlte es mir am Glauben an dich; Niemand, Niemand kann herzlicher an dich glauben, als ich. Mein eigenes Dasein verbürgt mir ja dein Dasein, und zwingt mich zum Glauben an dasselbe hin. Ich freue

mich auch unaussprechlich, daß ich dich erkenne und verehre, und der Gedanke, ewig dein Verehrer zu sein, macht mir meine Unsterblichkeit erst recht heiligschön.

Könnte ich dieses Bekentnis hier nicht freudig vor dir und vor mir ablegen, welch ein banger Ort würde diese ehrwürdige Stäte für mich sein! So aber — wohl mir am stillen Vatergrabe! Ich habe in aller Unschuld den Weg meiner Ueberzeugungen vom ewigen Sein ohne dich zurückgelegt, und nichts Arges dabei gedacht. Es schien mir, als müste ich so thun, um im Lande der Unvergänglichkeit festen Fus zu fassen. Nun iedoch, da dis geschehen ist, und da mein Glaube an meine Fortdauer sich für mich zur ausgemachten Wahrheit erhoben hat, komme ich auf die Frage, ob nicht, wie erst mein Dasein mir dein Dasein verbürgt, dein Dasein mir hernach auch mein Fortsein verbürge . . . Ach — und wenn dis wäre, so bekäme ia meine Zuversicht auf die Gewisheit mir so über Alles theurer Erwartungen noch Stärkung; kann sie aber Stärkung zu viel erhalten?

Ehrfurchtsvoll ziehe ich dich also von nun an in meine Betrachtungen herein, und erwarte ruhig, was auch aus deiner Idee und aus

dem Glauben an dich für meine Fortdauer im Tode herausspringen werde. Ich will mich hüten, daß ich nichts übertreibe; was ich aber doch finde, das will ich auch nicht verkennen. Auf deine blosse Güte will ich nichts bei der Sache bauen; nur mit deiner weisen und heiligen Güte will ichs zu thun haben. So schwebe mir in dieser recht vor, du unbegreifliches Urwesen, und las mich in stiller Anbetung deiner Maiestät meine Betrachtungen anfangen und vollenden!

Erste Betrachtung.

Gott

als Urheber der Wesenseinrichtung des Menschen.

Ich sah bald ein, daß ich unter „Natur" nichts, als die Totalsumme der im ewigen Urstof der Welt stets wirksamen Urkräfte, zu verstehen hätte, und daß ich ein Wesen annehmen müsse, das ihre Wirksamkeit, oder die inneren Bestrebungen der Materie nach Form, von Ewigkeit her determinire. Die Natur ist also nur die Unterbehörde, und Gott die Oberbehörde. Sollte ich nun aber nicht auch von dem Augenblick an, wenn ich einen allmächtigen Weisen an die Spitze der Natur stelle, der alle Urkräfte bei ihrem Wirken determinirt, noch ein weit grösseres Zutrauen zur Vollkommenheit aller Einrichtungen der Natur fassen?

Mir ist so, als dürfte ich nicht nur, sondern als müste ich so thun; ich darf auch glauben, daß es hiermit Jedem, der noch natürliche Stimmung und menschliche Denkweise hat, eben so gehe, wie

mir. Der Mensch mus an einem Gott die höchste Bürgschaft für Vollkommenheit aller Dinge finden, und, wie er an der Hand der Religion, oder des Gottesglaubens, jeden Blick auf das Universum mit grösserer Ruhe thut, so blickt er auch unwillkürlich ruhiger auf seine eigene Wesenseinrichtung, sobald er sie als ein Werk Gottes betrachtet. Dachte er ohne Gott schon — „kein Wesen steht mit sich selbst in Widerspruch, du also als das Vornehmste unter allen Erdenwesen, auch nicht" — so denkt er nun dazu — und du am allerwenigsten, denn sollte Gott sein vornehmstes Erdengeschöpf allein dazu verurtheilt haben, mit sich in Widerspruch zu stehen? Vielmehr mus nun die innigste Harmonie in der ganzen getroffenen Einrichtung desselben obwalten."

Da ich diese Sprache, als reinmenschliche Sprache, gelten lassen mus: so bringt sich mir auch sofort die Untersuchung auf, was daraus für mein Schicksal im Tode folge. Ich will also nun in dieser Hinsicht die Wesenseinrichtung des Menschen, als eine göttliche Einrichtung, näher betrachten.

Aus der Sinnlichkeit entwickelt sich beim Menschen vorzugsweise die Vernunft. Dis liegt, wenn auch gleich unbegreiflich, doch einmal so im Innersten seines Wesens, und, sobald es geschieht, gesellen sich zu seinen nideren sinnlichen Trieben auch noch höhere geistige. Diese sind also als Vernunfttriebe so gut Naturtriebe, wie iene, und, wer sie nicht dafür erkennen wollte, der bezweifelte dadurch eine geistige Natur am Menschen selbst. Zu ihnen gehört dann auch der Trieb nach unendlicher Fortdauer, oder nach ewigem Sein, der sich zwar nicht eher, als bis die Vernunft schon einen beträchtlichen Grad von Ausbildung erreicht hat, dann aber auch gewis, einfindet. Daß dis wirklich so sei, beweiset die gesamte Geschichte der Vernunftkultur unter allen Völkern des Erdbodens. Edle Selbstthätigkeit gibt auch Jedem, der sich einmal bis zu ihr ausgebildet hat, ein zu seliges Existenzgefühl, als daß er es nicht ewig zu haben wünschen müste.

Hier erinnere ich mich daran, was für tiefe Eindrücke es auf mich machte, wenn ich ieden wirklichen Naturtrieb, den der Mensch hat, für nichts Anderes, als für ein ihm gegebenes Versprechen, erklären konnte, auf dessen Erfüllung,

die in der Befriedigung des Triebes besteht, er heilig bauen können müsse; ich erinnere mich daran, wie ich mich freuete, die ganze Lage des Menschen auch so zu finden, daß allen seinen Naturtrieben, den geistigen nicht weniger, als den sinnlichen, in der That Befriedigung gewährt werde, und wie ich daraus schlos, daß es also um seinen Trieb nach ewigem Sein ebenso stehen müsse; — wie werde ich nun über dis Alles gesinnet, wenn der Gedanke an Gott dazu kommt?

Ich erkläre ieden Naturtrieb für ein Versprechen; wenn ich recht darüber nachdenke, so kommts mir fast gar vor, als verstände ich mich nun selbst erst recht deshalb, und als verbände ich nun erst einen deutlichen Begrif mit Versprechen, wenn ich mir ein wirkliches Wesen als Versprecher denke. Indessen will ich mich hierbei nicht aufhalten; sollte aber nicht Viel darin liegen, daß ein Gott das Wesen des Menschen so eingerichtet habe, daß Trieb nach ewigem Sein in ihm entstehen müsse? Als von Gott ihm gegeben erscheint nun dieser Trieb; wozu gab Gott ihm aber solchen? Dazu, wozu er ihm seine übrigen Naturtriebe gab; diese gab er, daß sie befridigt würden. Wirklich werden sie auch insgesamt be-

fridigt, und der Trieb nach ewigem Sein sollte allein nicht befridigt werden? Warum nicht? Ich hab's nun, wie gesagt, mit Gott dabei zu thun; macht auch wohl ein Mensch, als Vater, selbst seine Kinder nach einem Gute lüstern, das ihnen nicht zu Theile werden soll?

„Wie aber, wenn es am Ende doch mit diesem Triebe gar nicht so stände, daß man sagen könnte, Gott habe ihn gegeben? Mag es immerhin wahr sein, daß er erscheine, sobald die Vernunft einen beträchtlichen Grad von Ausbildung erreicht hat; dadurch wird er noch nicht zu einem von Gott gegebenen Triebe, sondern dis ist er dann erst, wenn er auch vor der völlig ausgebildeten Vernunft besteht. Je mehr aber der Mensch in Ausbildung seiner Vernunft fortschreitet, desto mehr sieht er auch ein, daß ewiges Sein für ihn etwas Unmögliches sei; so mus er sogar von selbst aufhören, es auch nur weiter zu begehren.“

Dis ist ia aber gar der Fall nicht; vielmehr — ie mehr der Mensch seine Vernunft ausbildet, desto mehr sieht er ein, daß ewiges Sein für ihn innere Möglichkeit habe, und daß er, wenn er auch gleich, wie alle übrige Erdenwesen, zum Tode verurtheilt ward, doch im Tode fortdauern könne. Was nun

innere Möglichkeit hat, das vermag ein Allmächtiger auch zu bewirken; so beharrt der Mensch ganz ruhig bei seinem Verlangen nach ewigem Sein.

„Bleiben nicht tausend Verlangen der Menschen, die Gott alle erfüllen könnte, unerfüllt?“

Dann schaden sie gewis ihnen selbst, oder doch Andern, oder sind sonst unmoralisch, und darum will sie Gott nicht erfüllen; wie passt dis auf das allerbeseligendste, allerheiligste Verlangen nach unendlicher Fortdauer?

„Dieses Verlangen kann vieleicht grösseren Schöpferabsichten entgegen sein . . .“

Wie? kann es eine grössere Absicht Gottes geben, als ewige Fortdauer seiner Vernunftwesen? — Ueberhaupt ist ia hier die Rede nicht von einem menschlichen Verlangen im allgemeinen Verstande, von einem Verlangen, das auf Willkür beruhet, oder durch zufällige Umstände erzeugt wird, sondern von einem dem Wesen des Menschen eignen Verlangen, von einem wirklichen Naturtriebe. Wenn Gott diesen, den Trieb nach ewigem Sein, den er doch selbst gab, und auch befridigen kann, unbefridigt liesse — wie käme das heraus? Reuete ihn etwa die Bestimmung des

Menschen zum ewigen Sein der Unvollkommenheit wegen, die der Mensch fortdauernd an sich aufzeigt? Er lasse ihm nur das ewige Sein, so wird er gewis noch zufriden mit ihm werden; statt es ihm also wieder zu entziehen, müste er es ihm vielmehr aus diesem Grunde noch geben, wenn er ihn noch nicht dazu bestimmt hätte. Oder — hätte Gott etwa seine Schadenfreude daran, daß er einen so sehnlichen Trieb dem Menschen erst gegeben hätte, und ihn dann unbefridigt liesse? O weg mit dem verruchten Bilde, in welchem Gott alsdann da stände! Wer ists, der ihn in selbigem hinstellt? Der argwöhnische Mensch ists, der von sich auf seinen Schöpfer schliesst, und der Gott Böses, ia, das Allerböseste, zutrauet, ohne daß Gott ihm auf irgend eine Weise auf andern Seiten dazu Veranlassung gäbe. Nein, damit habe ich nichts zu schaffen; mein Trieb nach ewigem Sein ist ein wirklicher Naturtrieb, und ieder Naturtrieb ist mir nun nicht mehr blos ein Versprechen seiner Befridigung überhaupt, sondern ein Gottesversprechen darauf. Ein Gottesversprechen mus, **mus** erfüllt werden; und — so werde ich ewig seyn, so gewis, als ich mich sehne, ewig zu seyn.

Wie der Trieb nach ewigem Sein ein Gottesversprechen ist, so ist auch die Vernunft, deren Kind er ist, ein Gottesgeschenk. Gott ists, der den Menschen so eingerichtet hat, daß sich aus Sinnlichkeit bei ihm nicht blos nidere, sondern auch höhere Erkentniskräfte entwickeln, die man mit dem Nahmen der Vernunft belegt. Von völligunschätzbarem Werthe ist ihr Geschenk; die Vernunft ist der eigentliche Karakter der Menschheit, erhebt den Menschen über alle übrige Erdenwesen, macht ihn zum Herrn der Erde, beglückt und beseligt ihn auf das höchste. Sollte nun nicht schon die Frage — wozu dis Alles so? warum veranstaltete Gott es so, wenn der Mensch hernach im Tode verginge? — meine Aufmerksamkeit erregen?

Dieselbe Frage könnte ich aber auch in Betref aller andern Wesen thun, weil sie alle vergehen, und so hätte Gott am Ende gar nichts schaffen dürfen. Oder wenigstens — erstaune ich nicht über das maiestätische Blühen mancher Bluhme, und über die maiestätische Höhe manches Baumes? So müste ich auch fragen — wozu solche Maiestät, da dieser Baum zuletzt, wie alle Bäume, und iene Bluhme zuletzt, wie alle Bluhmen, vertrocknet?

Wie? könnte ich im Ernst mit blossen Kräften der Sinnenwelt die erhabensten geistigen Kräfte, die Maiestät eines Vernunftwesens mit der Bäume- und Bluhmenmaiestät, vergleichen? Ist's nicht auch schon befremdend genug, daß dergleichen Bluhmen und Bäume, von denen ich hier rede, sogar ein höheres Alter, als dieses Wesen, erreichen? Uebrigens mus ia alles Andere vergehen, der Mensch aber mus nicht schlechterdings vergehen, sondern kann seines Todes ungeachtet fortdauren; wie, und Gott sollte ohne Noth ein Geschäpf Vergang nehmen lassen, das er erst so hoch beehrt, so reich begabt hätte?

Ich kann also dis schon mit seiner weisen Güte nicht vereinbar finden; wie stände es aber vollends um diese, wenn Gott dem Menschen die Vernunft, durch die er ihn so beseligend auszeichnen zu wollen schien, zur höchsten Qual gereichen liesse, und ihm so während seines Daseins selbst gleichsam das, was er ihm mit der einen Hand gäbe, mit der andern wieder nähme? Wär's aber nicht in der That so, wenn Tod für den Menschen völliger Vergang sein soll? Eine der ersten Funktionen, welche die Verunft bei ihm verrichtet, ist, daß sie ihm seinen dereinstigen Tod

nicht blos weissagt, sondern sonnenklar beweiset; wenn dieser nun Vernichtung für ihn ist, mus er nicht sein Schicksal verabscheuen? mus er nicht die Vernunft, welche offenbar die Urheberin dieses Abscheus ist, auch als die Quelle aller der Pein, die ihm selbiger macht, betrachten? Nimmt ihm Gott so nicht wirklich, was er ihm mit der einen Hand gab, mit der andern wieder? . . Ich will gern Alles hören, was man hiergegen sagen zu können glaubt.

„Allerdings ist's die Vernunft, welche den Menschen über seinen künftigen Tod belehrt, und, wenn ihm dis einige Pein macht, so hätte er diese freilich nicht ohne sie; Gott gab sie ihm ia aber nicht dazu, daß sie ihm diese Pein machen sollte, sondern sie macht ihm solche nur beizu, und zwar vermöge ihres eigenthümlichen Karakters, da sie dann als Schäpferin von Begriffen auch Begrisse von Zukunft bildet, um Zukunft sich bekümmert, u. s. w. Hätte ihm nun Gott etwa wohl darum lieber die Vernunft vorenthalten, und ihn aller der erhabenen Vorzüge, welche sie ihm gibt, nicht theilhaftig machen sollen, weil sie ihn auch mit seinem künftigen Vergange bekannt machen würde? Gewis, dis könnte man mit grös-

serem Rechte unvereinbar mit seiner weisen Güte finden, und so ist's nichts, als eine leere Phrase, wenn es heisst, daß Gott, was er dem Menschen mit der einen Hand gibt, mit der andern ihm wieder nehme. Die Vernunft behaupte auch nur ihren Karakter ganz, und zeige sich nicht blos als Belehrerin über den künftigen Tod, sondern auch als Trösterin über ihn; sie kann dieses so gut, wie jenes, und man erkennt daran ihre wahre Ausbildung, wenn sie nicht allein die erstere, sondern auch die letztere Funktion verrichtet, und so ihr Amt vollständig verwaltet."

Sorgfältig prüfte ich das hier Gesagte. — Wenn ich nun auch zugäbe, daß die Belehrung der Vernunft über den künftigen Tod nur beizu geschehe, und daß die daher entstehende Pein von Gott nicht beabsichtigt sei: so lasse ich mich doch damit nicht abfertigen, daß diese Pein so gering in Anschlag gebracht wird, und daß man nur von einiger Pein spricht. Sonst dachte ich selbst so, ging gar noch weiter, und leugnete dem Gedanken an Vernichtung wohl alle Peinigungskraft ab; jetzt aber bin ich von dieser blos heroischphilosophisch klingenden, im Grunde aber wider mein innerstes Gefühl streitenden Denkart völlig abge-

kommen, und mus den Saz unterschreiben, daß der Gedanke an den Tod, sobald der Tod das ganze Dasein schliesst, der traurigste unter allen Gedanken sei. Was hilfts also, daß die Vernunft die Pein, welche sie durch ihn macht, nur beizu mache? wenn doch diese von ihr beizu gemachte Pein am Ende von der Grösse ist, daß sie alle die erhabenen Vorzüge, welche die Vernunft dem Menschen ausdrücklich gibt, überwiegt — gewinnt, oder verliehrt der Mensch Mehr durch sie? ist er durch sie besser oder schlechter daran, als die übrigen Sinnenwesen, die sich blos an dem nideren Erkentnisvermögen begnügen müssen? Ists also dann nicht doch wahr, daß Gott, der Geber der Vernunft, das, was er dem Menschen mit der einen Hand durch sie gibt, mit der andern wieder ihm durch sie nehme?

So etwas kann aber durchaus mit seiner weisen Güte nicht bestehen; und — was folgt hieraus? Dis, daß Gott entweder in der That dem Menschen die Vernunft vorenthalten muste, oder daß der Mensch, sobald er sie bekam, mit ihr zugleich auch die Gewisheit seiner Dauer über das Grab hinaus bekäme. Wie er, wenn er sich seines Lebens freut, denken mus — du stirbst

einst —: so mus er auch hinzu denken dürfen — du lebst aber sterbend fort.

Sagt man denn dis nicht auch gleichsam damit, wenn man von der Vernunft begehrt, daß sie ihren Karakter ganz behaupten, und ihr Amt vollständig verwalten müsse? Dadurch behauptet sie ia eben ihren Karakter ganz, wenn sie, um nicht weit mehr als Strafe, denn als Wohlthat, zu erscheinen, auf Fortdauer des Menschen rechnet, und dabei von der einen Seite auf innere Möglichkeit derselben, und von der andern auf Gottes weise Güte, baut; und, wodurch soll sie auch eben so Trösterin über den Tod werden, wie sie Belehrerin über ihn ward, als durch den Zuruf — Mensch, bei mir und bei dem, der mich dir gab, du lebst im Tode fort! — ? Man strenge all sein Nachdenken an, man erschöpfe seine ganze Erfindungskraft — es ist unmöglich, etwas Wahrhaftigtröstendes über den Tod zu sagen, sobald er Vernichtung ist. Je mehr man etwa den Menschen zu beruhigen gedenkt, daß er doch so lange, bis die Vernichtungsstunde schlüge, ein so erhabenes Wesen gewesen sei, desto mehr mus ihn ia vor dem Gedanken grausen, daß er dis nicht ferner, nicht immer sein solle. Selbst

der so hochgerühmte Satz von ruhiger Einstimmung des Weisen in ein absolutnothwendiges Schicksal thut hier bei ihm gerade die entgegengesetzte Wirkung; denn seine Vernichtung im Tode ist nicht absolutnothwendig, vielmehr hat seine Fortdauer im Tode innere Möglichkeit. Herzhaft kehrt er daher zu seiner besseren Gedankenreihe zurück — „deine Vernunft ist ein Gottesgeschenk — ein Gottesgeschenk kann dich nicht elend machen sollen — dis würdest du aber ohne alle deine Schuld im höchsten Grade durch die Vernunft, wenn du nicht an Fortdauer im Tode glauben solltest — glaube also fest an sie."

Die geistigen Anlagen des Menschen ruhen allerdings auf seiner Sinnlichkeit, und das Sinnliche an ihm ist das Fusgestell der erhabenen Piramide — Vernunft. Haben sich seine geistigen Anlagen aber einmal zu entwickeln angefangen, so sind sie einer unendlichen Entwickelung fähig, und, ie mehr sie sich entwickeln, desto mehr können sie sich noch entwickeln. Weit über die Wolken hinaus bauet sich selbst die Piramide Vernunft, sobald sie ein=

mal steht, und spottet hernach gleichsam ihres Fusgestells.

Ich weis, wie viel diese Reflexionen auf mich wirkten, als ich noch die Untersuchungen über den Glauben an meine Fortdauer ohne Gott anstellte; werden sie Weniger, oder Mehr, auf mich wirken, wenn ich sie iezt an der Hand der Religion in mich ausführlich zurückrufe? . .

Während einer langen Pause habe ich dis gethan, und so stehen meine alten Resultate von neuem wieder vor mir da — — — „Verschwendung, grosse, ungeheure Verschwendung wäre offenbar mit den geistigen Anlagen und Kräften des Menschen getrieben, wenn Tod für ihn die letzte Katastrophe wäre, und sein Dasein sich blos auf dieses kurze und unbedeutende Leben erstrecken sollte; eine Verschwendung, die um so unbegreiflicher wäre, ie weniger man sie sonst irgendwo an allen Erdenerscheinungen, und sogar am menschlichen Körper selbst, antrift. Dieser wird, wenn nichts Widriges dazwischen kommt, in der That das, was er werden soll und kann; der menschliche Geist aber bleibt auch unter den begünstigendsten Umständen mit seinem wirklichen Werden gegen sein Werdenkönnen in einem so unebenmässi-

gen Verhältnis zurück, daß man sich dieses noch viel zu undarstellend versinnlichen würde, wenn man sich einen gewordenen Zwerg aus einem werdenkönnenden Riesen denken wollte."

Frage nun — wer hätte diese Verschwendung mit Kräften getrieben?

Antwort — Gott...

Hier, ich gestehe es freudigst, geschieht mir ein starker elektrischer Schlag. Wer Verschwendung treibt, der treibt sie entweder absichtlich, oder nicht; welches von Beiden soll ich auf Gott kommen lassen?

Das Erstere nennt man mit Recht Uebermuth; wie? und ich sollte an einen übermüthigen Schäpfer glauben? Der unermeßliche und unerschöpfliche Kraftreichthum, den Gott besässe, würde ihm nicht etwa bei dem übermässigsten unnützen Kraftaufwande einen anständigeren Anstrich geben; denn ein solcher Kraftaufwand bleibt immer Thorheit. Das Letztere würde, glimpflich ausgedrückt, Kurzsichtigkeit heissen; also ein kurzsichtiger Schäpfer, ein Schäpfer, der nicht gehörigen Ueberschlag zu machen verstanden, ein Gott, der sich verrechnet hätte? Ist auch wohl so eine Verrechnung denkbar, vermöge welcher ein We-

sen, das nur ein Jahrhundert hindurch da sein sollte, so eingerichtet werden könnte, als wenn es zu einer Ewigkeit bestimmt wäre? oder soll etwa die unendliche Grösse Gottes auch darin bestehen, daß er sich unendlich verrechnen könne?

Wenn mein Gott, an den ich glaube, nicht nur kein Götze, sondern auch kein Gott nach kindischem Zuschnitt grauer Vorwelt, kein mit menschlichen Leidenschaften und Unvollkommenheiten ausstaffirter Zevs oder Jupiter, sein soll: so mus ich schon deshalb alle solche Vorstellungen von ihm verabscheuen, gesetzt auch, daß ich seine übrigen Schäpfungen dabei nicht zu Rathe zöge. Wozu sind denn aber diese für mich da, wozu habe ich meine Vernunft, wenn ich Gott nicht die Ehre anthun, sie sorgfältig betrachten, und dadurch auch noch die vollkommenste Ueberzeugung in mir aufrichten wollte, daß er nirgends und auf keine Weise zu solchen Vorstellungen von sich Recht, oder auch nur Anlas, gegeben hätte? Wo ist in der ganzen Schäpfung offenbarer Uebermuth mit Anlagen und Kräften, als getrieben, erweislich? wo findet in ihr auch nur vorgegangene Verrechnung dabei wirklich Statt? Mit blossen phisischen Kräften wäre also keine Verschwen-

von Gott begangen worden, wohl aber mit den geistigen, und noch dazu mit den erhabensten geistigen Kräften? Ein und dasselbe Geschäpf — der Mensch — wäre von der einen Seite, von Seiten seines Körpers, ein Denkmal göttlicher Weisheit, und von der andern, von Seiten des Geistes, ein Denkmal göttlicher Thorheit?

Nein, das kann nicht sein; ich mus vielmehr so schliessen — verherrlicht die nidere sinnliche Natur des Menschen durch ihre Einrichtung schon Gott, wie vielmehr wird die Einrichtung seiner höheren, seiner übersinnlichen Natur, Gott verherrlichen sollen! Dis kann sie aber nur dann, wenn alles das, was für ietzt offenbares Uebermaas von Kräften an ihr ist, auch noch zu einstiger Entwickelung und zu einstigem Gebrauche bestimmt ist, und wenn die menschliche Perfektibilität ins Unendliche ein Wink vom unendlichen menschlichen Sein ward. Dann steigt die Bewunderung Gottes durch die in ihrer Art einzige Wesenseinrichtung, durch die Einrichtung der geistigen Natur des Menschen, in demselben Grade, in welchem sie sonst unrettbar sinken müste. Ich sage also nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß hier die Religion mich in der That zwinge, an ewige

menschliche Fordauer zu glauben. Ein Allweiser hat dem menschlichen Geiste ganz und gar unzuverbrauchende und völlig unerschöpfliche Kräfte gegeben, und ihn eines ewigen Wachsthums fähig gemacht — was hat er anders damit gethan, als — auch ewiges Bestehen ihm verbürgt?

Schon fühle ich immer mehr, daß der hinzukommende Gedanke an Gott meiner Zuversicht auf die Gewisheit meiner mir über Alles theuren Erwartungen noch hohe Stärkungen gewähre; wer weis, wie über alle Vermuthung hoch diese Stärkungen von andern Seiten her noch steigen können! Jetzt verweile ich mich nur immer blos noch bei der Wesenseinrichtung des Menschen selbst, und so will ich auch das Letzte, was ich dahin rechnen mag, noch gleich mitnehmen.

Der Mensch fühlt seine unbegrenzte Perfektibilität, und ist seinem Wesenseinrichter dankbar für sie. Nicht vergeblich lässt er sie sich gegeben sein, sondern benutzt sie wacker, und, wie er sieht, daß er eines immerwährenden geistigen Wachsthums fähig sei, so bestrebt er sich auch wirklich, unaufhörlich geistig zu wachsen.

Der Vorwurf, welchen man seinem Geschlechte macht, daß dis nur der Fall bei den Wenigsten sei, und daß die Mehresten ihre geistige Perfektibilität nicht hochschätzten, wohl aber lebhaften Verdrus darüber bezeigten, wenn ihr sinnliches Wohlleben sich nicht recht vervollkomnen lassen wolle, könnte immerhin gegründet sein; er wäre doch von keinem Gegengewicht. Als ich die erste Reihe meiner Betrachtungen anstellte, habe ich mir dis schon ausführlich dargethan; also — iezt nur Folgendes davon. — — Millionen von Menschen leben sogar, ohne ihrer geistigen Perfektibilität deutlich bewust zu sein, und sterben, ohne ihrer deutlich bewust zu werden; woher aber dis? Sie erwachsen und leben unter Nationen, die noch ohne alle Vernunftkultur sind; wer wird aber daraus schliessen wollen, daß es nicht zum eigenthümlichen Karakter des menschlichen Geistes gehöre, sich seiner Ausbildungsfähigkeit bewust zu werden? In der That, sonst könnte man auch von Menschen, die von Thieren erzogen würden, und daher auf Vieren gingen, wie diese, den Schlus machen, daß es nicht zum eigenthümlichen Karakter des menschlichen Körpers gehöre, sich blos auf den Füssen zu tragen. Wo noch gar keine Ver-

nunftkultur ist, da ist freilich auch kein Gewahrwerden der Möglichkeit ihrer noch immer weiteren Fortschreitung denkbar; und ebenso, wo nur dürftige Vernunftkultur ist, da sucht man lieber das sinnliche Wohlleben recht zu vervollkomnen, und schätzt die geistige Perfektibilität wenig. An wem aber Vernunftkultur von Jugend auf betrieben ward, der schätzt gewis die herrliche Einrichtung seines Wesens, geistig ohne Grenzen wachsen zu können, über Alles, betreibt sein geistiges Wachsthum mit Zurücksetzung des sinnlichen Wohllebens sogar, und findet in ihm seine eigentliche Seligkeit.

Dis ist mein Bild vom Menschen; dieses habe ich jetzt vor mir, und ich würde mich schämen, wenn es nicht mein eigenes Bild wäre, würde mich aber auch für einen Verleumder meines Geschlechts halten, wenn ich nicht glauben wollte, daß ausser mir auch Menschen in liebenswürdiger Menge dasselbe tragen. Vielmehr kenne ich Herrliche genug, die über die Ausbildung ihrer geistigen Natur beinahe ihrer sinnlichen Natur vergessen, Weisheit nur für Reichthum, Tugend nur für Macht, halten, geistigen Gewinn blos als Gewinn anerkennen, und in dieser Art von Gewinn-

sucht es mit den ärgsten Geitzhälsen und Gewaltgierigen aufnehmen.

Was ist es denn mit diesem so ehrwürdigen Gange, den der menschliche Geist nimmt? Er ist ebenso eine Veranstaltung Gottes, wie die Perfektibilität des menschlichen Geistes selbst. Sobald nehmlich der Mensch zum deutlichen Bewustsein von dieser gelangt, erscheint sie ihm als die schönste Mitgabe, die ihm vom Schöpfer gereicht ward, und sofort mus er sie als solche behandeln; denn es liegt tief in seinem Wesen, nach dem, was ihn reitzt, zu streben, und in der Masse darnach zu streben, wie es ihn reitzt. Gott selbst verleitet ihn also zum unersättlichen Streben nach immer höherer geistigen Vollkommenheit, und es ist Gottes ausdrücklicher Wille, daß er so unersättlich darnach streben soll.

Auch hier kann es mir nicht entgehen, daß die Einmischung der Oberbehörde, Gottes, weit stärker auf mich wirke, als die blosse Unterbehörde, Natur, und daß es sich aus eigentlichen Wesenseinrichtungen auf Bestimmung der Dinge weit zuverlässiger schliessen lasse, wenn sie ein Allweiser und Allheiliger gemacht hat, als wenn sie von blossen Urkräften, die sich selbst determinirten, her-

rühren. Wenn eine Gottheit den Menschen so eingerichtet hat, daß er in geistigem Betracht ins Unendliche sich ausbilden kann, und auch ins Unendliche sich auszubilden strebt — wird ihm diese Ausbildung, dieses Wachsthum ins Unendliche nicht gelingen müssen? Wer sollt's ihm wehren — wer?

„Der, der's ihm wirklich wehrt — der Tod. Was hilfts, daß die Piramide, Vernunft, bis über die Wolken und über die Milchstrasse weg steigen kann? wenn ihr Fusgestell, der Körper, zu seiner Zeit einsinkt — stürzt sie alsdann nicht gleich zu Boden?"

Vergesset ihr, die ihr so sprechet, denn ganz, daß der Geist, wenn er auch nicht ohne Körper bestehen kann, doch zu seinem Bestande nicht gerade seines Körpers so, wie selbiger iezt ist, bedürfe? Vergesset ihr ganz, daß der Verfall der gröberen Organisation, die nur seine mittelbare Hülle ist, keineswegs den Verfall der feineren, die ihn unmittelbar umhüllt, und aus dem vorzüglichsten Grundstof seines Körpers besteht, schlechterdings nothwendig mache? Vergesset ihr ganz, daß die feinere Organisation sich iezt schon in einer gewissen Unabhängigkeit von der gröberen befinde,

daß sie, wenn sie durch den Tod der Aussenwelt die nächste würde, von dieser auch auf andere Weise, als durch die gröbere, erhalten werden könne, und daß sie diese ihre Erhaltung alsdann weit vollkommener nehmen werde, so, daß die Piramide, Vernunft, statt durch den Tod umzustürzen, nicht nur gleichfest fortstehen, sondern auch noch schneller und höher sich erheben könne?

„Wenn nun aber auch der Tod an sich dem Menschen es nicht geradezu und schlechterdings wehrte, daß ihm sein geistiges Wachsthum ins Unendliche gelänge — könnts nicht Gott selbst durch den Tod ihm wehren? Wird nicht also wohl gar die Sache der Fortdauer des Menschen im Tode dadurch auf das Schlüpfrigere gestellt, daß man einen Allmächtigen in sie mischt?“

Ich will iezt noch nicht darüber nachdenken, ob Gott dis auch nur könnte; wird er's wollen — er, der allmächtige **Weise**? Wie? erst verleitete er den Menschen durch seine Perfektibilität, sich unablässig zu vervolkomnen, und dann wehrte er es ihm doch? Erst wäre es sein Wille, daß der Mensch dis thun solle, und dann wär's sein Wille wieder nicht? So etwas kann ich als ein vernünftiger Gottesverehrer nicht auf Gott

kommen lassen; vielmehr, und wenn der Mensch durch tausend Tode gehen sollte, seine Fortdauer kann dabei nichts verliehren, sondern mus eben so unendlich sein, wie seine geistigen Anlagen, und sein Bestreben, sie auszubilden. Gott hat ihm iene gegeben, und dieses dadurch in ihm gewirkt — Gott kann sich nicht selbst widersprechen. — —

So ists dann unwiderleglichwahr, daß, wenn die Wesenseinrichtung des Menschen ihm an sich schon für seine Fortdauer im Tode bürgen kann, sie ihm als ein Werk Gottes noch festere Bürgschaft dafür leiste. Freudiger noch, als vorher, komme ich schon von dieser ersten Betrachtung, welche ich an der Hand der Religion über meinen Lieblingsgegenstand anstellte, zurück.

Zweite Betrachtung.

Gott
als Freund der Weisen und Guten.

Gott kann nicht erst wollen, und dann wieder nicht wollen, daß der Mensch unaufhörlich sich geistig vervolkomne — so dacht' ich letzthin, und glaubte daraus auf immerwährende Fortdauer des Menschen schliessen zu müssen. Ich hatte es also blos mit der Unmöglichkeit eines Widerspruchs im göttlichen Willen zu thun; ietzt will ich das unbegrenzte menschliche Streben nach höherer Ausbildung, wozu Gott selbst der Verleiter ward, auch noch von einer andern Seite betrachten.

Läge es auch nicht im Wesen des Menschen, daß er, sobald er etwas schön und reitzend findet, darnach streben müste, es sei auch, was es sei, und daß er folglich auch nach immer höherer geistigen Vollkommenheit, die ihn über Alles reitzt, streben mus: so sähe doch der Mensch als ein Vernunftwesen bald ein, daß geistiges Wachsthum

seine eigentliche Bestimmung sei, und müste sichs also selbst zur ersten Pflicht machen, dasselbe auf das eifrigste zu betreiben. Streben nicht alle andere Erdenwesen ihrer Bestimmung entgegen, und er wollte allein von der seinigen zurückbleiben? In ihm sollte nicht die Vernunft das bewirken, was in jenen Mechanismus und Instinkt bewirken? Sobald er nun aber seiner erhabenen Bestimmung wirklich mit Eifer entgegen strebt, darf er wohl fürchten, daß er um sie gebracht werden werde? Wo hat denn seine Bestimmung, wie die Bestimmungen der übrigen Erdenwesen, ein Ende? Kann er nicht ewig geistig wachsen? Wenn er nun auch gern ewig geistig wachsen möchte, wird er nicht ewig geistig wachsen? So fand ich die Sache schon, als ich Gott noch nicht hinzu dachte, und fragte mich selbst, was wohl wahrscheinlicher sei — daß ein Wesen, welches eine unendliche Laufbahn von Weisheit und Tugend vor sich sieht, freudig in sie eintritt, und wacker in ihr fortgeht, nicht etwa erst mitten in derselben, sondern schon, wenn es kaum einige feste Tritte auf ihr gethan, grausam aufgehalten, aus ihr zurückgestossen, und wie zur Strafe dafür, daß es mit der ihm angemessenen Würde existiren wollte,

ausser alle Existenz versetzt werden werde — oder — daß es zum verdienten Lohne dafür in einen höheren Zustand übergehen werde, wo es noch würdiger existiren, und auf seiner herrlichen Laufbahn noch schnellere und glücklichere Fortschritte thun könnte. Meine Vernunft stimmte für das Letztere.

Fast möchte ich mich selbst in Verdacht darüber nehmen, daß mich schon damals die Idee der Gottheit ohne mein Gewahrwerden bei Beantwortung dieser Frage leitete; wäre dis aber auch nicht der Fall gewesen, sollte sie nicht nun wenigstens durch ihre wirkliche Dazukunft meine gegebene Antwort auf der Stelle bestätigen? Gott ist die höchste Weisheit und Heiligkeit selbst; wie lieb und werth müssen ihm seine Vernunftwesen sein, die mit unersättlichem Triebe auch nach Weisheit und Heiligkeit streben! Wäre es möglich, daß er sie ie aufgeben, zu sein ganz aufhören lassen könnte?

„Du folgerst zu viel. Das ist wahr — Gott mus sein höchstes Wohlgefallen an weisen und guten Menschen haben, und darauf können sie sich sterbend noch verlassen, daß sie sein liebster Gegenstand auf Erden gewesen sind; damit ists aber

auch abgethan, und, wenn du von menschlicher Gottgefälligkeit auf menschliche Unvergänglichkeit schliessen willst, so könntest du am Ende gar schliessen, daß auch die menschlichen Handlungen, durch welche die Gottgefälligkeit entsteht, unvergänglich und ewigdauernd sein müsten. Sie selbst, die Weisen und Guten, brauchen übrigens über ihren Vergang nicht zu seufzen; Niemand kann vielmehr den Gang ins Nichts heiterer antreten, als sie, da sie das Bewustsein haben, so lange sie existirten, mit Ehren existirt, die Würde ihrer Natur behauptet, und den Beifall der Gottheit genossen zu haben."

Welch einen seltsamen Vergleich hörte ich hier! Das ist ia nicht möglich, daß menschliche Handlungen von ewiger Fortdauer sein können — es müsten dann ihre ewigen Folgen damit gemeint werden, wovon iedoch hier die Rede nicht ist; der Sinn aber, welchen sie der Reihe nach und immer von neuem wieder ausdrücken, kann von ewiger Fortdauer sein, denn die Fortexistenz der Handelnden selbst im Tode hat innere Möglichkeit, und so käme es ia doch nur auf Gott an, daß er sie fortexistiren liesse. Wie? und er wäre ihr Freund, und wollte ihr Freund nicht länger sein, nicht ewig

sein? Sie könnten, wenn er nur wollte, ferner mit Ehren existiren, und die Würde ihrer Natur noch herrlicher behaupten; zwingt er ihnen also nicht die gerechtesten Seufzer ab, wenn sie den Gang ins Nichts antreten sollen?

Ich will damit nicht sagen, daß die Aussicht nach diesem Gange hin ihnen ihre höhere Ausbildung ganz und gar verleiden müste, so, daß sie etwa seufzten — „machten wir's doch nun lieber auch so, wie die grobsinnlichen Menschen, und liessen alle Weisheit, alle Tugend, alle Religion linker Hand liegen, und genössen blos!“ Mit Recht müste ihnen darauf geantwortet werden — „es steht ja bei euch, daß ihr so thun könnet, wenn ihr wollet; warum thut ihr's nicht, wenn ihr es für besser findet? Ihr sehet aber selbst ein, daß die wahren Genüsse eines Vernunftwesens nicht in sinnlichem Wohlleben, sondern im freudigen Bewustsein geistiger Ausbildung, bestehen, und darum ists euch so, als müstet ihr schlechterdings nach diesem streben. Könnte nun der Gedanke, daß alle geistige Ausbildung einst in Nichts verwandelt würde, euch solche Ausbildung verleiden, so würde ja alles sinnliche Wohlleben einst auch in Nichts verwandelt, und so müste die Vorstellung hiervon euch solch Wohlleben ebenfals verleiden.“

Nein, es ist hier von ganz andern Seufzern die Rede, von Seufzern, die dem wahren Menschen zur Ehre gereichen, und die mein Innerstes bewegen. Es ist mir, als hörte ich auf folgende Weise seufzen — — —

„Das weis ich wohl, daß mir's deshalb nicht leid sein dürfte, mein Uebersinnliches mehr, als mein Sinnliches, gepflegt, und meine höhere Ausbildung wacker betrieben zu haben, wenn auch Alles am Ende mit Nichts sich für mich schlösse. Ich hatte die Ehre, von menschlicher Natur zu sein, und so muste ich dieser Ehre auch durch wahres Menschsein erst wahrhaftig würdig werden. Mit meiner Würdigkeit wuchs auch meine Seligkeit; wer wird mehr gelohnt, als ich? Das Licht, das noch immer mehr in meinem Verstande aufgeht — der Friede, welcher sich bei Rechtschaffenheit noch immer überschwenglicher über mein Herz ausbreitet — die überirdischen Wonnen, welche ich, ie länger, desto reiner, in meinem trauteren Umgange mit Gott geniesse — — o wie viel sind sie mir, wie viel sollen sie mir sein bis an meinen letzten Augenblick! Aber eben darum — ach, daß doch kein Tod wäre, oder daß, wenn er einmal sein mus, er nicht mich, sondern nur meine grö-

bere Hülle, zerstörte! Und — so könnts ia doch sein, wenn du, unendliches Wesen, nur wolltest — — warum willst du denn nicht? Kannst du deinen Treuen verstossen — auch nur verlassen? Warst du's nicht, der mir Kraft und Trieb, mich geistig zu vervollkomnen, reichte? That ich nicht deinen Willen dadurch? Hatte ich nicht deinen Beifall dafür? Nun — und noch immer mehr, ewig mehr könnte ich mich vervollkomnen, und möcht's auch über Alles gern, und würde dir dadurch noch immer wohlgefälliger, und — das soll dennoch nicht sein? O ewig schade wenigstens um meine guten Einsichten, Gesinnungen und Fertigkeiten! Auch das Eigenthum Anderer können sie bei meinem Vergange nicht einmal werden, so, wie meine unbedeutenderen äuserlichen Güter. Mag ich auch, so lange ich bin, noch so viel Würdigkeit und Seligkeit davon haben, wie wird mir, wie mus mir werden, wenn ich denke — „„dafür, daß du Alles thatst, um deinen Geist und dein Herz auszubilden, soll dieses Herz einst aufhören, gesinnt zu sein, dieser Geist aufhören, zu denken — dafür, daß du den Ewigen so innig, so heilig anbetetest, soll der schauderhafte Ruf ins Nichts der Bescheid sein, welchen du auf

dein letztes frommes Gebeth erhältst!" " — o wehe, wehe mir Armen!!!"

Ich kann nicht umhin, diesem Seufzenden von edlerer Art Gerechtigkeit widerfaren zu lassen; er seufzt mir auf den Vernichtungsfall aus der Seele. So ist mir's dann aber auch unmöglich, zu fürchten, daß Gott uns so zu seufzen zwingen könnte; bei seiner Weisheit und Heiligkeit — er kann die nicht lassen, die ihn nicht lassen, und seine Weisen und Guten müssen lebend und sterbend auf ihn hoffen können. Lohnen, lohnen wird er sie dafür, daß sie dem Weisheits- und Heiligkeitstriebe, den er selbst ihnen einhauchte, und der ihren Daseinstrieb erst recht adelt, so unersättlich nachhingen; mit Unsterblichkeit wird er sie lohnen, und wird machen, daß sie in künftigen Aeonen das immer mehr noch werden mögen, wozu er sie offenbar schuf, und was sie so gern sein wollen. Diese Vorstellungen ergreifen mich mit einer solchen Ueberzeugungskraft, daß ich nun, wenn ich an iene menschlichen Seufzer noch einmal zurückdenke, Gott gleichsam höre, wie er väterlich darauf antwortet — — —

„„Fürchtet nichts, ihr meine Freunde, meine Lieblinge! Ihr haltet den hohen Beruf der Ver-

nunftwesen, den Beruf zur Weisheit und Tugend, in Ehren, und sollt ihn dafür ewig betreiben. Nie soll der Geist, der so angestrengt nachdenkt, ganz aufhören, zu denken — nie das Gemüth, das nicht edel genug wollen kann, ganz aufhören, zu wollen; nie sollet ihr aufhören, meine Verehrer zu sein. Eure guten Kenntnisse, Neigungen und Fertigkeiten sollen euer unverletzliches Eigenthum bleiben; eure Seligkeit soll dauern ohne Ende, wie eure Würdigkeit. Dafür, daß ihr euer Uebersinnliches mehr pflegtet, wie euer Sinnliches, soll euch auch der Tod nicht schaden, sondern blos eure gröbere Hülle, deren ihr entbehren möget, keineswegs aber die euch unentbehrliche feinere, und so euch selbst, zerstören. Er war nun einmal unvermeidlich; euer gegenwärtiger Erdenkörper konnte nur auf einen gewissen Zeitraum bestehen, ihr mußtet ihn aber haben, um die erste Geisteserziehung durch ihn zu erhalten, und während seiner Dauer den Grund dazu zu legen, daß ihr hernach höherer Bildung empfänglich würdet. Statt, daß der Tod euch schaden könnte, soll er vielmehr von größtem Segen für euch sein. Die engen geistigen Schranken, welche euch der Erdenkörper setzt, nehmen mit seinem Vergange auch Vergang, und euer

wahres menschliches Sein wird sich mit dem Tode erst recht entwickeln, und über alle eure Erwartung ausdehnen. Viel weiter sollet ihr dann sehen, viel tiefer überall einblicken, ihr Freunde des Wahren — viel reiner sollet ihr empfinden, viel schneller euch hoch entschliessen, viel kraftvoller wirken, ihr Freunde des Guten — und Alle, die ihr euch in den dunkeln Thälern des Todes schon so herzlich an mich schlosset, sollet ihr auf den lichten Höhen der Unsterblichkeit in einer Art von allerinnigster Gemeinschaft mit mir stehen, von der ihr iezt noch keine Vorstellung euch zu bilden fähig seid. Verlasset euch auf euern allmächtigen Freund, und entehret ihn nicht weiter durch Furcht vor Vernichtung und durch daher entstehendes Seufzen über euern Tod; sein Wille war, daß ihr weise und gut würdet — denket ihr recht hierüber nach, so mus eure Vernunft euch gleich sagen, daß ihr es unmöglich könnet werden sollen, um über lang oder kurz Nichts zu werden, sondern um es ewig noch immer mehr zu werden.“ “

Die Sprache, welche ich iezt hörte, ist doch gewis eine göttlichere, eine Gottes würdigere Sprache, als der schauderhafte Ruf ins Nichts sein würde, wenn ihn weise und gute Menschen ster-

bend vom obersten Weisen und Heiligen bekämen. Es ist also sichtbar, daß auch hier die Gottesidee dem Glauben an menschliche Zukunft auf das glücklichste zu Hülfe komme. Als Freund der Weisen und Guten dachte ich mir Gott; ich will diese Betrachtung noch auf eine andere Weise anstellen, um zu sehen, was auch dann für menschliche Fortdauer aus ihr folge. — —

Gott ist die höchste Weisheit und Heiligkeit selbst, sprach ich; wie könnte er seine Vernunftwesen, die auch nach Weisheit und Heiligkeit unersättlich streben, ie aufgeben? . . Werden nun diese aber nicht auch dadurch, daß sie so thun, immer mehr sein Bild? Sollte Gott sein Bild nicht schätzen? und, wenn er es schätzen muß, wird er es ie der Zerstörung Preis geben?

„So könntest du Alles zum Bilde Gottes machen, und ebenso auf allgemeine Unvergänglichkeit schliessen. Gott ist auch das höchste Dasein; mithin wäre Alles, was da ist, sein Bild, und müste unvergänglich sein. Oder — Gott ist auch das höchste Leben; Alles also, was lebt, wäre sein Bild, und müste unsterblich sein. Oder — Gott ist auch die höchste Kraft; Alles also, was wirkt, wäre sein Bild, und müste ewig wir-

ken. Du siehst, daß aus deinem Argument vom Bilde Gottes für Fortdauer im Tode nichts folge.

Kann man aber auch wohl Dasein, Leben, und Kraft blos an sich, mit Weisheit und Heiligkeit in gleichen Rang stellen? Dis wäre ebenso, als wenn man einem blossen Sinnenwesen und einem Vernunftwesen gleichen Rang geben wollte. Wir haben's hier nicht von den Seiten her mit dem Menschen zu thun, die er mit der übrigen Sinnenwelt gemein hat, sondern von denen, welche ihn vor dieser auszeichnen, und ihm die eigentliche Gottähnlichkeit geben. Als Vernunftwesen wird er betrachtet, und da ist schon iedes Vernunftwesen b l o s a l s s o l c h e s ein Schein von der Gottheit, von dem allerhöchsten Geiste, in der Masse aber, wie es sich immer mehr ausbildet, wird es auch noch immer Gottdarstellender. Mag es immerhin als ein geschaffenes Wesen ein beschränktes Wesen sein und bleiben, so kann es doch seine Schranken von Zeit zu Zeit erweitern, und, wenn es dis thut, so nähert es sich auch immer mehr Gott, ohne ihn ie zu erreichen. Ein wahres Bild Gottes ist also der Mensch, der unersättlich nach Weisheit und Tugend, oder nach Ausbildung als Vernunftwesen, strebt, und so immer

weiser und heiliger wird; kein anderes Wesen ist mit Zuverlässigkeit bekannt, das sich in dieser Hinsicht mit ihm messen könnte. Die ganze Sinnenwelt ist nicht weise und gut an sich selbst, sondern ist nur weise und gut eingerichtet; in ihr gibts also kein eigentliches Bild Gottes, sondern Alles darin ist blos Zeugnis, Denkmal Gottes, Denkmal seiner höchsten Weisheit und Güte.

„Hast du nicht selbst die Sonne ein Bild Gottes genannt?"

Nein, nur ein Gleichnis Gottes, ein blosses Illustrans seiner Alles belebenden Gegenwart, seines überall wohlthätigen Einflusses u. s. w. Bild Gottes ist sie nicht, wenigstens in dem erhabenen Verstande nicht, in welchem es der Mensch ist, der die höheren Eigenschaften Gottes durch sich nicht blos versinnlicht, sondern sie wirklich sich erwirbt, wirklich besitzt, und dadurch eigentliche Gottähnlichkeit hat. Nun mus aber Gott sein Bild schätzen, oder er schätzte sich selbst nicht. Alle Werthschätzung, die Gott den Weisen und Guten erzeigt, ist im Grunde nichts Anderes, als Werthschätzung, die er sich selbst erzeigt. Sollte er aber etwa sich nicht selbst schätzen? So wäre er ja nicht der Allselige. Alle unsere Seligkeit ent-

springt aus dem Gefühle unseres Werths, den uns weise Einsichten und heilige Gesinnungen geben; so entspringt auch die höchste Seligkeit Gottes aus der allerdeutlichsten und allerlebendigsten Einsicht seines allerhöchsten Werths, den ihm die höchste Weisheit und Heiligkeit geben.

„So kann ichs dir ia auch ebenso gern zugeben, daß Gott weise und gute Menschen, als sein Bild, schätze, wie ich dir zugab, daß er überhaupt sein höchstes Wohlgefallen an ihnen habe; daraus folgt aber noch gar nicht, daß er sie nie der Zerstörung Preis geben werde. Gott schätzt Alles, woran Vollkommenheit ist; ists deswegen der endlichen Zerstörung nicht ausgesetzt? Er schätzt das Vollkommene aller Art, so lange es da ist.“

Die Vollkommenheit der Sinnenwelt kann nicht immer sein; das Geistigvollkommene am Menschen aber kann immer sein, und noch immer zunehmen, sobald Gott nur will. Dieses ist sein Bild, und von seinem Bilde ist hier die Rede; so ists unmöglich, daß Gott sein Bild schätzen, und nicht auch vor Zerstörung schützen sollte.

„Vor Zerstörung schützte er es dann eigentlich nur nicht, wenn er das menschliche Ge-

schlecht Vergang nehmen liesse; dieses dauert aber wirklich immer fort, und so gibt es unaufhörlich weise und gute Menschen, die immer wieder von neuem sein Bild sind; folglich erhält er ja in der That sein Bild zu ewigen Zeiten, und es bleibt bei aller Zerstörung der Individuen doch unzerstört in der Art.“

Daran ist kein Zweifel, daß es immer weise und gute Menschen geben werde — vorausgesetzt nehmlich, daß der Planet, der der Menschheit zum Aufenthalte angewiesen ist, nicht selbst Vergang nehme; jeder weise und gute Mensch ist aber ein Bild Gottes an und vor sich, und mus als solches auf immerwährende Fortdauer rechnen können, und — wenn auch der Planet Erde Vergang nehmen sollte. Eine solche Vertheidigung Gottes über menschliche Vernichtung durch den Tod, wie jene, ist empörend; denn sie grenzt an Spötterei, die man mit Gottes eigenem Bilde treibt.

„Wie aber, wenn alle Weisheit und Tugend der Menschen zusammen, als so viel einzelne und zerstreute Züge, das eigentliche Bild Gottes erst ausmachten, und so die Menschheit im Ganzen den Allweisen und Allheiligen darstellen sollte?“

Das wäre ja ein seltsames Bild, wovon die Züge, welche es zusammen ausmachten, aus allen Himmelsstrichen erst zusammengesucht werden müssten, und wie mancher derselben möchte dann tausendmal da sein, während daß es an gewissen andern gänzlich fehlte! Auch ist aus der Geschichte kein Zeitalter bekannt, in welchem nicht die Menschheit im Ganzen vielmehr ein ungöttliches, als ein göttliches Bild, aufgestellt hätte. Die Weisen und Heiligen waren immer die Wenigeren; wehe, wehe meinem Geschlecht, wenn es nach dem grösseren Haufen zu allen Zeiten beurtheilt und gewürdigt werden sollte!

„Nun — und also, was besagt das ganze Argument von Gott, als Schätzer seines Bildes, für menschliche Fortdauer, wenn die wenigsten Menschen sein Bild wirklich sind? Einer kleinen Zahl von Weisen und Heiligen würde auf solche Weise nur Unsterblichkeit zu Theile; die übrigen Unzählichen aber träfe Vernichtung im Tode.“

Hierauf glaube ich mit Recht antworten zu können, daß auch die unweisesten und unheiligsten Menschen doch immer Vernunftwesen bleiben, und daß mithin die Grundlage zum Bilde Gottes an ihnen sich erhalte. Auch diese schätzt

Gott; er schätzt sie wenigstens als Grundlage dazu, und wird auch sie der Zerstörung nie Preis geben. Gelegenheit mus er vielmehr machen, daß sich auf ihr sein Bild einst noch erbaue, so, wie er die, welche sein Bild schon wurden, in den Stand setzen wird, es noch immer herrlicher zu werden. Für meinen Plan, den ich bei dieser Betrachtung hatte, ist es übrigens schon genug, wenn auch nur die Fortdauer der Weisen und Guten im Tode durch sie erwiesen wäre. Diese, diese, welche nach Gottähnlichkeit so herzlich strebten, werden, so gewis als Gott sein Bild schätzen mus, durch den Tod nicht Vergang nehmen, sondern sterbend wohlbehalten zu einem weiteren Leben Uebergang nehmen, wo sie sich zu noch höherer Gottähnlichkeit erheben werden.

Gott ist ihr Freund, weil sie den hohen Beruf eines Vernunftwesens, geistiges Wachsthum zu betreiben, und sein Bild zu werden, stets vor Augen haben; so wird er auch ihr Freund länger sein, als für iezt blos, er wird es ewig seyn. Sie können, wenn er nur will, unaufhörlich noch an Weisheit und Tugend wachsen, unaufhörlich sich noch immer mehr in sein Bild verklären; so wird er sie dabei schützen, und ihnen die unübersehliche

Laufbahn, welche er ihnen selbst geöfnet, und auf der sie so wacker fortschritten, nicht auch selbst wieder verschliessen. Er wird es ihnen vielmehr gönnen, durch noch immer grössere Würdigkeit auch zu noch immer grösserer Seligkeit zu gelangen; er wird sein eigenes Wohlgefallen, das er an ihnen hatte, nicht nur stets sich zu erhalten, sondern auch noch immer höher haben zu können, bedacht sein. — O wie stärkt auch auf diese Weise wieder der Glaube an Gott den Glauben an menschliche Fortdauer! Ehrwürdige Religion, führe mich immer tiefer in dein Heiligthum!

Dritte Betrachtung.

Gott
als Geber des Sittengesetzes.

Heute glaube ich eine äuserstwichtige Betrachtung über meinen Lieblingsgegenstand an der Hand der Religion anzustellen; o — daß mir dabei mein ganzes Nachdenken mehr, als ie, zu Gebote stehen möchte!!!

Es ist Einerlei, ob man den Menschen ein Vernunftwesen, oder ein sittliches Wesen, nenne; dadurch, daß er ienes ist, wird er dieses. Dis heisst mit andern Worten — den Menschen sollen nicht, wie es mit allen übrigen empfindenden Wesen der Fall ist, seine Triebe, die seine Organisation erzeugt, bei seinen Handlungen bestimmen, sondern er soll sich dabei selbst bestimmen. Im eigentlichen Verstande selbsthandeln soll er. Er soll aber nicht blos selbst handeln, sondern auch edel handeln, nicht blos eigenmächtig sich bestimmen, sondern auch wacker sich bestimmen,

und als ein sittliches Wesen auch sittlichgut sein. Darauf gehen alle die drei heiligen Funktionen, welche seine Vernunft an ihm verrichtet, hinaus. Die Vernunft lehrt ihn erstlich das Gute vom Bösen, wie das Wahre vom Falschen, unterscheiden; die Vernunft rathet ihm dann zur Wahl des Guten, weil es mit ihr übereinkommt; die Vernunft setzt ihn endlich zur Rede darüber, ob er ihren Rath befolgt habe, lobt und tadelt ihn, wie er es verdient. Ein allgemeines Gesetz macht sie ihm bekannt; er hört die Stimme desselben in seinem Innern, und es lautet also — handle immer recht aus Ueberzeugung — bestimme dich immer zum Guten, und zwar blos darum, weil es gut ist.

Daß viel einzelne Menschen dieses Gesetz in sich wirklich nicht hören, beweiset eben so wenig etwas wider die Unleugbarkeit desselben, als wenn es noch ganze Nationen nicht hören. Auf einen gewissen Grad mus freilich erst die Vernunftkultur steigen, wenn es gehört werden soll; denn es ist ia ein Vernunftgesetz, und die Vernunft spricht durch dasselbe. Wie kann die Vernunft vernehmlich sprechen, wenn sie nicht in dazu gehöriger Stärke da ist? Wie können Menschen sich verbunden glauben, immer recht zu thun, wenn sie noch

nicht einmal wissen, was Rechtthun sei? Je mehr aber die Vernunftkultur steigt, desto stärker wird auch das Gesetz gehört. Wenn es dann auch Menschen genug gibt, die bei aller Vernunftkultur doch nicht nach diesem Gesetze handeln, so ist dis kein Beweis, daß sie es nicht hörten; sie thun nur, als hörten sie's nicht, weil sie lieber unter dem Gesetze ihrer Begierden stehen wollen.

Müsten nun gleich Vernunftwesen schon, blos als solche, das Vernunftgesetz in Ehren halten, falls sie auch nicht an Gott glaubten, weil sie sonst ihren Karakter verleugneten: so mus ihnen das Gesetz doch noch ehrwürdiger werden, sobald sie es für eine Stimme Gottes in ihrem Innern, und für ein Gesetz halten, das ihnen eine Obervernunft durch ihre Untervernunft gebe. Wahrhaftiggute Menschen nehmlich, wenn sie dem Gesetze gemäs handeln, fühlen sich dabei durch den Gedanken, daß sie nach demselben Gesetze handeln, nach welchem Gott selbst handelt, sehr gehoben; rohe und grobsinnlich lebende Menschen aber werden durch die Vorstellung, daß die Stimme, auf die sie nicht hören wollen, Gottes Stimme sei, auf allerlei wichtige Nebenvorstellungen geleitet, von welchen bald die eine, bald die andere, sie doch

von zu frecher Uebertretung des Gesetzes zurückhält. Die Ehrwürdigkeit des Gesetzes gewinnt also auf ieden Fall durch seine Göttlichkeit. Eine um so sonderbarere Wendung bekommt aber die Sache, wenn wir sie auf einer gewissen andern Seite betrachten.

Bei unserem redlichsten Bestreben, dieses in unser Innerstes gleichsam geschriebene Gesetz zu halten, finden wir seine gehörige Erfüllung für uns unmöglich. Eins von Beiden hätte, wenn diese Statt finden sollen, sein müssen — wir musten entweder Mehr leisten können, oder das Gesetz muste Weniger von uns fordern. Oder — sollten wir es etwa nicht halten? Nun — wozu wäre es denn da?

So urtheilen wir schon mit Recht, ohne Gott dabei einzumischen; nun tritt aber die Gottesidee dazu, und so, wie das Gesetz uns dadurch ehrwürdiger ward, daß es ein Gottesgesetz sei, wird es uns nun auch dadurch unbegreiflicher, weil wir es nicht gehörig halten können. Wie? wer wäre der Geber des Gesetzes? Gott! die oberste Vernunft gab es uns durch unsere Vernunft. Gott kann doch als ein Allweiser das Gesetz uns unmöglich in einer andern Absicht gegeben haben, als daß

wir es halten sollten. Warum richtete er es also so ein, daß wir es nicht gehörig zu halten vermögen? Betrachte ich die Sinnenwelt, wie zweckmäßsig sind da alle Gesetze eingerichtet — wie pünktlich werden sie daher auch erfüllt! Und das Wesen, welches in der sinnlichen Welt so ein vollkommener Gesetzgeber ward, sollte in der höheren, übersinnlichen, moralischen Welt ein Gesetz gegeben haben, das den grössesten aller Fehler hätte, nehmlich den, daß die, denen es gegeben ward, es schlechterdings nicht gehörig erfüllen könnten?

Nimmermehr kann ich dis glauben. So weis ich dann aber auch keinen andern Ausweg, um aus der Verwickelung zu kommen, als daß ich so schliesse — „weil es mit dem Menschen auf dieser Seite, daß ihm das Gesetz gegeben sei, damit er es halten solle, schlechterdings gleiche Bewandnis haben mus, wie mit der Natur: so mus es, da er es nicht gehörig halten kann, auf der andern Seite eine andere Bewandnis mit ihm haben, als mit den blossen Sinnenwesen. Es mus für ihn nicht blos mit Hier und mit Jetzt abgethan sein, wie für diese; ihm mus noch ein anderweitiger und vollkommenerer Zustand bevorstehen, in dem er, nachdem er hier und ietzt sich nur dazu vorbereitete,

das Sittengesetz auch so erfüllen wird, wie die Natur ihre Gesetze erfüllt. Dann ist es als ein Gesetz zu betrachten, das ihm, der für mehrere Welten bestimmt ist, in der ersten Welt gleich ein- für allemal bekannt gemacht, und für alle übrige Welten mit gegeben ward." So, nur so ist die Ehrwürdigkeit des Gesetzes, als eines Gottesgesetzes, gerettet. So wahr also ein Allweiser das Sittengesetz dem Menschen gegeben — so wahr der Mensch mithin es halten soll, und es doch nicht gehörig halten kann, so wahr mus der Mensch auch im Tode fortdauern, um es irgend einmal noch gehörig halten zu können . . .

Hier will ich einstweilig abbrechen, um Alles, was ich bisher gedacht, auf das schärfste noch einmal zu überdenken . . .

Ich hab's gethan; nicht einmal — dreimal hab' ichs gethan. Also — nun weiter!

Manchmal war mir, als hörte ich seitwärts sprechen — „sobald das Argument von unmöglicher Erfüllung des Sittengesetzes auf einen künftigen Zustand des Menschen seine Richtigkeit hätte, bedürfte es ja Gottes nicht einmal dabei, sondern man könnt's auch ohne Religion zu seiner Beruhigung gebrauchen." Hierauf will ich

nicht einmal erwiedern, daß es überhaupt gegen alle menschliche Denkweise sei, ein Gesetz ohne Gesetzgeber zu denken; sondern — die Hand aufs Herz, ihr alle, die ihr so sprechen könntet — gibt der Glaube an einen Allweisen, der das unzuerfüllende Gesetz gegeben, bei der Sache nicht erst den Ausschlag? Bekommt nicht durch ihn der Schluss von nichtmöglicher Erfüllung des Sittengesetzes auf menschliche Fortdauer im Tode die Richtigkeit wirklich, welche ihr ihm nicht zuzugestehen scheinet?

Ich lenke nun wieder in den Weg meiner Betrachtung ein. — Das Vorhandensein eines Sittengesetzes ist unleugbar. Brauchte man auch wohl weiter etwas darüber zu sagen, als daß der Mensch, der von sinnlicher und übersinnlicher Natur zugleich ist, ebenso, wie er auf der sinnlichen Seite offenbar phisischen Gesetzen unterworfen ist, auch auf der übersinnlichen Seite einem moralischen Gesetze untergeben sein müsse? Jetzt ist also meine grosse Frage nur — ob es sich mit der Unerfüllbarkeit des Sittengesetzes wirklich so verhalte, wie angegeben ward, oder ob nicht die Schuld der Nichterfüllung an dem Menschen selbst liege. Wenn es doch gute Menschen gibt, wie es

schlechte gibt, so könnts ja auch wohl ganz gute geben, und, wenn das Gesetz von Vielen ziemlich gehalten wird, wie es von Mehreren gar nicht gehalten wird, so könnten Jene es ja auch wohl gehörig halten. Wo schon Weniger und Mehr Statt findet, da könnte auch Alles Statt finden . . .

Haben denn aber nicht gerade solche Menschen, die sich ihre sittliche Vollkommenheit am eifrigsten angelegen sein liessen, und es daher auch in der Tugend am weitsten brachten, zu allen Zeiten am meisten darüber geklagt, daß sie dem Sittengesetze nicht Genüge leisten könnten? Der Grund davon, daß ihm nicht Genüge geleistet wird, mus also ausser den Grenzen des menschlichen Willens liegen, und es mus schlechterdings dem Menschen an Vermögen dazu fehlen. So ists dann auch; es gibt eine menschliche Schwachheit, die gegenwärtig nicht zu heben ist, und die Jedem, der sie sehen will, bald in die Augen fällt.

Das moralische Gesetz verlangt erstlich, daß wir uns bei unserem gesamten Handeln nicht bestimmen lassen, sondern selbst bestimmen. Gleich hier zeigt sich an uns das Gebrechen, daß uns dis vermöge unserer ganzen Situation unmöglich wer=

de; mus uns nicht sofort der übrigen Forderungen des Gesetzes wegen, die darin bestehen, daß wir uns immer zum Guten bestimmen, und zwar blos darum immer zum Guten, weil es gut ist, bestimmen sollen, aller Muth fallen? Gewis täuscht uns nichts öfter, als unser eigener Glaube, wir hätten uns wirklich selbst bestimmt. Wir handeln nehmlich schon, oder haben gar schon gehandelt, und während des Handelns erst, oder gar erst nach vollbrachter Handlung, bieten sich uns die Vorstellungen dar, aus welchen wir allerdings auch so hätten handeln können, und nun bilden wir uns ein, daß wir in der That aus ihnen handeln, oder gehandelt haben; so träumen wir uns freier, als wir wirklich sind.

Der Mensch kann seine Reitzbarkeit wohl unter Aufsicht und in Zucht halten, übergewaltigen aber, oder gar verleugnen, kann er sie nicht; hierin liegt der erste Grund der Unmöglichkeit, sich immer selbst zum Handeln zu bestimmen. Wir müssen den sinnlichen Eindrücken offen sein, und stärkere Eindrücke müssen auch stärkere Wirkungen an uns hervorbringen. Von der individuellen Organisation eines Jeden hangt dabei nicht weniger viel ab, und, wer einmal von starker Empfindung ist,

für den werden alle an sich schon stärkere Eindrücke noch stärker angreifend. Oft geschehen nun dergleichen starke sinnliche Eindrücke auf uns ganz plötzlich und unerwartet; dadurch müssen sie ebenfals noch weit stärkere Erschütterungen an uns bewirken. Ist dann der Fall, daß wir auch fast ebenso plötzlich handeln sollen, wie werden wir handeln? Gewis — sobald unsere Zeit dazu so beschränkt ist, daß wir durchaus keine Ueberlegungen anstellen können, oder, wenn wir auch nur zu heftig erschüttert sind, als daß wir uns während der uns ia noch übrigen Augenblicke gehörig samlen konnten — nicht anders, als den erhaltenen Eindrücken gemäs! Sie sinds also dann, die uns bestimmen, nicht wir. Wollten wir noch nicht einsehen, daß sie uns bestimmen müsten, so würde uns doch die Erfarung lehren, daß sie uns wirklich bestimmten. Wo lebt der, welcher nicht, wenn er in solchen Fällen gehandelt hatte, nachher oft einsah, daß er nicht nur anders hätte handeln sollen, sondern auch anders gehandelt haben würde, wenn er nur Zeit, oder Kraft, sich zu besinnen, gehabt hätte?

Ein anderer Grund der Unmöglichkeit, sich zum Handeln immer selbst zu bestimmen, liegt

darin, daß der Mensch in seinem Leben weit früher zu handeln anfängt, als er sich selbst dazu zu bestimmen im Stande ist. Seine lange Kindheit, welche übrigens für ihn sehr einträglich ist, weil sie ihm eine lange Existenz verspricht — wie verdirbt sie ihm in dieser Hinsicht so Viel! Ich will damit nicht sagen, daß dadurch die Kraft, sich selbst zu bestimmen, ganz verlohren gehe, so, daß sie hernach und zu seiner Zeit sich gar nicht rege; so gehörig gedeihen aber kann sie doch in der That nicht dabei, daß sie das würde, was sie sein müste, wenn sie immer ihr Amt ganz verwalten sollte. Sie bricht ja nicht auf einmal und allgewaltig hervor, so, daß sie sich gleich in vollen Besitz ihrer Gerechtsame versetzen, und jede vorhergegangene Usurpation annulliren könnte; sie entwickelt sich, wie jede andere Kraft, nur nach und nach, und hält mit der Entwickelung der Vernunft gleichen Schritt. Daraus folgt, daß der erwachsende Mensch, sobald es eine Handlungsweise betrift, die er als Kind und Knabe immer beobachtet hat, unbefangen so forthandelt, und sein Selbstbestimmensvermögen kaum fühlt, und daß der Völligerwachsene oft noch eher, als er sich selbst bestimmen kann, durch die alte und daher herrschende

Handlungsweise schon fortgerissen wird. Dis begegnet auch den Weisesten zu gewissen Zeiten; und so ist Gewohnheit, die mit uns erwuchs, wie Sinnlichkeit, die uns wesentlicheigen ist, ein unzuüberwältigendes Hindernis, sich immer beim Handeln selbst zu bestimmen.

Noch ein Grund der Unmöglichkeit hiervon findet sich darin, daß der Mensch zu abhängig von Seinesgleichen ist. Wie kann der immer sich selbst bestimmen, über den Andere gebieten? Wirklich aber ist Jeder von seiner Geburt an bis an seinen Tod in der Lage, daß er sich von fremder Gebieterei über ihn nicht völlig losmachen kann. Im ganzen ersten langen Zeitraume unseres Lebens sind wir dazu verurtheilt, uns ganz nach unsern Erziehern zu richten; hören diese auf, Machteinflüsse auf uns zu haben, so treten unsere Glücksbeförderer, unsere Gönner, unsere Vorgesetzten an ihre Stelle, und wir müssen uns in vielen Dingen wenigstens nach ihnen richten. Hätten, bedürften wir dergleichen nicht, so würden wir doch lange nicht so viel Gutes stiften, als wir stiften könnten, wenn wir uns nicht auch oft nach der Gesellschaft richteten, in der wir leben. Diejenigen, welche in der höchsten Unabhängigkeit

von Andern sich zu befinden scheinen, auch wohl glauben, hangen nicht selten durch zufällige Ursachen von gewissen einzelnen, zuweilen unbedeutenden, Personen äuserst ab. Besonders beengt uns die Kraft des Beispiels sehr. Da wir sie im Anfange unseres Lebens aus wirklichem menschlichen Bedürfnis durchgängig auf uns wirken lassen musten, so lässt sie sich auch durch das ganze Leben hindurch ihr altes erlangtes Recht auf uns nicht ganz nehmen, und es gelingt uns nie, sie völligunwirksam auf uns zu machen. Wir glauben dann wohl fest, daß wir selbst handeln, und es ist doch nicht wahr; irgend ein achtungswürdiger, oder sehr geliebter Anderer steht dabei im Hintergrunde, dem wir unvermerkt nachahmen. Allgemeine Beispiele vollends müssen uns, blos als solche, in vielen Fällen bei unserem Handeln bestimmen, weil wir es mit einer ganzen Welt doch nicht anders, als nur im höchsten Nothfalle, verderben dürfen. So machts uns unsere ganze Situation unmöglich, uns immer selbst zu bestimmen. Sollte dis geschehen können, so müste unsere Organisation nicht so grosse Gewalt über uns haben; wir müsten gleich von unserer Geburt an selbst zu handeln vermögen, und müsten uns

nicht in der traurigen Nothwendigkeit befinden, Unsersgleichen auf so mannigfaltige Weise gebieterische Einflüsse auf uns einzuräumen. — —

Das Sittengesetz hat keineswegs genug daran, daß wir uns bei unserem gesamten sittlichen Thun selbst bestimmen sollen; es verlangt auch, daß wir uns immer zum Guten bestimmen sollen.

Was die Erfüllung dieser Forderung betrift, so treten uns dabei unsere Begierden offenbar in den Weg. Diese sind uns vermöge unserer sinnlichen Natur ebenso eigen, wie die Vernunft vermöge unserer geistigen Natur; mehr braucht zu ihrer Vertheidigung nicht gesagt zu werden. Ihr Wesen bringt es aber so mit sich, daß sie sich auf Alles ohne Unterschied, was mit ihnen übereinkommt, und ihnen behagt, richten, es mag Gutes, oder Böses, sein. Da ist nun das Böse oft von der Art, daß es hohe Reitze für sie hat, ihnen sehr schmeichelt, und zu ihrer Befridigung vorzüglich geschickt ist. Wenns nicht so wäre, wie könnte Böses in der Welt geschehen? Wehe aber nun auch, da es so ist, der Sittlichkeit dessen, der seinen Begierden geradezu Folge leistet! Wie unaussprechlichoft wird er Böses thun, ohne eigentlich Böses thun zu wollen! Bloß seine sinn-

lichen Begierden verleiten ihn dazu. Nun hat allerdings der Mensch dazu die Vernunft, daß er über seine Begierden wache, und sie im Zaume halte — daß er erst untersuche, ob das, wodurch sie befridigt sein wollen, auch gut, recht, erlaubt, für ihn anständig u. s. w. sei, und daß er ihnen, sobald dis nicht ist, die verlangte Befridigung versage. Hierin besteht seine Ehre, und er kann es, wenn er will, auch sehr weit darin bringen; ist er aber im Stande, es so weit zu bringen, daß sie ihn nie, nie zum Bösen verleiten?

Mit mancher seiner Begierden möchte ihm dis vieleicht gelingen, mit der aber, die sich durch besondere Stärke vor allen übrigen auszeichnet, gewis nicht, und irgend eine solche hat ieder Mensch, auch der allergebildeteste, es sei nun vermöge seiner besondern Leibesbeschaffenheit, oder vermöge seines Temperaments, oder vermöge seiner erhaltenen Erziehung, oder vermöge seiner Lebensart, u. s. f.

Jeder stark sich regenden sinnlichen Begierde ists überhaupt eigen, daß sie die Vorstellungen entweder verwirrt, oder doch die ihr widrigen verdunkelt, und dadurch die Vernunft in Ausrichtung ihres Amts stört. Glückt ihr das Erstere — wel-

ches der Fall leicht wird, wenn ihr sich ganz besonders reitzende und noch dazu neue Gegenstände und Befridigungsgelegenheiten, wie durch einen Zauberschlag herbeigeführt, darbieten — so geschieht ihr mehrentheils gar kein Widerstand, wenn es auch Böses von grossem Belang beträfe, weil das Böse in dem Augenblick als Gutes erscheint. Bringt sie's aber auch nur bis zur Verdunkelung der ihr widrigen Vorstellungen von Recht und Unrecht, so erfolgt doch der Widerstand gegen sie beim Bösen nicht mit gehöriger Stärke. Indem sie die für sie reitzende Seite der begehrten Handlung in aller Fülle hinstellt, und so die ganze Aufmerksamkeit auf selbige fesselt, verliehrt sich die moralisch-häsliche Seite der Handlung immer mehr aus den Augen; das Böse geschieht dann ebenfals sehr leicht, und der Thäter meint auch wohl wirklich recht zu handeln, indem er unrecht handelt. So, wie er zum Besinnen kommt, gehts ihm, wie dem, der in voller Gedankenverwirrung Böses that. Beide sehen den Irthum, welchen ihnen die Begierde gespielt hat, ein, und es ist ihnen weiter nichts übrig, als sichs verdriessen zu lassen, und ihren Fehler wieder gut zu machen.

Die höhere sittliche Vollkommenheit, welche ein Mensch auf dieser Seite vor vielen Andern erreicht, besteht daher in der That nur darin, daß ihm so etwas seltener geschehe, und daß er dergleichen Ideenverwirrungen und Ideenverdunkelungen, die die Begierden anrichten, und denen er nicht immer vorbauen, oder ausweichen kann, weil es ihm seine Lieblingsbegierde wenigstens nicht verstattet, seltener unterliege. Daß man kein Böses mit wirklichem und vollem Bewußtsein, daß es Böses sei, thue, und wenn es den Begierden noch so schmeichelt — dahin kann man es wohl bringen, und dahin sollte es Jeder bringen; daß man aber, auch auf das schuldloseste übereilt, oder wie gleichsam geblendet, nie in Böses willige — dahin hats noch Niemand gebracht, und wirds auch Niemand bringen. Dennoch aber will das Gesetz, daß wir Böses **gar nicht** thun sollen; so leuchtet uns dann auch hier in die Augen, daß es uns unmöglich sei, das Gesetz gehörig zu erfüllen. Sollte Jenes von uns geleistet werden, so müßte unsere sinnliche Natur sich besser zu unserer sittlichen Natur schicken, und es müßte nicht gleichsam die Eigenschaft des Bösen sein, daß es, ie böser es ist, desto reitzender für un-

sere an sich und ursprünglich unschuldigen Begierden wäre.

Ebenso muste aber auch, wenn wir gar kein Gutes unterlassen sollten, unsere sittliche Natur sich besser zu unserer sinnlichen schicken, und es müste nicht auch gleichsam eine Eigenschaft des Guten sein, daß es, in ie höherem Grade es gut ist, desto abschreckender für unsere an sich und ursprünglich unschuldigen Begierden wäre. Ihr Wesen bringt es ebenfals mit sich, daß sie Allem ohne Unterschied, was nicht mit ihnen übereinkommt, und ihnen nicht behagt, sich widersetzen, es mag Böses, oder Gutes, sein. Nun hat zwar der Mensch dazu auch die Vernunft, daß er die Begierden, wenn sie ihn vom Guten, weil sie ihren Vortheil dabei nicht finden, abhalten wollen, zur Ruhe verweise, und zum Schweigen bringe; kann er dis aber immer, immer? Es ist in voraus zu fürchten, daß die Vernunft sich hier selbst kompromittiren möchte.

Die Begierden sollen nicht verlangen, daß das Böse sie befridige; soll sie aber das Gute nicht befridigen? Was soll sie dann befridigen? Oder — sollen sie gar nicht befridigt werden? Auf diesen Fall wäre uns sogar unser Dasein nur zum

Scherz gegeben, weil es ohne Befridigung unserer Begierden gleich in sich selbst zerfallen müste. Wäre es aber um unser Dasein ein Scherz, so wär's um das uns gegebene Sittengesetz ein noch weit ärgerer Scherz. Da wir nun unser Dasein nicht zum Scherz haben können, so müssen wir auch seiner froh werden sollen, und Wohlsein und Dasein sind für uns Eins. Wir haben einen Daseinstrieb sogar bekommen; so haben wir auch einen Wohlseinstrieb. Wozu alles Verschreien des Wohlseinstriebes — will man nicht endlich gar auch den Daseinstrieb verschreien? Genug, er ist da, und der Mensch hat ihn sich selbst so wenig gegeben, als er sich den Daseinstrieb gab. Er ward ihm gegeben, und — die Vernunft billigt ihn. Sie ists, möchte man sagen, die ihn erst recht hervorruft; indem sie den Menschen fähig macht, für sein Wohlsein mehr zu sorgen, als alle andere empfindende Wesen. Sie ists, die ihn heiligt; indem sie den Menschen zur Wohlseinsverbreitung um sich her verpflichtet, die ohne eigenes Wohlsein in den mehresten Fällen gar nicht, oder doch nur kümmerlich, Statt finden kann. Sie ists, die ihn sogar gebietet; indem sie will, und wollen mus, daß der Mensch auch seinen äuserli-

chen Zustand, so lange er in selbigem ist, gehörig besorge und beschicke. In der That, es ist kaum noch der Mühe werth, den Wohlseinstrieb gegen seine Verschreier zu vertheidigen; besonders, da die heftigsten unter ihnen, sobald man sie nur in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, oder sich die Mühe gibt, als Menschen erscheinen, die recht emsig für ihr Wohlsein sorgen.

Daß ein guter Mensch seine Begierden, wenn sie durch überflüssige Forderungen ihn vom Guten abhalten wollen, zum Schweigen bringe, und so den Wohlseinstrieb im Zaume halte, wird ihm nicht schwer werden; er wird auch gewis alles Mögliche thun, diesen Trieb, wenns sein mus, sogar zu ignoriren, und den Begierden auch die nothwendigen Forderungen des Guten wegen abzuschlagen; die Frage bleibt aber — ob dis ihm immer gelingen werde. Wie vieles Gute ist keine vollkommene Pflicht für ihn! wenn er nun dafür, daß er sich dazu bestimmt, sehr leiden soll, wird er nicht Anstand nehmen, sich dazu zu bestimmen? Wird er nicht um so mehr Anstand damit nehmen, wenn der grosse Schade, den es ihm stiftet, ausgemacht gewis, der Nutzen aber, den er Andern dadurch stiften will, noch immer ungewis

ist? Mus er nicht Anstand damit nehmen, wenn er einsieht, daß der ihm dadurch erwachsende Schade von der Art sei, daß er ihn in Zukunft in Erfüllung seiner wirklichen Obliegenheiten stören könne? Selbst in Ansehung des Guten, das vollkommene Pflicht für ihn ist, können Fälle für ihn eintreten, wo sein Wohlseinstrieb durchaus die Oberhand behalten mus.

Dieser Satz wird dadurch nicht widerlegt, daß der Mensch für seine Pflichten auch sogar den Märtirertod sterben können müsse. Märtirertod ist für enthusiastische Freunde des Guten lange so schwer nicht, als ein langes Märtirerleben ist. Immer Verzicht thun sollen auf allen äuserlichen Lohn der Tugend, während daß ihn Taugenichtse überschwenglich an sich reissen — immer sich sollen zurückgesetzt, verachtet, mit Undank belohnt, beunruhigt, gedrückt, verfolgt sehen — immer für das Gute leiden, und dabei wie auf einer Folterbank allmählig vergehen sollen — — wen dis Schicksal trift, der mus zulezt erliegen, und er mus endlich aufhören, sich für das Gute hinzustellen, weil er nicht mehr dafür leiden kann. Dennoch aber will das Gesetz, daß wir Gutes nie unterlassen sollen; folglich ists abermals erwiesen, daß wir

das Gesetz nicht gehörig zu erfüllen vermögen. — —

Endlich begehrt auch das Sittengesetz, daß wir uns zum Guten blos darum bestimmen sollen, weil es gut ist. Nichts, gar nichts Anderes soll auf unsern Willen dabei wirken, als die Ueberzeugung — so ists Pflicht für dich zu thun — so handelst du deiner sittlichen Natur und Bestimmung gemäs — und, wie, sobald diese Ueberzeugung sich uns aufdringt, uns schlechterdings Nichts vom Guten abhalten soll, so soll sie uns auch nur einzig und allein dazu anhalten. Unsere Augen sollen blos auf das Gute, als übereinstimmend mit der Würde eines Vernunftwesens, gerichtet sein; gar keine Rücksichten sollen wir nehmen, auch nicht einmal einen Seitenblick sollen wir thun, es sei auf glücklichen Ausgang für uns, oder auf glücklichen Ausgang überhaupt. Hier, hier ists unstreitig, wo wir uns am meisten in unserer Schwachheit fühlen.

Wenn diese Forderung in Ansehung des glücklichen Ausgangs des Guten für uns weiter nichts besagte, als daß die Furcht vor Verlust, wie sie uns vom Guten nicht abhalten soll, uns auch nicht einzig und allein zum Guten anhalten dürfe —

oder mit andern Worten, daß wir uns nicht darum blos zum Guten bestimmen sollten, weil wir sonst, wenn wir nicht so thäten, Schaden davon hätten: so müsten wir uns vor uns selbst schämen, wenn wir das Gesetz von dieser Seite nicht erfüllten. Um was wären wir alsdann besser, als diejenigen, welche sich durch ieden zu befürchtenden Verlust vom Guten abhalten lassen? Leider steht es um Tausende so, daß sie auch ihre heiligsten Pflichten blos darum gehörig betreiben, weil sie sonst schwere Verantwortung davon hätten, hart gestraft würden, ihre Freunde und Gönner verlöhren, u. s. w. — oder daß sie Handlungen der Menschenliebe nur darum ausüben und ausüben helfen, weil sie sonst, wo nicht gar bestohlen, doch beunruhigt, immer überlaufen, als Geitzhälse verschrieen, verachtet, aus ihren Lieblingszirkeln verwiesen würden, u. s. w.; ia, ia, so stehts, und, wenn die Frage — warum thust du das Gute? — von Allen, an die sie gebracht würde, recht ehrlich beantwortet werden sollte, so würde eine ungeheure Menge oft erwiedern — blos zu meiner Sicherheit! Menschengesetze, es mögen obrigkeitliche oder bürgerliche, oder blos konventionelle, sein, vertreten häufig die Stelle des Sittengesetzes, und

geben ihren Haltern und Erfüllern das Ansehen moralischguter Menschen — weiter aber auch nichts; doch — wer verabscheuet so eine Tugend nicht auf der Stelle gleich?

Ebenso, wenn die Vorschrift — sich nicht auf glücklichen Ausgang des Guten für dich, — nur besagte, daß wir uns zum Guten nicht blos durch die Hofnung auf Gewinn, den wir davon haben, antreiben lassen sollten, so, daß wir auf keinen Fall uns dazu bestimmen würden, wenn dieser uns nicht dazu reitzte: so würden wir uns selbst wegwerfen, wenn wir klagen wollten, daß so ein Gesetz zu schwer für uns wäre. Um wen's erst so steht, daß er Gutes nicht eher thut, als bis er ansehnlichen Erwerb damit macht, der ist nicht mehr weit davon entfernt, auch Böses des Erwerbs wegen zu thun, sobald er es nur im Verborgenen thun kann. Mag es nun immerhin auch sein, daß ebenfals Tausende und abermals Tausende ihre Pflichten einzig und allein darum erfüllen, weil sie ihnen sehr einträglich sind, und daß sie die Rolle des Menschenfreundes nur spielen, um sich emporzuschwingen, Macht an sich zu reissen, gelobt und gepriesen zu werden, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, oder gar auf zehenfaches Wie-

dervergelt rechnen zu können, und Leibeigenthums-rechte über die Gegenstände ihrer Milde sich anzumassen; wer feines sittliches Gefühl hat, den ekelt auch vor so einer Tugend bald.

Aber nein — das Gesetz besagt Mehr. Hofnung auf Gewinn durch das Gute soll uns zum Guten nicht einmal mitbewegen — nicht einmal eifriger in Betreibung desselben soll sie uns machen; nicht einmal zufridener mit uns über vollbrachtes Gutes sollen wir darum sein, weil wir uns selbst darauf besser befinden. Dis wäre freilich herrlich, über Alles herrlich, und — was geht wohl über reine Tugend, wenn man sie sich so denkt? Dazu würde aber schlechterdings gehören, daß wir entweder uns selbst ganz genug sein könnten, oder daß die Welt, in der wir leben, von der Art wäre, daß wir auch durch blosses Handeln unserer sittlichen Bestimmung gemäs, wie durch einen still mit uns geschlossenen Vertrag, für unsern äuserlichen Zustand zugleich sorgten, und daß unsere Würdigkeit und unser Wohlsein wenigstens nicht grell gegen einander abstächen. Können wir uns denn aber selbst wohl ganz genug sein? O wie viel Bedürfnisse haben wir, die schlechterdings befridigt werden müssen, wenn wir auch

nur als Thäter des Guten forteristiren wollen, und deren Befridigung wir nicht anders, als von aussenher, nehmen können! Jämmerlich würden wir aber als Thäter des Guten forteristiren, wenn wir sie nicht auch oft genug angenehm befridigen könnten. Hat denn die Erde etwa auch nur ihre Genüsse für Bösewichter, so, daß die Edlen, wenn sie einmal einen davon schöpfen wollten, gleichsam in die Rechte der Bösewichter eingriffen? Ich dächte, es sollte sich gerade umgekehrt verhalten. Da nun aber zu sagen, und das Gesägel immer zu wiederholen — „thu doch nur Gutes als Gutes blos, das Gute wird gewis auch Segen für dich, ohne daß du auch nur daran denken darfst" — hiesse doch wohl des Rechtschaffenen hämisch spotten. So, wie die Sachen auf unserem Planeten von ieher standen, und noch stehen, mag sich der oft noch glücklich preisen, der durch das Gute nicht verliehrt; Gewinn davon erfolgt seltener, als nicht, und, wer einmal im Verluste dafür ist, der sei zufriden, wenn er noch blos mit einem blauen Auge davon kommt. Es ist schlechterdings nicht wahr, daß der gute Mensch für seine äuserliche Wohlfart ganz unbesorgt sein könne, weil es Jedem in der Masse, wie er gut handelt, auch gut gehe; die

Welt paßt offenbar nicht zur Tugend. So kann dann aber auch der Mensch nicht immer rein gut handeln. Eben darum, weil das Gute für ihn oft so übel ausfällt, mus er sich über die Vollbringung desselben noch mehr freuen, wenn er sich einmal wohl darauf befindet; und eben darum, weil er auf unentbehrliches Wohlsein als der beste Mensch oft vergeblich wartet, mus ihn die Aussicht dazu, wenn er schon im Thun des Guten begriffen ist, noch eifriger darin machen, ja, ihn sogar, wenn sie sich ihm vorher öfnet, zum Thun mitbewegen, wenigstens ihn noch rascher es anheben lassen. Kurz, der Mensch kann sich nicht immer ohne alle Rücksicht und ohne allen Seitenblick auf glücklichen Ausgang für sich zum Guten bestimmen.

Dennoch wird es von uns gefordert; ja, wir sollen uns sogar aller Rücksichten und aller Seitenblicke auf den glücklichen Ausgang des Guten an sich enthalten. Dis ist uns noch weniger möglich; denn auch alsdann, wenn es uns wirklich gelingt, im Enthusiasmus für das Gute uns selbst ganz und gar über das Gute zu vergessen, was ists, das uns in diesen Enthusiasmus versetzt, und uns so begeistert? Ists nicht die Vorstellung

des grossen Segens, den wir dadurch um uns her zu stiften gedenken?

Das Sittengesetz kann unmöglich uns zumuthen, daß wir ohne Zwecke handeln, und die Erreichung edler Zwecke nicht lieber wollen sollen, als ihre Nichterreichung; sonst widerspräche es sich selbst, weil es will, daß wir uns bei unserm Handeln selbst bestimmen, und nur zum Guten bestimmen sollen. Nur dann also wäre es denkbar, daß wir auf den glücklichen Ausgang des Guten an sich beim Selbstbestimmen dazu keine Rück- und Seitensicht zu nehmen vermöchten, wenn es ausgemacht wäre, daß das Gute immer gelingen müsse. Ists denn aber wohl so? O wie so wenig passt auch hier wieder die Welt zur Tugend! Der Rechtschaffene lasse sichs nur merken, daß er einen nützlichen Plan ausführen wolle; drei Bösewichter für einen setzen sich oft sogleich in volle Thätigkeit, ihm dabei entgegenzuarbeiten. Oft wollen diejenigen, welchen er wohlthun will, selbst sein Gutes nicht, und stossen es von sich. Auf eine seltsame Weise nimmt nicht selten sein Gutes durch den Gang der Dinge, der sich widernatürlich zu verschrauben beginnt, wohl gar die traurige Wendung, daß er, statt Gutes für die Welt zu

stiften, Böses für sie zu stiften fürchten mus. So ists, ia, so ists; und der Rechtschaffene sollte sich über die schöne gelungene Anwendung seiner Kräfte nicht noch weit höher freuen, als über die blosse geleistete Anwendung derselben, die so oft vergeblich, oder gar wider seinen Willen zum Schaden, geschieht? Er sollte, wenn er mitten im Betriebe des Guten herzliche Aufnahme desselben und wackere Unterstützung dabei findet, nicht noch weit eifriger fortarbeiten? Er sollte solch Gutes, wenn er gleich anfangs Beides findet, oder doch mit einer Art von Gewisheit voraussieht, nicht gleich auch rascher beginnen, und sich durch die günstige Voraussicht nicht auch dazu mitbewegen lassen? — Dennoch will das Gesetz, daß man sich auch ohne solche Rücksichten und Seitenblicke, d. h., ohne alle Rücksicht und Seitenblick auf glücklichen Ausgang des Guten überhaupt und an sich, zum Guten bestimme. Es ist also in allem Betracht unmöglich, daß ihm Genüge geleistet werde. Der Mensch kann sich nicht immer zum Guten blos darum bestimmen, weil es gut ist — er kann sich nicht einmal zum Guten immer bestimmen — er kann sogar sich nicht immer selbst bestimmen.

Wie? und ein Allweiser hätte uns ein Gesetz gegeben, das wir halten sollten, und nicht halten könnten — und dieser Allweise wäre zugleich unser Bilder, hätte theils selbst uns in unsere zur Gesetzeserfüllung gar nicht passende Lage versetzt, theils sie doch voraussehen müssen — und doch hätte er so gethan??? O so beharre ich bei meinem Schlusse — „so wahr dis ist, so wahr kanns für uns mit diesem Leben und mit dieser Welt nicht abgethan sein, sondern es mus noch ein höherer Zustand für uns eintreten, in welchem wir dem uns gegebenen Gesetze werden Genüge leisten können." — Nun kann ich doch aber auch wohl mit Recht behaupten, daß der Beweis aus der Vollkommenheit des Gesetzes und aus der Unvollkommenheit der Lage des Menschen, dem es gegeben ward, für die menschliche Fortdauer im Tode an der Hand der Religion und durch die hinzukommende Idee der Gottheit erst völligüberzeugend werde.

Vierte Betrachtung.

Fortsetzung der dritten.

Als ich nach Verlauf mehrerer Tage meiner letzteren Betrachtung nochmals nachdachte, fand ich, daß ich ihr noch Manches beizufügen hätte. Ich will dis heute thun, da ich eben bei Verrichtung einer guten Handlung tiefe Blicke in mein Herz zu thun Gelegenheit gehabt habe. — —

Es könnte Jemand sprechen — „daran ist freilich kein Zweifel, daß für sittliche Wesen auch ein Sittengesetz da sein müsse, wie für Sinnenwesen sinnliche Gesetze da sind. Auch wird gern zugegeben, daß Niemand dasselbe, wie du es angibst, gehörig zu halten vermöge, wenn er auch den besten Willen dazu hätte. Dir liegt aber der ausfürliche Beweis noch ob, daß so ein Sittengesetz da sei, und daß das Sittengesetz wirklich so laute, wie du es angibst. Sobald du es nun übertrieben angegeben hast, fällt auch dein ganzer Schlus vom gegenwärtigen Unvermögen

des Menschen auf eine höhere Zukunft des Menschen über den Haufen. Und — so ists in der That; es kann nicht so lauten, denn sonst wär's ein Gesetz für höhere Wesen, als wir sind. Gibs den Kräften des Menschen angemessen an, so kanns der Mensch halten, und der gute Mensch wirds halten, und es bedarf dann keines zweiten Lebens für uns erst noch dazu."

Der Machtsprnch, welchen ich hier höre, macht gar keinen Eindruck auf mich. Das Gesetz kann allerdings so lauten, sobald wir, wenn auch nicht im eigentlichen Verstande höhere Wesen zu werden, doch als die Wesen, die wir sind, und bleiben müssen, in einen künftigen höheren Zustand einzugehen, bestimmt sind, für den es uns dann gleich mit gegeben ward; Alles kommt also nur darauf an, ob es wirklich so laute. Wenn ich für mein Theil nicht hiervon überzeugt gewesen wäre, wie würde ich mir dann die Mühe gegeben haben, so weitläuftig darzuthun, daß der Mensch selbigem nicht Genüge leisten könne? Inzwischen, da es die Hauptsache betrift, so will ich die Gründe meiner Ueberzeugung mir selbst noch einmal vorhalten.

Das Sittengesetz verlangt angegebenermassen erstlich, daß wir zu allem unsern Handeln uns selbst bestimmen sollen; daß hier nur von solchem Handeln die Rede sei, worauf menschlicher Werth und Unwerth beruhet, brauche ich nicht erst hinzuzusetzen. Diese Forderung mus es an uns thun; denn wir sind sittliche Wesen, und darin besteht die Natur eines sittlichen Wesens, daß es frei handle, oder sich selbst bestimme. Das Sittengesetz fordert also hiermit im geringsten nichts weiter von uns, als daß wir uns als sittliche Wesen behaupten, und die Natur derselben nicht verleugnen sollen. Wie könnte es uns auch zum Guthandeln hernach auffordern, wenn es uns nicht erst zum Selbsthandeln aufforderte? Niemand handelt gut, wer sich nicht selbst dazu bestimmt; auch die beste Handlung, welche er ohnedis verrichtet, ist nicht sein, kann ihm nicht zugerechnet werden, und gibt ihm folglich nicht die geringste Güte. Also — daß wir uns selbst zum Handeln bestimmen, mus das Gesetz fordern.

Das Sittengesetz verlangt meiner Angabe nach ferner, daß wir uns immer nur zum Guten bestimmen sollen. Wozu hätten wir sonst überhaupt Begriffe von Recht und Unrecht, wozu lernten

wir Gutes und Böses unterscheiden, wenn dis nicht sein sollte? Doch wohl nicht, um, wenn wir uns zu etwas bestimmen, gar nicht darnach zu fragen, was es von Beiden sei, und den empfangenen Unterricht darüber ganz ungebraucht zu lassen? So hätte der Unterricht wegbleiben können, und er wäre das Unnützeste, was für uns veranstaltet werden konnte. Also müsten wir darum Gutes und Böses unterscheiden gelernt haben, daß wir allemal desto gewisser das Böse wählten, und uns zum Bösen bestimmten; welch eine allerabscheulichste Anstalt wäre dann der uns gegebene Unterricht darüber! Da nun keins von Beiden sein kann, so bleibt weiter nichts übrig, als daß wir ihn empfingen, um uns immer zum Guten zu bestimmen; und so mus das Gesetz auch diese Forderung an uns machen. Der erhabene Geber desselben wollte, daß wir heilig sein sollten, wie er heilig ist, und iedes sittliche Wesen hat als solches auch den Beruf erhalten, sittlichgut zu sein.

Das Sittengesetz verlangt, wie ich angab, endlich, daß wir uns zum Guten immer blos darum bestimmen sollen, weil es gut ist. Hier thut es freilich die höchste Forderung an uns; aber es mus auch diese thun, und sie folgt ebenso aus der zwei-

ten, wie die zweite aus der ersten. Wie man, wenn man sich immer selbst bestimmen soll, sich auch nur immer zum Guten bestimmen mus, so mus man auch, wenn man sich immer zum Guten bestimmen soll, sich nur darum dazu bestimmen, weil es gut ist; denn das Gute wäre uns sonst noch nicht das, was es uns als Vernunftwesen sein soll, nehmlich das Heiligste und Alles in Allem, wenn es noch irgend einer Beihülfe bedürfte, durch die es uns erst ganz an sich zöge, und uns für sich erst völlig bestimmte. Jeder fühlt ja doch auch wohl selbst, daß er dann erst recht edel gehandelt habe, wenn er sich dabei ganz aus der Sache lies, und durch das für ihn sich zeigende Glück beim Guten nicht im mindesten bereitwilliger, oder auch nur eifriger, dazu ward. Jeder sieht auch selbst ein, daß er nur dann erst mit voller Freiheit und mit voller Würde eines freien Wesens zugleich thätig sei, wenn er sich durch wahrscheinliches Gelingen seiner wackern Thätigkeit für Menschenwohl zu ihr nicht bestimmen lässt, und selbigem auch nicht den geringsten Antheil an seinen guten Handlungen einräumt. Uebrigens brauche ich kaum noch zu erwähnen, daß die Sache des Guten bei uns sehr aufs Schlüpfrige ge-

stellt sein würde, wenn wir uns zum Guten nicht blos darum bestimmen sollten, weil es gut ist. Wäre es uns erlaubt, Rücksicht dabei auf glücklichen Ausgang für uns zu nehmen, und dadurch bereitwilliger dazu zu werden, wie leicht würden wir in andern Fällen, wo unglücklicher Ausgang für uns zu befürchten ist, auf diesen auch Rücksicht nehmen, und unbereitwilliger dazu werden! Und ebenso — wäre es uns verstattet, Seitenblicke auf wahrscheinliches Gelingen des Guten an sich zu thun, und dadurch herzhafter es anzugreifen, wie bald würden wir alsdann, wenn das Mislingen des Guten wahrscheinlicher wird, auch Seitenblicke darauf thun, und dadurch den Muth dabei sinken lassen!

Das Sittengesetz lautet also wirklich so, wie ich angegeben habe, und mus so lauten. Aus diesem Grunde nun ist es dann aber auch unmöglich, daß der Mensch es gehörig erfüllen könne, und wiederum aus diesem Grunde steht dann auch der Glaube des Menschen an seine Fortdauer im Tode an der Hand Gottes, der seine auf allen Seiten beschränkte Lage theils selbst schuf, theils doch vorhersah, und ihm dessen ungeachtet so ein Gesetz gab, felsenfest. Die Tugendhaften klagten

daher, wie gesagt, über ihre Schwachheit, das Gesetz zu erfüllen, zu allen Zeiten, und die Tugendhaftesten am meisten. Dennoch machte sie eben das Gefühl dieser ihrer Schwachheit auf der Seite ihrer Hofnungen wieder stark, und sie sahen jeden Fehler, den sie wider ihren Willen begingen, als eine neue Bürgschaft für ihr künftiges Leben an.

„„Dergleichen Klagen, höre ich erwiedern, beweisen weiter nichts, als daß es gute Menschen gibt, die zugleich schwermüthig sind. Soll es wirklich so um das Sittengesetz stehen, wie angegeben wird, so rufe sich Jeder selbst zu — „thu, was du kannst, das Gesetz zu erfüllen, und — damit gut; was du nicht kannst, das kannst du nicht, und brauchst dich deshalb nicht selbst zu beunruhigen.“ Dafür, daß uns die Erfüllung des Gesetzes oft mislingt, gelingt sie uns doch auch zuweilen; hiermit müssen wir uns trösten. Dis ist aber auch unsere ganze menschliche Abfindung. Das Gesetz ist überhaupt nur dazu da, daß wir streben sollen, es zu erfüllen. „Strebe, dich immer selbst zu bestimmen — strebe, dich immer zum Guten zu bestimmen — strebe, dich immer zum Guten blos darum zu bestimmen, weil es gut

ist" — — so möchte auch wohl eigentlich das Gesetz selbst nur lauten.""

Nein, so lautets nicht; es spricht nicht — strebe, dich immer zum Guten zu bestimmen, und zwar blos darum, weil es gut ist — sondern — bestimme dich immer zum Guten u. s. w. Was aber den Satz anbetrift, daß das Gesetz, so vorgetragen, überhaupt nur dazu da sei, daß wir streben sollen, es zu erfüllen, so kann dis nicht zugegeben werden. Es wäre offenbar mit der Allweisheit seines Gebers nicht zu vereinigen, wenn dasselbe nur hierzu da wäre, und nie wirklich erfüllt werden sollte. Anfangs möchten wir es immerhin nicht erfüllen können — einstweilig möchte blosses Streben nach Erfüllung immerhin unser Loos sein; aber damit darfs dann auch nicht abgethan sein. Jener Satz ist also nur dann richtig, wenn er so hingestellt wird — das Gesetz ist jetzt und in unserem gegenwärtigen Zustande nur dazu da, daß wir streben sollen, es zu erfüllen — und auch dann wird unser eifrigstes Streben damit gemeint. Wird aber alsdann nicht auch hierdurch zugleich stillschweigends auf ein besseres Einst und auf einen künfti-

gen vollkommeneren Zustand für uns hingewiesen?

Ein anderer Satz, den ich vorhin hörte, ist zwar an sich richtig, aber die gemachte Anwendung davon war falsch. Allerdings gelingt uns doch auch manche Erfüllung des Gesetzes, und wir bringen's zuweilen dahin, daß wir uns auch zum schwersten Guten männlich bestimmen; wenn dis nicht noch wäre, welcher Edle ertrüge die so sehr beschränkte Menschenlage? Gewis, alle Rechtschaffenen finden darin viel Trost für sich; müssen aber die gelungenen einzelnen Gesetzeserfüllungen nicht sofort alles Tröstende wieder verliehren, wenn es heisst, daß sie unsere ganze menschliche Abfindung wären? Wie würdig und selig fühlen wir uns in ihren Augenblicken! Wie mus sich aber auch an dieses unser Würdigkeits- und Seligkeitsgefühl alsdann allemal der heisseste Wunsch anschliessen, daß wir es durch gehörige Gesetzeserfüllung immer haben möchten! Und da sollts heissen — abgefunden damit, und nichts weiter! —? Nein, ich weis eine richtigere Anwendung des Satzes, daß uns doch manche Erfüllung des Gesetzes gelinge. Diese Erfüllungen zu Zeiten verbürgen uns eine künftige Erfüllung

auf immer — das partielle Halten des Gesetzes setzt uns das totale Halten desselben irgend einmal ausser Zweifel; iezt sollen wir schon in einzelnen Strahlen, die uns umgeben, unsere dereinstige Glorie von weitem erblicken, und iedes Gefühl unserer Würdigkeit und Seligkeit, das uns gegenwärtig zu Theile wird, soll uns zugleich ein Vorgefühl unserer vollständigen Würdigkeit und Seligkeit sein, die wir zu seiner Zeit immerwährend besitzen werden. Gott, unser Bilder und unser Gesetzgeber, ruft uns in solchen Augenblicken in unserem Innern zu — „ahnet, schliesset, erkennet iezt, was ihr nach meinem Willen eigentlich sein solltet — so wahr ich wollte, daß ihr's wäret, und so wahr ihr's hier nicht sein könnet, ihr sollt's in höheren Welten werden."

Die Lehre, von der ich ebenfals vorher hörte, daß sie sich Jeder wegen der Unmöglichkeit, das Gesetz gehörig zu erfüllen, geben solle — „Thu, was du kannst" — ist auch gewis die allervernünftigste; nur athmeten die Nachsätze eine Denkungsart, welche an Leichtsinn grenzt, und zu Leichtsinn verleiten kann. Wem es ein Ernst um sittliche Vollkommenheit ist, der weis freilich wohl,

wie er es zu verstehen habe, wenn er sich zurufen soll — „Thu, was du kannst, das Gesetz zu erfüllen, und — damit gut; was du nicht kannst, das kannst du nicht, und brauchst dich deshalb nicht selbst zu beunruhigen" — denn er ist immer bereit, auch wirklich das zu thun, was er thun kann; welche Anwendungen dürften aber Menschen davon machen, denen ihr sittlicher Beruf ohnehin zur Last ist! Da ihnen nichts willkommener sein kann, als der Trost, daß sie sich nicht selbst zu beunruhigen brauchen, sobald sie nicht thun, was sie nicht thun können, so werden sie, so oft das Gesetz seine Stimme hören lässt, zur Antwort geben — das kann ich nicht thun — und sich solchergestalt über gar nichts beunruhigen.

„Nun, und also — ists auch überhaupt wohlgethan, daß man den Menschen ihr Unvermögen, dem Gesetze Genüge zu thun, so aus einander setzt, und so verdeutlicht?"

Diese Frage that ich iezt wirklich selbst an mich . . . Zuförderst sehe ich aber doch nicht ein, warum das, was einmal Wahrheit ist, es betreffe übrigens, was es will, den Menschen verheelt werden solle. Sobald sie auch über das sittliche Gesetz und über ihre sittlichen Kräfte nur im ge-

ringsten nachdenken, finden sie Alles selbst so, wie es von mir angegeben ward, und auch wirklich ist. Und dann — wird denn dem Menschen abgesprochen, daß er sich gar nicht selbst bestimmen, gar nicht zum Guten bestimmen, gar nicht zum Guten blos darum, weil es gut ist, bestimmen könne? Die Rede ist ia nur davon, daß er es nicht immer könne. So bleibt es dann auch Jedem Pflicht, sich fleissig zu prüfen, ob er sich nicht öfter selbst bestimmen, öfter zum Guten bestimmen, ia, sogar öfter zum Guten blos darum, weil es gut ist, bestimmen könne, als er wirklich thut. Das erblickte Unvermögen, dem Gesetze Genüge zu leisten, und es gehörig zu erfüllen, mus auch den Eindruck auf uns machen, daß wir die sittlichen Kräfte, welche wir doch wirklich noch haben, mit Ernst aufbieten, sie wacker üben, sie durch Uebung immer stärker, und so uns selbst zur Gesetzeserfüllung immer vermögender, machen. Alle Edlen lieferten von ieher die Belege hierzu, und, wie sie einstimmig in der Klage waren, daß sie das Gesetz nicht gehörig halten konnten, so stimmten sie doch auch in dem Bekentnis überein, daß es ihnen immer besser gelänge, solches zu halten, und daß sie nach Jahren zu leisten vermöch-

ten, was sie vor Jahren nicht hätten leisten können. Die Sache spricht ja auch in der That, wenn man nur einigermassen über sie nachdenkt, gleich für sich selbst.

So ist zwar dargethan worden, daß uns das Selbstbestimmen und Selbsthandeln durch unsere Reitzbarkeit, durch unser Gewohnheitswesen und durch Abhängigkeit von Unsersgleichen sehr erschwert werde; sollten wir uns aber in dieser unserer Schwachheit, wenn sie auch nicht zu heben ist, nicht doch zu Hülfe kommen können? — Angenommen, starke und noch dazu urplötzliche sinnliche Eindrücke hätten uns wirklich zum Handeln bestimmt, und wir sähen hernach dis ein, können wir alsdann nicht thun, als wenn sie nun erst auf uns geschehen sollten, und so in aller Ruhe überlegen, wie wir nach ihrem Empfange zu handeln hätten, und uns bestimmen, so zu handeln? Können wir die Idee dieser Handlungsweise, zu der wir uns selbst bestimmen, nicht mit ihrer Idee fest associiren, so, daß, wenn sie ie wieder kämen, jene Idee zugleich mitkäme, und wir nach ihr handelten? Sie kommen aber vieleicht oft wieder, und so handelten wir dann troz ihrer hinreissenden Kraft doch allemal selbst. — Angenommen, daß

irgend eine alte herrschende Gewohnheit uns zum Handeln bestimmte, so kann dis doch nur in eintretenden Fällen geschehen, auf die sie passt, und in denen sie sich zu äusern pflegt. Sobald wir uns selbst kennen, müssen wir auch diese Fälle kennen; brauchen wir denn nun aber immer darauf zu warten, daß dergleichen von selbst kommen, da sich dann freilich die Gewohnheit gleich auf ihren Thron setzt und uns gebieterisch bestimmt, oder können wir nicht auch ausdrücklich uns selbst solche Fälle bereiten, vorher uns selbst zum Handeln in ihnen bestimmen, und so die Gewohnheit selbst mehr entkräften? — Angenommen, daß Unsersgleichen uns vermöge unserer Abhängigkeit von ihnen, was für eine es auch sei, zum Handeln bestimmten, können wir diese unsere Abhängigkeit von ihnen nicht auf mancherlei Weise vermindern? Müssen wir gerade immer erst auf ihr Gebot warten, oder können wir es uns nicht oft selbst schon geben? Können wir nicht manche Verbindung, die uns blos darum zu sehr presst, weil sie zu eng ist, ohne daß dabei etwas verlohren geht, weiter machen? Können wir nicht die Kraft des Beispiels auf uns oft durch den blossen ernstlichen Vorsatz lähmen, daß wir schlechterdings unsern eigenen Weg gehen wollen?

So ist zwar ferner dargethan worden, daß unsere Begierden vermöge ihrer Natur uns bei der Bestimmung zum Guten äuserst behindern; können wir aber nicht auch hier uns in unserer Schwachheit, so unhebbar sie auch ist, doch wenigstens aufhelfen, und immer mehr aufhelfen? — Die Begierden, welche ihre Befridigung suchen, treiben uns zu Allem an, wobei sie sie finden — also auch zum Bösen, sobald sie sie dabei finden. Nie würde ihnen, sobald wir auch nur Leute von mittelmässiger Vernunftkultur sind, das Letztere gelingen, wenn sie nicht im Stande wären, Verwirrung, oder doch Verdunkelung unserer Ideen anzurichten. Dis müssen wir ihnen also zuförderst immer mehr zu erschweren, und dann uns auch immer so zu setzen suchen, daß wir ihnen wenigstens dabei nicht unterliegen. Beides geschieht am zuverlässigsten dadurch, daß wir den Abscheu gegen das Böse, besonders gegen solch Böses, wovon wir aus trauriger Erfarung wissen, daß es unserer Lieblingsbegierde schmeichelt, zu immer höherer Lebhaftigkeit bringen, so, daß uns Schaudern überfällt, wenn wir es auch nur von Andern begangen werden sehen. Dann mag es auch die reitzendste Aussenseite annehmen — es wird uns

immer öfter gelingen, bei uns zu bleiben, wenn es uns von uns bringen will, oder doch schnell zu uns zurückzukehren, wenn es uns von uns gebracht hatte. — Die Begierden, welche ihre Befridigung suchen, halten uns von Allem ab, wobei sie sich aufopfern sollen — also auch vom Guten, sobald dis der Fall ist. Da hier unsere sinnliche Natur, ohne die doch unsere sittliche Natur nicht bestehen kann, mit der sittlichen am meisten ins Gedränge kommt, so haben wir auch freilich hier einen schweren Stand; indessen könnten wir doch auch hier Viel thun, um uns immer mehr in unserer menschlichen Würde zu behaupten. Wir müssen auf der einen Seite nur unserer Liebe zum Guten, besonders zu schwerem Guten, noch immer mehr Feuer geben, so, daß es uns schon entzückt, wenn wir es Andere nur thun sehen, und auf der andern Seite immer mehr das, was im Aeuserlichen entbehrt werden kann, entbehren lernen; so werden wir uns durch unsern Wohlseinstrieb auch immer seltener vom Guten abhalten lassen.

So ist endlich auch zwar dargethan worden, daß uns der Disharmonie wegen, welche zwischen

der Tugend und der Welt, in der wir sie ausüben sollen, so häufig angetroffen wird, bei aller Liebe zum Guten nichts schwerer falle, als uns zum Guten blos darum zu bestimmen, weil es gut ist; sind wir aber deshalb gar nicht im Stande, uns auch in dieser Schwachheit, die nicht gehoben werden kann, doch wenigstens behülflich zu sein, und immer behülflicher zu werden? Es ist wahr, daß die Erfarung, welche wir davon machen, daß wir durch unserer sittlichen Bestimmung gemässes Handeln gar nicht zuverlässig genug für unsern äuserlichen Zustand zugleich sorgen, uns der Gefar aussetzen müsse, von der Aussicht in glücklichen Ausgang des Guten für uns, wenn sie sich uns einmal zeigt, zum Guten mitbewegt zu werden; machen wir denn aber nicht auch auf der andern Seite Erfarungen genug, daß durch das Schicksal für unsern äuserlichen Zustand ohne all unser Zuthun gesorgt werde? Je mehr wir dis erwägen, desto gleichgültiger, dächt' ich, könnten wir auch gegen den Ausgang des Guten für uns werden, und so müste der glückliche Anschein desselben auch immer weniger Antheil an unserer Bereitwilligkeit zum Guten und an unsern Eifer dabei haben dürfen. — Es ist gleichfals wahr, daß das häufige

Mislingen des Guten an sich viel dazu beitragen müsse, daß wir zu solchem Guten, dessen Gelingen wir höchst wahrscheinlich voraussehen können, eben durch diese für unser Herz so angenehme Voraussicht mitbestimmt werden; ists denn aber ausgemacht, daß unser wohlthätiges Wirken darum ganz vergeblich gewesen sei, wenn wir damit das Ziel verfehlt haben, worauf wir es richteten? Kann es nicht auf der Stelle andern Nutzen stiften, den wir gar nicht verabzweckten, nicht einmal erfaren? Kann es dergleichen nicht nachher noch, nach Jahren wohl, ia, nach unserm Tode erst, stiften, so daß es zur Grundlage wenigstens dient, worauf durch Zeit und Umstände begünstigtere Nachkommen fortbauen? Und — wenn auch dis nicht wäre, haben wir nicht durch das misgelungenste Gute unsere sittlichen Kräfte geübt, unsern wackern Karakter gezeigt, u. s. w.? So dächt ich dann doch, daß Erwägungen dieser Art uns auch immer gleichgültiger gegen den Ausgang des Guten an sich machen müsten, und so würde es dahin kommen, daß sich der glückliche Vorschein desselben immer weniger Antheil, wie an unserer Bereitwilligkeit zum Guten, so auch an unserem Eifer dabei, zuschreiben dürfte. — —

Man darf also getrost den Menschen ihr Unvermögen, das Gesetz gehörig zu erfüllen, aus einander setzen, und sie so auf ihre Schwachheit erst recht aufmerksam machen; da sie sich in selbiger wenigstens auf allen Seiten zu Hülfe kommen können, so werden sie dadurch am sichersten angetrieben, zu eilen, sich in ihr zu Hülfe zu kommen. Daß sie sie dessen ungeachtet doch nie heben können, bleibt wahr, und bleibt also auch der untrüglichste Beweis dafür, daß es mit diesem Leben und mit dieser Welt für sie nicht abgethan sein könne.

„Wird aber deshalb ihre Schwachheit durch ein anderes Leben und durch eine andere Welt gehoben werden? und wie soll dis zugehen? wie soll ihre Situation so werden, daß sie dem Sittengesetze Genüge leisten können?"

Ich sollte meinen, diese Frage beantworte sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Wir bedürfen nur einer feineren Organisation, die nicht so viel Uebergewalt über unsere Reitzbarkeit hat — wir dürfen nur das neue Leben gleich mit vollem vernünftigen Bewustsein und mit ganzer Kraft, uns selbst zu bestimmen, antreten können — wir brauchen nur unabhängig von Unsersgleichen zu sein — — so werden wir uns immer zu unserem

Handeln selbst zu bestimmen vermögen. Unsere sinnliche Natur darf sich nur zu unserer sittlichen schicken, und das Böse darf nur nicht mehr so reizend für unsere unschuldigen Begierden sein — unsere sittliche Natur darf sich nur zu unserer sinnlichen schicken, und das Gute darf nur nicht mehr so abschreckend für unsere unschuldigen Begierden sein — — so werden wir uns immer zum Guten zu bestimmen im Stande sein. Die künftige Welt darf nur von der Art sein, daß Würdigkeit und Glückseligkeit in ihr gleicheren Schritt halten, und daß wacker betriebenes Gutes auch wacker gelinge — so werden alle Rücksichten und Seitenblicke auf gesegneten Erfolg des Guten sowohl für uns, als an sich, wegfallen, und wir werden uns immer zum Guten blos darum, weil es gut ist, bestimmen können. — — So mus es freilich einst sein, aber so wirds auch sein, weil der allmächtige Weise, der Einrichter unseres Zustandes und Gesetzgeber für uns zugleich ist, von uns begehrt, daß wir dem Gesetze Genüge leisten sollen.

Nun ist nichts weiter übrig, als daß ich noch den Einwurf beantworte, ob der Glaube an einen solchen künftigen Zustand, in dem wir dem Gesetze Genüge leisten, und es gehörig erfüllen werden,

mit dem Glauben an ewiges Wachsthum in sittlicher Vollkommenheit nicht im Widerspruche stehe. . . .

— Diese Idee interressirt mich selbst allerdings um so mehr, da der letztere Glaube mein ganzes geistiges Leben ist, und da meine ewigen Zukünfte durch ewige Fortschritte in sittlicher Ausbildung und in Gottähnlichkeit erst den höchsten himmlischen Reitz für mich erhalten. Ich antworte also — ein Anderes ists, das Gesetz gehörig erfüllen, und ein Anderes, das Gesetz noch immer gehöriger erfüllen; ein Anderes, dem Gesetze Genüge leisten, und ein Anderes, dem Gesetze noch immer vollere Genüge leisten. Irgend ein Ziel mus sein, an welchem man, wenn man es erreicht hat, als ein Sittlichvollkommener da steht; über dieses Ziel hinaus sind aber unzähliche Ziele noch immer höherer sittlicher Vollkommenheit denkbar. Haben wir nur das erstere erreicht — o wie wird sich uns dann eine weitere Laufbahn unermeslich öfnen! Gott bestimmte uns dazu, daß wir uns ewig ihm nähern sollten, ohne ihn ie zu erreichen.

Ach — wie unaussprechlich gestärkt in meinem Vertrauen auf Zukunft und ewige Zukunft

des Menschen fühle ich mich iezt durch Vertrauen auf Gott, als Gesetzgeber! Hier, hier befand ich mich im Allerheiligsten der Religion. Heil doch mir, tausendmal Heil mir, daß ich die Idee der Gottheit überhaupt in meine Betrachtungen über menschliche Fortdauer zog!

Fünfte Betrachtung.

Gott

als Führer der Sache der Menschheit.

Wer gern die Höhen der Natur besteigt, der mache sichs, wenn er bei Heiterkeit bleiben will, zur Regel, sich da auch einzig und allein an die Aussichten zu halten, welche die Natur ihm reicht, und ia nicht zu fragen — wie gehts der Menschheit dortunten? So, wie er so fragt, ists um iede frohe Empfindung für ihn geschehen — und wenn er auch in Paradise hinblickte. Mir aber kommt diese Frage heute gerade recht, und so mag's einmal sein, daß sie mich um die Freuden bringe, die ich sonst hier auf meiner Lieblingsanhöhe zu geniessen pflege.

Die arme Menschheit — wie gehts ihr?!

So fragten und seufzten zugleich alle die, denen die grosse Sache ihres Geschlechts am Herzen lag, so viel ich weis, zu allen Zeiten. Hoffend

auf einen besseren Zustand im Ganzen trat iede Generation auf, und getäuscht trat sie wieder ab. Immer standen Propheten auf, welche ein Himmelreich auf Erden bald unter diesem, bald unter jenem Nahmen, als nahe herbeigekommen weissagten, und ihre Weissagungen blieben unerfüllt. Schien es auch zuweilen so, als würde die Menschheit in eine auf allen Seiten ihr angemessene Lage kommen, so hatte es doch bei dem blossen Anscheine davon sein Bewenden, und allgemeine Erleuchtung, allgemeine Veredlung, allgemeine Beglükkung blieben ein goldener Traum.

Alles, was ia noch geschah, war, daß es hier und da auf der Erde zuweilen lichter, sittlicher und froher ward; dann deckte doch aber auf den Seiten umher Finsterniß die Völker, und Sittenverderben fras wie der Krebs an nahen und fernen Nationen, und Schaaren von Millionen ächzten allerwärts unter dem Sklavenioche, so, daß man in einzelnen Gegenden nur ausrufen konnte — bei uns ists besser. Und auch da verstummte der Triumf bald wieder. Den Priestern des Aberglaubens gelang es unter dem Vorwande, daß Aufklärung schädlich sei, und daß das Volk zu seinem eigenen Besten dumm bleiben müsse, endlich

doch, das sich ausbreitende Licht wieder auszulöschen, und so trat eine noch weit dickere Finsterniß ein, als vorher gewesen war. Ein einziger vermaledeiter Krieg, der mit Wuth und lange geführt ward, riß alle Moralität wieder nider, die der heiligende Friede gebauet hatte, und neue fremde Sittengreuel kamen noch obendrein durch ihn ins Land. Der humane Regentenstamm starb aus, und mit ihm starb die Freiheit zugleich, welche er seinem Volke ertheilt hatte; — Barbaren folgten, und schlugen das Volk aufs neue in Ketten. Also — nur hier und da, und noch dazu hier und da nur dann und wann wards auf Erden besser; im Ganzen ward nie etwas Recht's aus der Menschheit, und wo auch dergleichen einmal aus ihr werden wollte, da hatt's doch keinen Bestand.

So weit wir die Geschichte kennen — und wirds da, wo wir sie nicht kennen, anders gewesen sein? — hat unser Geschlecht das Loos gehabt, daß es bald sich hub, bald sank, bald vorwärts, bald rückwärts ging, und noch dazu immer nur theilweise. Ueberall, wo die Vorwelt wieder aufstehen möchte, würde sie über die Verwandlungen, die nach ihrer Zeit geschahen, erstaunen; und, wenn in Erdstrichen, wo sonst die Men-

schen am Geiste träg, an Sitten wild waren, und mit ihren Genüssen sich nicht weit über das Thierische erhuben, iezt die Wissenschaften blühen, ein feiner Ton herrscht, und Lebensverschönerung aller Art angetroffen wird: so ist unter andern Himmelsgegenden wieder der entgegengesetzte Fall, und da, wo sonst Vernunftkultur, Humanität und Freiheit zu Hause waren, wohnen iezt Unwissenheit, Rohheit und Sklaveniammer. Menschen, die ein hohes Alter erreichen, erleben oft in ihrem Vaterlande noch beide Verwandlungen; sie sehen die Sonne für selbiges in ihrer Jugend aufgehen, und im Alter wieder untergehen, und sterben deshalb am Ende eben so gern, als sie vorher gern ewig gelebt hätten.

So gehts der armen Menschheit; wen sollte ihr Schicksal nicht schmerzen, wenn er auch für seine Person noch so viel Verstandes- und Herzensbildung hätte, und noch so viel menschliche Glückseligkeit genösse? Warum aber gehts ihr denn so?

„Meinst du den Wechselgang bald vorwärts, bald rückwärts — so glaub' ich hier gefragt zu werden — oder meinst du den Gang der Sache überhaupt, daß er nicht zum vermeinten Ziele führte?“

Ich antworte — ich meine Beides.

„So bedenke, daß Alles dem Wechsel, oder der Veränderung, unterworfen sei — folglich auch die Sache der Menschheit. Die Zeiten müssen für sie bald besser, bald schlechter, sein. Wessen Leben gerade in eine Periode fiel, in der Menschenheil da, wo er erdansässig ward, im Steigen war, oder vorwärts schritte, der wünsche sich Glück dazu; wen aber das Gegentheil traf, der bescheide sich, und nehme Alles, wie er es findet."

Den Wechsel des Steigens und Fallens, oder des Vorwärts= und Rückwärtsgehens, würde ich erträglich finden, wenn durch ieden Fall die Menschheit wieder höher gestiegen, und nach iedem Rückgange ein noch weiterer Gang vorwärts für sie erfolgt wäre, so, daß sie nun nach so vielfältigem Wechsel schon die ihr bestimmte Höhe erstiegen, und das ihr gesetzte Ziel erreicht hätte.

„Wer hat ihr denn eine gewisse Höhe bestimmt, und ein gewisses Ziel gesetzt? wo existiren beide anders, als in deiner aus Liebe zu ihr schwärmenden Fantasie? — Die Menschheit schwingt sich hier und heute mehr, da und morgen weniger, dort und übermorgen wieder mehr, u. s. f., geht hier und heute vorwärts, da und morgen rückwärts,

dort und übermorgen wieder vorwärts, u. s. f. — Dis ist ihre Bestimmung."

Nein, damit kanns für sie nicht abgethan sein; es mus irgend einmal im Ganzen wenigstens etwas Recht's aus ihr werden. Ich bestimme ihr aber eigentlich gar keine Höhe, über die sie sich nicht immer noch emporschwingen könnte — ich setze ihr gar kein Ziel, ienseits dessen sich ihr keine weitere Laufbahn öfnen sollte; ich meine nur, daß bis auf diesen Augenblick aus der Menschheit im Ganzen noch nichts Recht's geworden sei. Darunter verstehe ich allgemeine Aufklärung, so viel, als Vernunftwesen nöthig ist, allgemeine Veredlung, so viel, als für sittliche Wesen schlechterdings sein mus, und allgemeine Beglückung, so viel, als mit Glückseligkeitstrieb begabte Wesen zu fordern Recht haben. Warum wird nun so etwas Recht's nicht aus der Menschheit? oder vielmehr — warum ist so etwas Recht's nicht schon längst aus ihr geworden? Sie ist sich ia nicht selbst überlassen, sondern ihre Sache ist Gottessache, heiligste Gottessache auf Erden; was könnte wohl auf Erden über das Heil der Menschheit gehen?

— „O — sobald du so denkst, must du dich auch auf einen ganz andern Ton stimmen. Du glaubst also an einen Allweisen, und vertrauest seiner Führung die Sache der Menschheit an; so habe auch ehrfurchtsvolle Zuversicht auf ihn, daß er sie nicht aufgeben, sondern daß er sein angefangenes Werk vollenden werde. Nach unzählichen Wechseln des Steigens und Fallens, des Rückwärts- und Vorwärtsgehens, wird es dahin kommen, wohin es kommen soll, oder, wie du dich ausdrückst, es wird aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werden. Bewundere vielmehr nun die Tiefen der Weisheit Gottes in der so sonderbaren Führung der Sache unseres Geschlechts."

Ich gestehe gern, daß es Zeiten für mich gab, wo mich diese Denkweise beruhigte, und wo ich zur Beruhigung Anderer diese Sprache führte; iezt mag ich aber weder Andere, noch mich selbst, damit beruhigen. Es währt zu lange — denk' ich, und gewis denken sehr Viele von den wahren Freunden ihres Geschlechts, wie ich. Wie viel fehlt denn noch an **zwei** tausend Jahren, als ein gutherziger Vorfar auch sprach — tausend Jahre sind bei Gott ein Tag; soll etwa ein Jahrtausend solcher Tage erst ver-

gehen, ehe aus der Menschheit etwas Recht's wird? Ich habe gewis das ehrfurchtsvollherzlichste Vertrauen auf Gott; eben darum glaube ich aber auch, daß wenn sein Reich, das Reich der Wahrheit, der Tugend und der Glückseligkeit, auf Erden hätte zu Stande kommen sollen, es nun schon zu Stande gekommen wäre. Sein Plan mus sich weiter erstrecken; unmöglich könnten sonst so viel Generationen darüber haben hinsterben müssen, und unmöglich könnte es auch heute noch nicht zu übersehen sein, wie viel folgende Generationen noch darüber möchten hinsterben müssen, ehe das Himmelreich käme. Was hätten denn diese insgesamt verbrochen, daß sie nicht auch schon als Bürger desselben sich selig fühlen durften? Diese Frage verdient doch gewis wohl **zur Ehre Gottes** recht beherzigt zu werden ... So wenig ich also glaube, daß die Geschichte der Menschheit sich mit dem goldenen Zeitalter angefangen habe — denn dann möcht' ich vollends nicht glauben, daß Gott der Führer der Sache unseres Geschlechts sei, die auf solche Weise völlig den Krebsgang gegangen wäre — so wenig glaub' ich auch an ein künftiges Zeitalter auf unserem Planeten. Es währt zu lange, dabei

bleib' ich nun, daß aus der Menschheit im Ganzen auch nur einigermassen etwas Recht's werde.

Ich kann mir getrost den Vorwurf machen lassen, daß ich, wenn ich so hätte denken wollen, gleich so hätte denken können, weil mein kleines Leben, das ich geführt habe, gar nicht von Belang gegen zwei Jahrtausende sei, die fast seit Petrus Zeiten verflossen sind; denn vieleicht war nie mehr Anschein dazu da, daß es mit der Sache der Menschheit — in der Erdgegend wenigstens, wo mich die Sonnenstrahlen treffen — endlich doch zum herrlichsten Gedeihen kommen werde, als eben damals, da ich im eigentlichen Verstande zu leben anfing. Wo sind aber die entzückenden Aussichten geblieben? So ist mir denn nun auch aller Muth gesunken.

Lebet wohl, ihr reitzenden Gefilde weit und breit rund unter mir her — das Schicksal meines Geschlechts in euch sticht zu kläglich gegen euch ab: ihr zerreisset mir nur das Herz, und hier ist heute weiter kein Weilen für mich — am Grabe meines Vaters, da, da sei mein Sein!

* * *

Heiliger Hügel! als ich dich aufwerfen lies, da ertönte das Land und das Meer von Rufern,

daß das Reich Gottes komme, mehr, als ie. In der That hatte das damalige Jahrzehend auch Mehr für die Sache der Menschheit geleistet, als manches Jahrtausend vorher. Verschidene sehr günstige Umstände trafen damals auf das glücklichste zusammen. Eine Menge der treflichsten Köpfe traten in allen Fächern der menschlichen Erkenntnisse zugleich auf, und zündeten überall Licht an — Mehrere der Erhabensten, die in ihren grossen Reichen gleichzeitig regirten, nahmen das Licht freudig in Empfang, und beförderten die Ausbreitung desselben — ein theuer erkaufter Friede schien allen Grossen Kraft und Musse genug geben zu wollen, für das Heil ihrer Völker sorgen zu können, schien den Verkehr der Nationen, und dadurch ihren Verein, auf immer zu begünstigen, bürgerlicher und häuslicher Tugend, und mit dieser auch bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit, allenthalben den Eingang zu bereiten — und einer zweckmässigeren Volkserziehung ward nachgedacht, die es der kommenden Generation leichter, als allen vorhergehenden, machen sollte, aufgeklärt, edel und menschlichfroh zu sein. Die Religion ward toleranter, das Staatsrecht humaner, die Meinung von natürlicher Gleichheit der Menschen üb-

licher; die untersten Stände hatten Hofnung, in alle ihre unverjährbaren Menschenrechte wieder eingesetzt zu werden; die Gesetze wurden dem Zeitgeiste gemässer eingerichtet, die Strafen gemildert; die Tortur ward abgeschaft, und statt ihrer die Preßfreiheit eingeführt.

Welche Aussichten in bessere Zeiten waren das! Kein Wunder demnach, wenn damals das Land von Verkündigungen desselben ertönte, und das Meer davon wiederhallte; kein Wunder, wenn es damals zum guten Tone gehörte, zu glauben, daß es mit der Menschheit im Ganzen aller Rückgänge ungeachtet doch immer vorwärts gegangen sei, und daß sie besonders nun mit schnellen Schritten ihrer höheren Vervollkommnung und Ausbildung auf allen Seiten entgegeneile.

Auch du, guter Mann, dessen Gebeine dieser Hügel deckt, warst einst diesem Glauben zugethan, und erzogst mich zu ihm. Könntest du dich aber iezt einmal wieder bei uns umsehen, du würdest ihn ablegen, wie dein Sohn ihn abgelegt hat. Jezt, iezt geht nicht nur die Sache der Menschheit wirklich wieder rückwärts, und ist im Sinken, sondern es ist auch nicht zu übersehen, wie tief sie sinken, wie weit sie rückwärts gehen könne.

Schon möchte man gern statt der Preßfreiheit die Tortur wieder einführen; schon sind die Strafen wieder härter, die Gesetze wieder willkührlich strenger. Schon wird der erste Staatsvernunftsatz mit Unwillen wieder gehört, daß die Völker nicht für die Regenten da sind, sondern die Regenten für die Völker; schon möchte man gern wieder Land und Leute zum Leibeigenthum des Souverains machen. Schon will man nicht viel mehr von allgemeinen Menschenrechten wissen; schon kehrt man zur Verachtung der untern Stände, wie zur Verehrung der leidigen Geburtsvorzüge, zurück. Schon bricht die alte Intoleranz wieder hervor, und das Licht wird gehasst, sobald es nicht von öconomischem Gebrauche ist, oder gar die Finanzoperationen zu behindern scheint. Die Hofnung auf Völkerverein ist verschwunden, und wirkliche Völkertrennung ist dafür eingetreten. Der Handel liegt. Die bessere Erziehung hat sich ganz und gar nicht auf das Volk verbreitet. Die Nationen seufzen unter schwerem Druck auf allen Seiten. Der gemeine Mann kann die theuren Lebensmittel kaum noch erschwingen, und für Hunger und Kummer an bürgerliche und häusliche Tugend nicht mehr denken. Ein Stand wird im=

mer erbitterter gegen den andern — der Städter gegen den Landmann, dem er Alles auf das ungeheuerste bezahlen mus — der geringere Bürger gegen den vornehmern, der, während daß er darben mus, in Ueppigkeit lebt. Wo ist Volksaufklärung? wo Volkssittlichkeit? wo Volkswohlstand? Und — das wären die besseren Zeiten, die die Vorsehung veranstalten zu wollen schien? Woher diese Zerrüttung der Sache der Menschheit, die so gut eingeleitet war? ? ?

Hier ists um Wahrheit zu thun, und — wo kann mir die Wahrheit ehrwürdiger sein, als am Vatergrabe? Bei Todten wird auch über die Wahrheit am freisten gedacht; doch würde ich sie auch ohne Scheu unter Lebendigen predigen. . .

Zur ersten Staatsmaxime sich zu erheben gelang es dem Satze — daß eine immerwährende Bereitschaft zum Kriege das sicherste Mittel sei, den Frieden mit allen seinen Segnungen den Völkern zu erhalten. Grössere stehende Heere musten in Folge desselben vorhanden sein, und so entstand bald, wie leicht vorauszusehen war, unter den Staaten ein Wetteifer in immer ungeheurerer Vermehrung derselben. Ein militairisches Sistem be-

kam die Oberhand, und die Einführung desselben bewirkte den Verfall der Menschheitssache, wie das Beharren dabei ihren gänzlichen Ruin nach sich ziehen mus.

Ich mag nicht untersuchen, ob nicht hier und da in den Kabinetern der Vergrösserungstrieb viel Antheil hieran gehabt haben möge, und zwar blos dadurch, daß er eine falsche Richtung nahm, sich mehr an extensife, als an intensife Grösse hielt, und statt, durch Urbarmachung wüster Gegenden, durch Vervollkomnung der Oekonomie, durch Beförderung des Flors der Fabriken und Manufakturen, durch Begünstigung der Industrie aller Art im Lande selbst Land und Leute zu vermehren, lieber nach Land und Leuten auswärts strebte; blos bei iener so hoch gepriesenen Staatsmaxime bleibe ich stehen.

Sobald ich sie laut gepredigt werden hörte, dachte ich bei mir selbst — sollte nicht, wie der, der immer reisefertig ist, manche unnöthige Reise, wenn er dazu Gelegenheit bekommt, macht, die er sonst nicht gemacht haben würde, auch der, der immer streitfertig ist, sich in manchen unnöthigen Streit einlassen, der ihm wieder leid geworden seyn würde, wenn er sich erst noch lange dazu hätte in

Bereitschaft setzen müssen? . . Gesetzt iedoch, eine immerwährende gegenseitige und allerseitige Bereitschaft zum Kriege wäre wirklich das sicherste Mittel, den Völkern den Frieden zu erhalten, so müste doch der Zusatz „mit allen seinen Segnungen" aus der Staatsmaxime gestrichen werden. Und nun — zum Beweise meines Satzes, daß das militärische Sistem es sei, wodurch die Menschheit iezt so rückwärts geht, und sinkt, und wodurch sie, ie länger dabei beharrt wird, nur immer noch tiefer sinken, und immer noch weiter zurückkommen mus. — Du, guter Vater, bist iezt in einer Welt, wo die Menschen es vernünftiger finden, immer zum Segenstiften für einander bereit und gerüstet zu sein; wie oft sehne ich mich zu dir aus den Wohnungen der immer Schlacht- und Belagerungsfertigen!!!

Schon die blosse Berechnung der Mannschaft, welche iezt in Europa allein die Waffen trägt, müste Jeden, der noch Sinn für sein Geschlecht hat, mit Entsetzen erfüllen. Wie? die Menschheit wäre dazu da, daß sie millionenweise unter Gewehr stehen sollte — und dis noch dazu in dem gebildetesten aller Erdtheile? Ist es etwa auch das sicherste Mittel, den Menschen vollends auszu-

bilden, und ihn auf allen Seiten dazu zu machen, was er sein soll, daß man ihn als Soldat hinstelle — so, daß nichts mehr zu wünschen wäre, als daß allenthalben die ganze Nation Soldat würde? Ein Gedanke, vor dessen Realisirung wir nun allerdings nicht mehr sicher sind, der aber auch zu den fürchterlichsten unter allen Gedanken gehört! In was für einem Zustande befinden sich denn bei dem gegenwärtigen Sistem unsere Brüder als Waffenträger? . .

Von Freiheit des Willens ist ihnen als sittlichen Wesen kaum ein Schatten noch übrig. Gezwungen müssen sie gröstentheils in ihren Stand eintreten, und dürfen hernach an Selbsthandeln nicht denken. Strenge Subordination, scharfe Mannszucht sind ihre immerwährende Losung, und wird die letztere nicht oft gräslich übertrieben? Wozu wird dann vollends der arme Gemeine gemacht? Ist er so nicht ganz Sklav, der für das geringste Versehen auch noch den Verlust seiner Gesundheit fürchten mus? Wie mögen die Kraft und Lust haben, ihre geistige Natur auszubilden, deren sinnliche Natur so nidergedrückt wird! Durch blosses Schildwachestehen wird auch warlich nichts gelernt, und die Moral der Wachstuben, wie sie

ietzt sind, ist von traurigem Gelichter. Für human kann man doch wohl alles das, worin der Soldat sich üben mus, nicht erklären; können also feinere Gefühle dabei gedeihen, wenn ihnen nicht von andern Seiten her zu Hülfe gekommen wird? Dis findet aber für den grossen Haufen im Militär nicht Statt; vielmehr ist er durch seine rauhe und ärmliche Lebensart in dieser Hinsicht ganz verlassen. Edle Freuden sind für ihn verlohren; an welche mus er sich halten? Die sittlichsten unter allen, die, welche den Menschen am gewissesten auf einen guten Ton stimmen, wie sie ihm den wahresten Lebensgenus gewähren — die häuslichen — werden von den Mehresten entweder gar nicht, oder nur kümmerlich, genossen. In einer Art von Verzweiflung verleben Viele von ihnen ihre Tage, und sehen ihrem Alter zitternd entgegen, und — nirgends ist Selbstmord häufiger, als im Soldatenstande . . . Dis alles würde nicht so sein, wenn die Maxime von steter Bereitschaft zum Kriege nicht wäre.

Wenn man also auch nur die Lage, in welcher sich das Militär selbst ietzt auf allen Seiten befindet, in Betracht zieht, ists nicht gleich in die Augen fallend, daß die Sache der Menschheit durch

das militärische Sistem rückwärts gehe und sinke, und immer mehr rückwärts gehen und tiefer sinken müsse? Nun aber den Blick von den ungeheuern Heeren zu den Nationen gewendet, zu deren sogenanntem Besten sie stehend sind!

Was geht Menschen unter allen ihren äuserlichen Gütern und Besitzungen über ihre Kinder? Je mehr nun aber das militärische Sistem befolgt wird, vermöge dessen die Völker immer zum Kriege bereit und gerüstet sein müssen, desto weniger können Eltern ihre Söhne die Ihrigen nennen, es wäre dann, daß sie Krüppel an ihnen hätten. Sobald die Knaben heranwachsen, und gesund sind, werden sie ihnen entrissen, und sie müssen sie, wenn sie sie noch so lieb haben, der hartesten Lebensart, und, wenn sie sie noch so gut erzogen, dem ärgsten Sittenverderben, preis geben. Dazu also freueten sie sich ihrer Geburt — dazu liessen sie sichs so sauer werden, sie in die Höhe zu bringen? So ward ihnen die Hofnung, sie ein ruhiges Brodt essen zu sehen — so der Trost, den sie im Alter von ihnen haben wollten, vereitelt? O wehe den Armen, daß sie Eltern wurden! Welch ein Jammertag mag's für sie sein, wenn die Jünglinge ihnen entführt werden! wie mögen sie sie schon tau-

sendmal vorher darauf ansehen, und, wenn sie sich eben an ihrem Anblick recht ergötzen wollen, mit blutendem Herzen denken — wir behalten euch doch nicht! Was hülfe es ihnen, wenn sie sie ins Ausland schickten? Man quälte sie doch so lange, bis sie sie wieder herbeischaften.

Diese zahllosen Jünglinge nun werden aus Erwerbern, die sie hätten werden können, grossentheils zu blossen Verzehrern gemacht; sie werden dem Feldbau, der Schiffart, dem Handel, den Gewerken, den Künsten und Wissenschaften entzogen. Um das Gleichgewicht von Europa, das sich wohl selbst erhalten würde, erhalten zu helfen, wird so durch übermässige Besetzung des militärischen Standes das Gleichgewicht der Stände im Lande selbst aufgehoben. Der Verlust dabei für den Staat ist um desto grösser, weil man für das Militär die vollkommensten Jünglinge aushebt. Die grössesten, die stärksten, die mark- und geistvollsten gehören den Fahnen und Standarten zu; die übrigen sind gut genug, um Bauern, Bürger, Professionisten, Künstler und Gelehrte zu werden. Welch eine unendliche Menge von vorzüglichen Anlagen und Talenten geht hierdurch für die Gesellschaft verlohren! Selbst die robuste Fortpflan-

zung des menschlichen Geschlechts leidet ganz unaussprechlich dabei. Gerade den vollständiggesunden jungen Männern, welche man zu Soldaten macht, ward von der Natur die Erzeugung der Nachwelt anvertraut; was hilft es, wenn hernach auch vielen von ihnen das Heiraten erlaubt wird? Soldatenkinder geben im Ganzen eine klägliche Nachwelt.

Je grösser die stehenden Heere, desto mehr stehender Aufwand auch für sie. Dennoch sollen die Schatzkammern dabei nicht leiden; vielmehr müssen sie auf den Fall eines wirklichen Kriegs immer voll und übervoll sein. Was geschieht also? was mus geschehen? Es kann nicht anders sein, als daß die Nation mit den drückendsten Abgaben immer mehr belästigt werde, an deren blossen Auflegung oder humanen Einhebung man nicht genug haben kann, sondern die man auch mit unerbittlicher Strenge beitreiben mus. Und — was hat die Nation im Grunde davon, wenn ihr auch der letzte Marktropfe ausgepresst würde, wie ihre Söhne zur Verspritzung des letzten Blutstropfens bereit sein müssen? Von Allem, was sie gibt, und immer reichlicher gibt, kann nur Wenig, vieleicht gar Nichts, für ihr wahres Bestes übrig blei-

ben. Für öffentliche gute Anstalten, zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, für grosse Unglücksfälle, zur Hülfe für Wittwen und Waisen, zur Gehaltsvermehrung des Civils u. s. f. ist kein Geld da; Heere und Heergeräthe erschöpfen Alles. Es mus so kommen, es kann nicht anders kommen. Die Gelehrten erhalten am Ende die Wahl, ob sie verhungern, oder auch Soldaten werden wollen — die Künstler desgleichen, sobald ihre Kunst nicht ins Kriegswesen schlägt; einige Handwerker gewinnen dabei, wenn das Militär gepfropft auf einander liegt, die übrigen verliehren, und dem Taglöhner wird, weil der gemeine Mann von seinem Gehalt kaum allein, geschweige mit Weib und Kindern, leben kann, durch ihn die Arbeit genommen. Magazine gibts, aber nicht für den Armen in Zeiten des Mangels und der Theurung, sondern für die Läger in einem künftigen Kriege, und, kommts wirklich zum Kriege, so wird nicht die Hälfte der aufgehäuften Vorräthe von allerlei Lebensmitteln wirklich genossen. Der Geist der hohen Kammern mus sich übrigens in Erfindung neuer Hülfsquellen zur Behauptung des militärischen Sistems fast erschöpfen. Was dem gemeinen Wesen nur eini=

germassen genommen werden kann, das wird ihm genommen; eine Einschränkung, eine Beeinträchtigung der bürgerlichen Gerechtsame und Freiheiten folgt der andern; alle Naturerzeugnisse, die zum Eigenthum des Landesherrn gerechnet werden, mus der Unterthan immer theurer bezahlen; die Domänen werden zu fast unerschwinglichen Preisen verpachtet, und so mus auch für die Pachter gesorgt, und zur Erhaltung ungeheurer Getraide- und anderer Produktenpreise, ohne die sie nicht bestehen könnten, ihnen die Ausfuhr alsdann erlaubt werden, wenn die Nation schon wirklichen Mangel leidet. Es kann nicht anders kommen; es mus Alles so kommen.

Volksaufklärung ist bei dem militärischen Sistem nicht weiter nöthig; wenn die Leute nur gut exerciren lernen! Es taugt nicht einmal für selbiges, daß Licht in den Köpfen aufgehe, und daß die Menschen von Menschenrechten etwas Näheres hören. Sie könnten dadurch zu lebhafteren Gefühlen ihres gedrückten Zustandes kommen, auf unnütze Gedanken gebracht, und zu Forderungen verleitet werden, die man ihnen nicht gewähren kann. Nicht einmal Licht in der Religion ist rathsam; wer erst über religiöse Gegenstände richtiger

denkt, der schreitet auch bald zu Berichtigung politischer Meinungen fort, und es ist ausgemacht, daß Sklavensinn nur beim Aberglaubtn möglich sei. Die Aufklärer aller Art werden also gehasst und verfolgt, in Kirchen und Schulen kehrt Alles in das alte passendere Gleis zurück, und die Preßfreiheit wird immer mehr eingeschränkt, damit sie auf keine Weise Hindernisse in den Weg lege, das angenommene Sistem fortzusetzen, oder gar die unseligen Folgen desselben schildere.

Mit der Volksveredlung gehts, wie mit der Volksaufklärung. Ob die Nation sittlich gut ist, oder nicht; für das militärische Sistem ists genug, wenn sie nur parirt, und, daß sie sich hierzu bequeme, dafür ist gesorgt. Sie kann aber bei dem militärischen Sistem nicht anders, als immer verderbter werden. Die Sitten des grösseren Soldatenhaufens gehen zu dem grösseren Bürgerhaufen, der überall vermischt mit ihm lebt, immer mehr über; die Söhne, welche auf Urlaub nach Hause kommen, werden häufig die Verderber ihrer Familien. Die unwissendsten, die leichtsinnigsten und lasterhaftesten jungen Leute wissen, sobald sie sich nur bei körperlichen Kräften erhalten, am Ende doch eine Zuflucht, und können unter's Militär ge-

hen — denn wie könnte man sonst, wenn man sie ausmerzen wollte, so ungeheure Heere halten? — dadurch werden Söhne und Knechte, Handwerksbursche und Studenten in ihren wilden Ausschweifungen gestärkt, und hören weder auf Eltern, noch auf Herren, noch auf Meister, noch auf Lehrer. Das fortdauernde Einbringen der im Auslande Angeworbenen, wie der Gefangenen, oder gar wie des Schlachtviehes — die aftermenschliche Zulehrung der Rekruten — die unaufhörlichen militärischen Exekutionen der Deserteurs u. s. w. stumpfen in den Gemüthern der Einwohner die Theilnahme an fremden menschlichen Leiden ab. Die Gefar, in welcher alle Familienbande täglich schweben, zerrissen zu werden, macht auch die engsten und heiligsten Verhältnisse den Tausenden in den untern Ständen unwichtig und nichtsbedeutend, so, daß man sie ebenfals nach Gefallen aufheben zu können, oder doch bei ieder Gelegenheit gegen sie handeln zu dürfen, glaubt. Das geht oft so weit, daß Eltern sogar für dieienigen unter ihren Kindern weniger Sinn und Sorgfalt bezeigen, von denen sie einmal gewis wissen, daß sie dem Soldatenstande nicht entgehen können. Weiber und Töchter sind bei der Menge des ledi-

gen und müssigen Militärs der Verführung äusserst ausgesetzt, und, wie die Unzucht aller Art immer mehr Ueberhand nimmt, so vermehren sich auch von Zeit zu Zeit die Fruchtabtreibungen, die Kindermorde u. s. w. Die strengen Einschränkungsgesetze für Handel und Verkehr wecken den Uebertretungsgeist, machen die Unterthanen arglistig, treulos und zu jedem Meineide bereit; die harten Abgaben stimmen zum Betruge aller Art, und ersticken die Menschenliebe. Der ganze Ton der Nation wird rauh, und immer rauher. Auch dis kann nicht anders kommen; es mus Alles so kommen.

Da vermöge des militärischen Sistems das Militär die Hauptsache ist, und der Soldat Alles gilt, so sind die übrigen Stände übel daran. Man schätzt beinahe kein Civilverdienst mehr; die Uniform hingegen heiligt schon Jeden, der sie trägt. Selten bekommt der Bürger Recht gegen den Soldaten, welcher gleichsam hierdurch für die übrigen Einschränkungen, denen er unterworfen ist, einige Entschädigung erhalten soll, und auch die abgezwungenste Nothwehr gegen selbigen wird ihm wohl zum Verbrechen gemacht. Hält der verdienteste Civilist um irgend einen Posten an, so bekommt er zur

Antwort, daß solcher bereits an einen noch verdienteren Waffenträger vergeben sei, und überall werden abgelebte, oder unbrauchbar gewordene Kriegsmänner zur Ersparung der Pensionen angestellt. Das strenge Subordinationswesen pflanzt sich immer mehr auf den Staat und auf die bürgerliche Verfassung über. Im militärischen Geiste wird Alles eingeleitet und betrieben; militärisch wird von den Vorgesetzten befohlen, militärisch wird von den Richtern verhört, militärisch wird sogar die Strafgerechtigkeit gegen die Unterthanen gehandhabt. Niemand darf sich endlich mehr gegen offenbaren Druck laut erheben, oder auch nur über die grösseste Gewaltthätigkeit, die an Andern ausgeübt wird, ein freies Urtheil fällen. Leiden mus die Nation, so lange sie kann, und, fiele es ihr ein, in höchster Noth und aus Verzweiflung sich Luft machen zu wollen, so stehen die Heere so gut, wie gegen den Feind, gegen sie schon in steter Bereitschaft, und man spottet ihrer thörichten Unternehmungen in voraus. . .

Dis ist in der That nur eine schwache Schilderung der unseligen Folgen des militärischen Sistems; dennoch aber beweiset sie zur Genüge, daß

durch dasselbe die Sache der Menschheit sinke und rückwärts gehe, und immer mehr rückwärts gehen, und tiefer sinken müsse, je länger man dabei beharrt. So lange es dauert, ist an keine besseren Zeiten zu denken; wer mag aber absehen, ob es je wieder Vergang nehmen möchte? . . Wehmüthig verlasse ich mit diesem Gedanken den heiligen Grabhügel, und mag auch keine Blume heute von ihm mitnehmen; die ganze Welt ist in diesen Augenblicken ein grosses, weites Grab für mich.

Sechste Betrachtung.

Fortsetzung der Fünften.

Ich nehme zwar von Allem, was ich letzthin behauptete, auch nicht ein Wort zurück; — in einen einzigen Perioden zusammengedrängt lautet es so: das militärische Sistem stiftet alles das Unheil unaufhörlich, welches der wirkliche Krieg nur einstweilig stiftet, und, wenn die Nationen unter den zwei Zuständen, ob sie einmal lieber wieder einen siebenjährigen Krieg über sich ergehen lassen, oder in steter Bereitschaft zum Kriege stehen wollten, schlechterdings zu wählen hätten, so müsten sie den ersteren Zustand wählen — — war ich denn aber letzthin zu sehr verstimmt, daß ich den Gedanken nicht finden konnte, daß, wie Alles, was einmal aufkommt, einmal wieder abkommt, so auch das aufgekommene militärische Sistem wieder abkommen werde?

Recht gut; ich weis aber gar nicht, warum dieser Gedanke mir seine tröstenden Dienste versage. Nicht etwa, als wenn ich die Maxime, aus welcher das militärische Sistem entstand — die Maxime, daß eine immerwährende Bereitschaft zum Kriege das sicherste Mittel sei, den Völkern den Frieden zu erhalten — für so furchtbar hielte; die Erfarung selbst mag sie nicht nur widerlegen, sondern die unvoreingenommene Vernunft sieht auch bald ein, daß ein weit sichereres Mittel, und vieleicht das einzigwahre Mittel, allgemeinen Frieden zu erhalten, darin bestehe, daß ieder Staat an dem, was er nun einmal ist und hat, sich genügen lasse, und sich nicht auf Kosten anderer zu vergrössern trachte. Bei Annahme dieser Maxime wird alles stete Bereitsein zum Kriege ganz und gar überflüssig; ob sich aber eben nicht der Trieb, auf fremde Kosten sich zu vergrössern, hinter iene Maxime immer zu verbergen suchen werde — das ist die Frage.

Gesetzt iedoch, dis geschähe nicht, und das gegenwärtige militärische Sistem käme so, wie es aufgekommen ist, auch nach Masgabe des allgemeinen Ganges der Dinge unter dem Monde wieder ab, so fiele dann doch blos die Ursache weg,

aus welcher *ietzt* die Sache der Menschheit so rückwärs geht, und ich komme immer auf die traurige Geschichtserfarung zurück, daß aus der Menschheit im Ganzen noch nie etwas Recht's geworden sei, und daß auch da, wo ihre heilige Sache zuweilen zu gedeihen das Glück hatte, das Gedeihen doch nicht von Bestand gewesen sei. *Wird es in künftigen Zeiten anders damit gehen, als es in den vergangenen ging?* Werden nicht dieselben Ursachen, welche die grosse Sache von ieher aufhielten, oder gar wieder zurückbrachten, von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten, und alsdann auch immer dieselben Wirkungen hervorbringen?

Ehe aus der Menschheit im *Ganzen* etwas Recht's werden kann, mus es wenigstens erst dahin kommen, daß es *hier oder da*, aber nicht blos dann und wann, oder auf einige Zeit, sondern *auf immer*, besser mit ihr werde. Wenn dann die Gegenden nach und nach sich vermehren, in welchen es auf immer mit ihr besser wird, so kann man mit einigem Muth einem Zeitpunkte entgegen harren, wo sie den herzerhebenden Totalanblick reichen werde.

Ich will also einmal annehmen, daß unter meinem Himmelsstriche, der sich in neueren Zeiten so vortheilhaft auszeichnete, das militärische System aufgegeben würde, und daß dadurch die Sache der Menschheit daselbst schnell wieder vorwärts schritte; wird es nie wieder zu wirklichen Kriegen kommen? Verdirbt aber nicht Krieg allemal die gute Sache wieder? und was besagt in Hinsicht seiner die Geschichte der Vorzeit? Sobald er zu wüten anfing, geriethen die in der Ruhe nur gedeihenden Wissenschaften und Künste in Verfall, Sittlichkeit und Humanität sanken danider, und die öffentliche Wohlfart neigte ihr Haupt. Ward dann wieder Friede, so hob sich zwar Alles wieder, aber nur, um durch den nächsten Krieg, zu dem der Friedensschlus selbst wohl schon den Grund legte, wieder zu sinken. O daß doch die Vertheidiger des Kriegs dis beherzigen möchten! Alle die Vortheile, welche er ihrer Meinung nach der Menschheit stiften soll, werden nicht nur durch das unsägliche Unheil, das er ihr wirklich anrichtet, unendlich überwogen, sondern könnten auch ohne ihn gar füglich herbeigeschaft werden. Wie sollen aber die Kriege abkommen — wie?

Eine stete Bereitschaft zum Kriege ist, wie gesagt, der Menschheit noch viel nachtheiliger, als wirklicher Krieg, der doch immer wieder ein Ende hat, selbst; wenn sie also auch verhinderte, daß Krieg zum Ausbruche käme, so setzte man doch durch sie an die Stelle eines grossen Uebels blos ein noch weit grösseres. Es ist aber so wenig zu erwarten, daß durch sie den Kriegen ein Ende gemacht werden werde, daß man vielmehr fürchten mus, daß sie für iede Generation einen Krieg mit Zuverlässigkeit zu Wege bringen werde. Würden denn die ungeheuren stehenden Heere noch furchtbar sein, wenn sie nicht geübt würden? Was übt sie aber anders, als Krieg? Also — so lange sie existiren, in iedem Jahrdreissig schon ihrer schlechterdings nothwendigen Uebung wegen ein blutiger Krieg — dis ist das Prognostikon, das sich die Menschheit stellen mag. Daß aber durch die blosse Reduktion der stehenden Heere der Friede den Völkern auch nicht gesichert werde, hat die Geschichte zur Genüge bewiesen; wie sollen also die Kriege abkommen? — wie?

Auf Europa blos ist iezt mein Augenmerk gerichtet. Wenn ewiger Friede der Menschheit auch nur in diesem kleinen Erdtheile verschaft werden

sollte, so müsten etwa alle bedeutendere Staatskabinetter daselbst die Grundsätze zu heiligen Regeln für sich machen, daß der Vergrösserungstrieb nie wieder eine andere, als blos intensife Richtung nehmen — daß kein Staat auf den andern weiter Ansprüche ersinnen, oder erneuern — und daß ebenso sich nie wieder ein Staat ungerufen in die inneren Angelegenheiten des andern mischen solle. Da iedoch nun einmal nach Menschenweise unter den Grossen so gut Fehden vorfallen können, wie unter den Kleinen, so müsten die Grossen auch fest unter sich darüber übereinkommen, daß ihre Fehden ebenso geschlichtet werden sollten, wie die Fehden der Kleinen. Auch sie müsten, wie diese, einen Richterstuhl für sich anerkennen, vor welchem über ihre Fehden entschieden würde, und dessen Entscheidungen sie sich unterwürfen. Den Aufruf vermittelnder Mächte, der schon oft geschah, kann man zwar als etwas Aehnliches ansehen; wer weis aber auch nicht, daß sich dergleichen Vermittelungen wieder zerschlugen, weil ihnen das richterliche Ansehen fehlte, und den Partheien freigelassen blieb, zu thun und zu lassen, was sie wollten. Dieses obrißtrichterliche Ansehen müste also Einer der machthabendsten Grossen wirklich haben,

und es würde den iedesmaligen Senior unter ihnen am schönsten kleiden.

Sind aber dergleichen Vereinbarungen unter allen europäischen hohen Mächten auch wohl nur zu erwarten, geschweige, daß man, wenn sie auch wirklich erfolgten, für ihre lange Dauer bürgen könnte? Gesetzt, alle zu der Zeit, da es darüber zu menschlicher Sprache käme, lebende Souveraine selbst wären auch geneigt zum himlischen Friedenssistem, werden's ihre Minister sein? Wer war von ieher an den mehresten Kriegen Schuld — die Grossen oder ihre Kabineter, die wohl noch dazu unter der Leitung eines Pfaffen standen? Doch — angenommen auch, alle damalige Kabineter wären ebenso geneigt dazu, wie die Grossen selbst, werden's die Nachfolger der Grossen, werden's die folgenden Kabineter auch sein? Ehe sich's die Menschheit versähe, würden auch Ausnahmen von den noch so heilig festgesetzten Regeln für nöthig erachtet werden. Es sei nöthig, würde es z. E. heissen, in einen fremden Staat einzufallen, und sich seiner ganz, oder zu Theilen, zu bemächtigen, um den armen Einwohnern desselben ein menschlicheres Schicksal zu verschaffen; es sei nöthig, sich in die inneren Angelegenheiten eines an-

dern Reichs zu mischen, um sich in seinem eigenen Innern zu sichern u. s. f. Ja, und wenn alles über Erwartung gut ginge, wie lange würde es währen, daß nicht, wenn auch kein Souverain, doch wenigstens ein Minister, der gern die ganze Welt, die Erde mit Allem, was drauf ist, und das Meer mit Allem, was drinnen ist, beherrschen möchte, aufträte, und es bei einer entstehenden Fehde mit einer andern Macht für unerträglich fände, daß sein Hof einen Richterstuhl über sich anerkennen solle, dessen Ausspruch über seine Händel zu entscheiden habe? So wäre auf diesen Fall denn also doch Krieg da, und zwar, wenn etwa die übrigen Mächte das Ansehen des obersten Richterstuhls aufrecht erhalten wollten, gar allgemeiner Krieg da.

Ewiger Friede allein brächte aber auch die Sache der Menschheit noch nicht in einen dauerhaften Schwung; da müste er freilich erst sein — sonst wäre an gar nichts der Art zu denken — in seinem Schosse müssen hernach aber auch die Staaten so regirt werden, daß sie seine Segnungen immer wahrhaftig geniessen können. Nun — und was würde hierzu erfordert? Erstlich — daß es immer lauter solche Fürsten gäbe, die selbst regi-

ren wollten und könnten — lauter solche Fürsten, die für die Bestimmung ihrer Unterthanen, als Menschen, zur Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit hohen Sinn hätten, und solche aus allen Kräften zu befördern trachteten — lauter solche Fürsten, die ihren Beruf darin setzten, das in ihrem Lande zu sein, was ieder Vater in seinem Hause sein soll — lauter solche Fürsten, die ihre wahre Gottähnlichkeit nicht sowohl in der grossen Macht selbst, die sie haben, als vielmehr in edler Anwendung derselben, suchten — lauter solche Fürsten, die nicht blos Gesetzgeber und Gesetzbewacher, sondern auch Gesetzhalter und die ersten Beispielgeber in allem Guten wären — lauter solche Fürsten, die die Volkstäuscher, die Plusmacher und die Schmeichler von sich und Landes verwiesen — lauter solche Fürsten, die an iedem Abend sich zur Verantwortung darüber forderten, wie sie den Tag über ihre grossen Pflichten erfüllt hätten, und die an iedem Morgen sich zu einem noch vollkommeneren Regententage auf das heiligste zubereiteten . . . Es würde aber auch noch erfordert, daß es immer lauter solche Minister gäbe, die den Fürsten gut rathen könnten und wollten — lauter solche Minister, die Freunde des Lichts wären, und

in deren Busen ein menschliches Herz schlüge — lauter solche Minister, die die Sache des Regenten und des Volks nur für eine Sache hielten, wie Hausfreunde die Sache der Eltern und der Kinder, und die nur von Landeswohl sprächen, wie diese von Familienwohl — lauter solche Minister, die sich nicht für die ersten Hofbedienten, sondern für die ersten Staats- und Vaterlandsdiener, hielten, und die die Vertreter aller Gerechtsame und die Beschützer aller Freiheiten ihrer Mitbürger wären — lauter solche Minister, die die billigen Wünsche der Nation kräftig unterstützten, und die Bitten der Wittwen und Waisen mit einem humanen Gutachten an die höchste Behörde beförderten — lauter solche Minister, die jedes noch übrige Staatsgebrechen tief fühlten, zur Abhelfung desselben aus allen Kräften arbeiteten, und die Augen des Landesherrn von dem Glanze und der Fülle, die ihn umgeben, fleissig weg, und auf den Jammer in den Hütten hin, leiteten — lauter solche Minister, die die allgemeine Zufridenheit mit ihrer Amtsführung für ihren schönsten Amtssold hielten, und die Amtslebenslang dafür sorgten, daß ihr Grab auch der spätesten Nachwelt noch ohne Denkmahl von Erz

oder Marmor, blos durch dankbare mündliche Tradition von Enkel zu Enkel, bekannt und heilig wäre . . .

Was besagt nun aber die Geschichte über Fürsten und Minister, und über das Schicksal der Völker unter ihnen, in Friedenszeiten? Ging nicht das, was unter der einen Regierung die Sache der Menschheit gewonnen hatte, unter der andern wieder verlohren? Wirds nicht ferner so sein? Und, wenn der günstigste Fall einträte, daß die Grossen unseres Erdtheils einen gemeinschaftlichen obersten Richterstuhl für ihre Fehden unter sich anerkännten, so, daß kein Krieg weiter entstände, wer schützt hernach die Völker bei ihren Fehden mit ihrer eigenen Regirung? wer schützt die Unterthanen besonders gegen Ministerdespotismus?

Doch — hier ist ein Mittel, ein ganz einfaches Mittel. Damit es immer lauter solche Fürsten und lauter solche Minister gebe, wie sie vorhin beschrieben wurden, bedarf es blos der Masregel, daß die Prinzen, welche zu Regenten bestimmt sind, iederzeit von den Weisesten und Edelsten der Nation erzogen werden, und daß die Nation iederzeit selbst die Minister wähle . . . . Wird aber diese Masregel ie allgemeinen Eingang fin-

den? Wenn sie iedoch auch nicht nur Eingang fände, sondern sogar sich behauptete, würde sie ganz vor bösen Regenten und vor bösen Ministern die Völker sichern? Wirklicher Empfang und Antritt grosser Gewalt können die unerwartetesten Menschenverwandlungen bewirken. Partikuliers, die das Zutrauen aller ihrer Mitbürger verdienten, so lange sie weiter nichts, als Bürger, waren, schlugen oft aus der Art, sobald sie fürstliche Räthe wurden, und Prinzen, von denen man sich goldene Zeiten versprach, desgleichen, so bald sie regirende Herren wurden. Es scheint also hier die Sache der Menschheit ein- für allemal sehr auf gut Glück blos gestellt zu sein.

Wenn iedoch nicht nur ewig Friede wäre, sondern auch von Fürsten und Ministern immer gut regirt und mitregirt würde, so müssen die Völker doch auch selbst das Ihrige noch dazu beitragen, wenn die Zeiten für sie immer besser werden sollen. Was helfen die gemeinnützigsten Entwürfe, Einrichtungen und Anstalten aller Art, wenn die Nation keinen Sinn für sie hat, sie nicht dankbar aufnimmt, nicht die Hände dazu bietet, sie nicht mit befördert? Allgemeine Aufklärung und allgemeine Veredlung sind bei Allem, was von oben her-

ab für sie geschieht, nur dann möglich, wenn die Leute aus allen Ständen sich aus ihrer höheren Natur etwas machen, sichs zur Ehre rechnen, vernünftige und sittliche Wesen zu sein, und so auf richtiges Denken und auf moralische Güte den gehörigen Werth setzen. Dazu wird dann aber auch erfordert, daß die ungeheure Menge, welche in den untersten Ständen lebt, nicht zu viel mit blosser Erhaltung ihrer sinnlichen Natur zu thun habe, so, daß sie an Ausbildung ihres Geistes kaum denken könne, und daß ihre ganze Lebensart nicht zu rauh sei, so, daß feinere sittliche Gefühle dabei gar nicht gedeihen mögen, sondern Alles sie nur auf wilde Befridigung ihrer Leidenschaften hinführe. Je mehr dis von ieher in einem Lande der Fall ward, desto mehr stockten auch gleich Volksweisheit und Volkstugend daselbst. Man erwarte hier von besserer Erziehung etwa, mit der sich unser Zeitalter brüstet, ia kein Wunder; Eltern in den untersten Ständen, die in einer so gedrängten Lage sich befinden, können sie ia ihren Kindern nicht geben, und, wenn sie diesen auch durch öffentliche Veranstaltung gegeben würde, was nützte sie ihnen, wenn sie hernach ebenfals in die Lage ihrer Eltern eingehen müsten? Allgemeine Auflä-

rung und Veredlung sind nur bei allgemeiner Beglückung zu erwarten.

Zu sagen — für diese sorgt ia eben auch eine weise und wohlthätige Regirung — ist nicht genug; auch hier mus sich die Nation, und zwar derienige Theil von ihr, der in den höheren Ständen lebt, an sie anschliessen. Offenbar findet doch bei der so grossen Verschidenheit der Stände die allerungleichste Vertheilung der Güter und Lebensgenüsse Statt, und in der Masse, in welcher Hunderte zu Viel haben, haben Hunderttausende zu Wenig. Wer kann diesen helfen, wenn iene nicht wollen? Eine weise Regirung darf ihre Humanität gegen die nidrigeren Stände nicht so weit treiben, daß sie Inhumanität gegen die höheren werde; sie mus sich also auf die Humanität der höheren Stände selbst mitverlassen. Diese müssen aus Dankbarkeit gegen das Schicksal, und um ihrer Vorzüge erst recht würdig zu werden, ihren Mitbürgern in ihrer beschränkten Lage auf allen Seiten zu Hülfe kommen, und müssen es um so viel mehr thun, weil sie ihnen dadurch Lust und Kraft geben, an Ausbildung ihres Geistes und Herzens auch menschlich zu arbeiten. Eine solche Denkart mus nicht nur der Eine und der Andere

haben, auch mus sie nicht etwa nur auf eine Zeitlang den empfindsamen Modeton ausmachen, sondern sie mus die allgemeine und bleibende Denkart der Macht- und Ansehenhabenden, der Vornehmen, der Gelehrten und der Reichen sein; ist es nun wohl zu glauben, daß es iemals dahin kommen werde? Gewis so wenig, als es bis iezt dahin gekommen ist! Hab- und Herrschsucht müsten erst ganz und auf immer aus der Gesellschaft verbannt werden; da diese aber zu viel Anziehendes für die Sinnlichkeit haben, so werden sie auch bei aller Kultur der edleren Gefühle nie völlig und beharrlich weichen. Es wird mit ihnen gehen, wie es immer ging, und, wenn sie eine Zeitlang der Humanität haben Platz machen müssen, werden sie ihr Unwesen wieder von neuem treiben. Die Leute in den untersten Ständen werden zu übermüthig, wird es heissen; es geht ihnen zu wohl, sie lesen zu viel Volksbücher, verfeinern sich zu sehr — wohin will das aus? Und — so wird man sie wieder um die Lebensgenüsse bringen, welche ihnen kaum vergönnt worden waren; ia, statt ihnen zu geistiger und sittlicher Ausbildung beförderlich zu sein, wird man es für räthlich finden, sie so niderzuhalten, daß sie nicht mehr

Verstand bekommen, als sie zur Verrichtung ihrer Alltagsarbeiten brauchen, und daß ihr Gefühl grob bleibe, damit sie sich gutwillig und geduldig durch ihr mühseliges Leben hinquälen. Alle höhere Stände werden sich hierzu vereinigen, und — der Priesterstand wird an ihrer Spitze stehen.

Das Traurigste ist, daß die Natur sogar es mit der Sache der Menschheit nicht immer gut meint. Wenn kein Feind das Land verheert, so verheert sie's wohl; wenn die Könige nicht Schlachten liefern, so macht sie wohl die Städte und Dörfer weit und breit zu einem unübersehbaren Schlachtfelde; wenn die Mitbürger gern die Vorräthe unter sich theilten, so versagt sie ihnen den Vorrath wohl, u. s. w. Mag der Verstand der Weisen auch noch so erfinderisch in Nothwehr- und Hülfsmitteln sein — mag die Macht der Grossen noch so human angewendet werden — — so bald die Natur ihre Landplagen mit der ihr eigenen Allkraft aufbietet, unterliegen ihr aller Verstand der Weisen und alle Macht der Grossen. Beim furchtbaren Streite der Elemente sind die Menschen fast blos zu zitternden Zuschauern bestimmt; ist die Heilung einer ansteckenden Krankheit kaum erfunden, so erzeugt sich eine andere, die eben so mör-

derisch an ihre Stelle tritt; folgen einige totale Misjahre auf einander, so helfen alle Schatzkammern nichts. O wie müste wenigstens die Natur weit mütterlicher gegen uns handeln, wenn gute und schlechte Zeiten nicht abwechseln sollten! Sie wird aber bleiben, was sie ist, und, wie sie die Menschheit mit ihrem Haushalt von Anbegin an periodisch drückte, so wird sie sie auch damit periodisch durch alle noch folgende Geschlechter fortdrücken. — — Ich mag also die Sache betrachten, von welcher Seite ich will, so ist nicht daran zu denken, daß es mit der Menschheit auch nur theilweise, oder irgendwo, iemals auf immer besser werden werde.

So kann denn aber auch blos aus diesem Grunde schon, wie gesagt, aus der Menschheit im Ganzen nie etwas Recht's werden. Die Erwartung hiervon müste iedoch auch dann sogar aufgegeben werden, wenn theilweise dergleichen aus ihr würde.

Gesetzt, ein einzelner Erdtheil genösse wirklich ewigen Frieden, wie würde es um allgemeinen ewigen Frieden auf Erden stehen? So klein auch unser Planet gegen seine Sonne ist, die ihn erst zur Wohnung für Lebendige machen mus, so gibt's

doch auf ihm eine sehr grosse, noch nicht einmal zu bestimmende Menge von Staaten, Völkern und Völkerschaften; wie soll es zugehen, daß sie sich insgesamt unter das Friedenssistem begeben? wie soll es vollends angefangen werden, daß sie allerseits bei demselben beharren? Das Letztere zu bewirken müste es etwa einen Allsenior unter ihren Fürsten geben, der alle auf Erden vorfallenden Regentenfehden schlichtete. Welcher von ihnen hätte aber immer das ausgemachteste Recht dazu? wie kämen die übrigen immer an ihn? wie machte er seine Aussprüche immer geltend? Hier ist also doch wohl weiter nichts, als leere Schimäre; aber auch die blosse allgemeine Annahme des Friedenssistems dürfte schon unausführbar sein. Wenn sogar in dem kultivirten Europa iene Maximen, auf welchen dieses Sistem beruht, nie allgemeinen Eingang finden werden, wie viel weniger werden sie ihn in Erdtheilen finden, wo man noch so weit an Kultur zurück ist? Je roher die Menschen noch sind, desto mehr sind sie auch für den Krieg. Die Nationen wollen ihn alsdann, wie ihre Fürsten. Leben nicht viele derselben unter fernen Himmelsstrichen in einem unaufhörlichen Kriege gegen einander, und ist der ihnen von ihren alte=

sten Vorfaren her angestammte gegenseitige Has nicht unvertilgbar? Leben nicht viele derselben seit Menschengedenken wirklich vom Raube, und sind sie dadurch nicht in eine Verfassung gerathen, daß ihnen selbiger zu ihrer Erhaltung nun fast unentbehrlich ist? O wie unmöglich bleibt allgemeiner Friede auf Erden, ohne den iedoch aus der Menschheit nie im Ganzen etwas Recht's werden kann!

Gehe ich nun weiter, und erwäge, wie der grössere Theil der Weltvölker ausserhalb Europa regirt werde, so fällt mir der Muth für die Sache des armen Menschengeschlechts noch immer tiefer. Was geschieht unter selbigen für Aufklärung, Verèdlung und Beglückung? Fürchterlicher Despotismus verdammt die Nationen an der Hand des Priesterbetrugs zur ewigen Dummheit, stumpft ihr Gefühl, wie ihre Vernunft, ab, und legt ihnen alle Leiden der Sklaverei auf. Was hülfe es ihnen, wenn sie sich auch aufmachten, und den Tirannen würgten, oder säckten, der sie als halbe Thiere behandelt? Es folgte ihm wohl ein Anderer, der sie ganz als Thiere behandelte. Selten kommen sie aber auch nur auf diesen Einfall. Durch viele Generationen an die scheuslichste Knechtschaft gewöhnt, tragen sie vielmehr das Joch derselben

nach Zug- und Lastviehart, haben alle menschliche Empfindung verlohren, glauben, es müsse so sein, und ahnen, da die menschliche Natur so ganz und gar in ihnen nidergedrückt ist, nicht einmal, daß es Völker geben möchte, denen es besser gehe. Wie soll ihnen geholfen werden? Despotismus ist nun einmal die Losung unter ihren Himmelsstrichen, und wird es bleiben, so lange es Völker da gibt.

Da, wo dis nicht der Fall ist, treten wieder andere, und zwar natürliche, Hindernisse ein, die die Sache der Menschheit nicht aufkommen lassen. Bald ist es die ganz abgesonderte Lage, die völlige Unzugänglichkeit, oder doch die äuserstweite Entfernung von kultivirten Nationen, die einem Volke alle höhere Ausbildung versagt, und es ihm unmöglich macht, Künste und Wissenschaften, und dadurch menschlicheren Lebensgenus, zu erhalten; bald ist nun einmal eine gewisse rauhe und wilde Lebensart, bei der sich die Vernunft gar nicht erheben kann, und mit der sich nur die rohsten Sitten vertragen, einem Volke so eigen und natürlich geworden, daß es von ihr nie ablassen wird; bald legt das Klima selbst ewige Schwierigkeiten aller Vermenschlichung den Völkern in den Weg. Nur

die gemäßigten Himmelsstriche sind der Sache der Menschheit noch am günstigsten. Weder da, wo die Natur den Menschen Alles freiwillig und im schwelgerischen Ueberflusse gibt, noch da, wo die Menschen der Natur Alles, auch die kümmerlichste Befridigung ihrer ersten Bedürfnisse, abzwingen und abtrotzen müssen, mag höheres Menschenheil gedeihen. In ienen so gepriesenen Zonen tritt eine feurige Einbildungskraft an die Stelle der kalten Vernunft, und Schwärmerei ist da wohl zu Hause, aber nicht scharfes und tiefes Nachdenken. Man bedarf daselbst der geringsten Thätigkeit kaum; wie soll man auf Anstrengung seiner Kräfte zu Kunstübungen kommen? Für die Sinnlichkeit hat da die Natur überschwenglich gesorgt — für die Sittlichkeit gar nicht; so schwelgt man in sorgenloser Trägheit blos, begattet sich früh und spät, und erhebt sich im Ganzen wenig über die Affenwelt. Unter den Polen aber — wie sieht's da aus? Nicht einmal der Körper gedeihet da, viel weniger der Geist. Zu ewiger Stumpfheit ist da die Menschheit unrettbar verdammt, und die Nachrichten von ihrer dortigen Verbuttung erschüttern ieden Gebildeten unter den freundlicheren Himmelsstrichen.

So mus man schon durch diese Betrachtungen auf den Gedanken gerathen, daß unser Planet selbst sich nicht dazu eigne, daß auf ihm iemals aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werden könne; wie? und doch ist Gott Führer der Sache derselben? Was ist das, daß er sie auf einen Stern gesetzt hat, wo ihr nie eine totale Ausbildung zu Theile werden kann?

Doch — das Traurigauffallendste in dieser Hinsicht habe ich nun erst noch zu erwägen. Was besagen die Erdbeben, die von Zeit zu Zeit bald hier, bald da, einzelne Erdgegenden verwüsten und umwälzen? Sie sind im Kleinen das Bild von den allgemeinen Revolutionen, welche ebenfals zu gewissen Zeiten die Erde treffen. Mit ieder derselben schliesst sich ein Aion für sie, und ein anderer Aion hebt an. Wie gehts aber da der Menschheit? Alles, was für sie geleistet ward, ist alsdann vergebliche Arbeit gewesen, und ihre Sache, wenn sie auch noch so weit gekommen wäre, geht im Hui wieder bis auf den äusersten Punkt zurück. Trümmer nur bleiben übrig, und auf den Trümmern einige Menschenpaare, die auf die wundersamste Weise dem allgemeinen Verderben entgehen, und in weitester Entfernung von einander ganz wieder

von vorn' anfangen müssen. Es ist leicht zu begreifen, daß diese wenigen Geretteten, die den ganzen Ueberrest von ihrem Geschlechte ausmachen, zu den ungebildetesten und rohesten gehören werden. So ist das Depot aller Künste und Wissenschaften in Köpfen, Schriften und Denkmälern dahin; alle Kultur, alles Gute auf Erden ist weg. Wie aus der Thierheit mus sich die Menschheit wieder hervorarbeiten, und es gehören Jahrtausende dazu, ehe sie ihrer ersäuften, oder verschlungenen Vorwelt auch nur einigermassen wieder ähnlich wird.

So ists denn doch wohl ausgemacht genug, daß sich unser Planet zur Sache der Menschheit gar nicht schicke. In einem immerwährenden Kreislaufe treibt sie sich sowohl im Kleinen, als im Grossen, auf ihm herum, und — hierbei sollte Gott, ihr Führer, es bewenden lassen? Das kann nicht sein. Mit diesem Gedanken will ich mich wieder auf meine geliebte Anhöhe begeben, zuvor aber erst noch das heilige Grab besuchen.

* * *

Selig preise ich mich, daß ich den Ewigen anbete, wie ihn der Wackere anbetete, dessen irrdische Hülle ich hier versenken lies. Hier, hier will ich mir's nur gestehen, daß ich sonst selbst nicht wüste, was ich zur Sache der Menschheit sagen sollte, wenn sie keine Gottessache wäre. So wär's doch wohl möglich, daß es mit dem ewigen Wechsel des Steigens und Fallens, des Vorwärts- und Rückwärtsgehens abgethan sein könnte; wenigstens möchte ich den, der dis behauptete, und sich darüber mit mir in Streit einliesse, wohl nicht zum Schweigen bringen können. Nun aber ist dis unmöglich, und der Glaube an Gott zwingt auch zum Glauben an ein Reich Gottes hin.

Es muß dahin kommen, daß aus der Menschheit im Ganzen etwas Recht's werde, daß allgemeine Aufklärung, Veredlung und Beglückung eintreten, und nicht nur eintreten, sondern auch fortdauren, und nicht nur fortdauren, sondern auch noch immer höher steigen; denn — ein allmächtiger Weiser und Heiliger hat die grosse Sache unter sich.

Da es nun aber hier auf Erden nie dahin kommen wird und kann, sondern da es hier beim Wech-

selgange hinauf und hinab, vor- und rückwärts, ewig bleiben wird — was folgt?

Eben darum, weil es mit dem ewigen Wechselgange für die Menschheit nicht abgethan sein kann, so kanns für sie auch nicht mit hier abgethan sein, und, so gewis ein Reich Gottes kommen mus, so gewis mus es auch noch einen andern Stern geben, der sich besser dazu eignet, und auf den die Menschheit sterbend übergepflanzt wird.

Auf diesem vollkommeneren Stern ist das Reich Gottes schon seit Anbegin der Menschheit; auf ihm bist du, mein braver Vater, auch schon Bürger des göttlichen Reichs.

O herrlich — herrlich! Nun will ich mich aller meiner vorigen traurigen Gedanken zu entschlagen suchen, mit Grabbluhmen mich schmücken, und dort von hochoben herab wieder freudiger um mich her schauen.

* * *

Wie? doch überfällt mich wieder ein Schauer, da ich die Höhe erstiegen habe? Nun — so soll's auch der letzte seyn.

Arme leidende Menschheit dortunten ringsumher weit und breit — deinem Schicksale erst noch eine Thräne — — dann aber auch Triumf deiner guten Sache gesungen! . .

Traurig ist das Loos meines Geschlechts auf der Erde, traurig oft im höchsten Grade — dis ist herzbeklemmende, herzdurchborende Wahrheit. Warum war's nicht wenigstens an dem Unheile genug, das für selbiges die Natur selbst auf unserem Planeten anrichtet? Warum muste ihm auch noch durch Wesen, die aus seinem eigenen Schosse kommen, und selbst zu ihm gehören, so viel unaussprechlicher Jammer zu allen Zeiten gestiftet werden? Aber getrost — die Sache der Menschheit wird siegen, **mus** siegen — **Gott steht dafür.** Die Menschheit gehört zur moralischen Wesenwelt, deren Ausbildung und Vollkommenheit mit Zuverlässigkeit erwartet werden darf. Dis ist der allgemeine Plan, welchen ein allerhöchstes moralisches Wesen, ein oberster heiligster und wohlwollendster Geist, für alle seine Arten von sittlichen Wesen entwarf; einen andern konnte er nicht entwerfen — auch für die Menschheit entwarf er ihn. Andere Mittel und Wege kann er wohl zur Ausführung desselben für sie einschla-

gen und anwenden, zur Ausführung selbst aber mus es schlechterdings endlich doch kommen. **Wenn weiter gar nichts aus ihr werden sollte, als was wir hier aus ihr werden sehen — so etwas wäre keines Gottes würdig.**

Ich glaube wohl, daß der Jammergang, welchen die Sache der Menschheit von ieher nahm, die Vermuthung erzeugt haben könne, daß es einen mächtigen bösen Untergeist gebe, der daran Schuld sei; — in der That, auch der vernünftigste Mann selbst möchte zuweilen auf den Gedanken gerathen, daß ein solcher Satan hier und da mit im Spiele sein müsse — was wär's aber weiter, wenn sichs auch wirklich so verhielte? Die Ursache, warum nichts Recht's aus der Menschheit im Ganzen würde, möchte sein, welche es wollte, so bliebe es doch dabei, daß, wenn weiter nichts aus der Menschheit würde, als was wir hier aus ihr werden sehen, so etwas Gottes nicht würdig sei. Indem ich dis mit voller Seele denke, wird mir so hochwohl hier oben, als mir noch nie hier war.

Fest auf Gott vertrauend, der der höchste Regent seiner moralischen Welt ist, sehe ich nun, über die Thäler um mich her schon hoch erhoben, ganz

und gar über die Erde hinweg, und, wie ich in diesem Vertrauen sprach — wenn Gottes Reich in dieser Welt hätte zu Stande kommen sollen, so müst's schon zu Stande gekommen sein — so spreche ich nun auch in demselben Vertrauen — es wird in einer andern Welt zu Stande kommen, denn es mus zu Stande kommen. Nun mögen immerhin alle da gewesene Generationen es nicht erlebt haben, und alle noch folgende Generationen es nicht erleben — ists ihnen insgesamt doch anderwärts aufbehalten. Wie gerecht und gut erscheint mir Gott bei dieser Vorstellung, den ich sonst nicht zu rechtfertigen vermöchte! Durch den Tod geht die Menschheit zu ihrer Vollkommenheit über; ihre Bestimmung zu dieser — der moralische Weltplan des obersten Geistes — sezt ihre Fortdauer im Tode ausser Zweifel, ia, er versiegelt, da auch unendliches Fortschreiten aller moralischen Wesen in der Vollkommenheit zu ihm gehört, ihre ewige Fortdauer.

Schändlich wär's, wenn nun die Kriegsüchtigen, die Tirannen und die Inhumanen in den höheren Ständen dis misbrauchen, die Menschheit auf die goldenen Zeiten für sie ienseits der Gräberwelt verweisen, und unter dem Vorwande, daß

aus ihr hier doch einmal nichts Recht's werden könne und solle, sich alle Barbarei gegen sie erlaubten. Sie sind und bleiben ihr für iede Unthat, die sie an ihr ausüben, verantwortlich, und verdienen ihren Fluch dafür. Sie selbst aber freue und tröste sich iener Verheissungen der Ausführung des göttlichen Plans für sie in einer andern Welt, und harre mit hohem Muth auf ihre goldene Zeit daselbst.

Ja, Triumf, Triumf der auf Erden so gedrückten Menschheit! Ein besserer Stern, ein Stern, der auf seiner ganzen Peripherie ihrem Gedeihen an Leib und Seele günstig, und weder partiellen, noch gar totalen Revolutionen unterworfen ist, nimmt sie auf. Da versagt die Natur nicht mehr zu Zeiten ihre Gaben und Genüsse; da ist kein Streit der Elemente zu fürchten; da entspricht die ganze Aussenwelt der hohen Menschenbestimmung. Da ist der menschliche Körper selbst von edlerer Art, und so auch der menschliche Verstand und Wille. Da gibts keine grobe Hab- und Herschsucht. Da hat die menschliche Gesellschaft eine vollkommenere Verfassung. Da tritt Jeder nur durch höheren Tugendeifer in einen höheren Stand ein; da gibts unter Gott, als dem obersten Re-

genten nur einen einzigen Unterregenten — das Sittengesetz, wodurch Jeder sich selbst regirt. Da ist Friede, ewiger Friede . . . . O dahin, dahin meine Blicke von dieser Höhe!!! So sei es, daß der Zustand der Menschheit auf Erden so traurig war! Ich vertraue auch dem grossen Regirer seiner moralischen Welt, daß er sich gegen sie hierüber noch weiter rechtfertigen werde; ich vertraue ihm, daß, wenn alle menschliche Thränen erst getrocknet sein werden, seine Zulassung so vieler und so grosser Uebel hierniden uns droben in einem heiligeren und sanfteren Lichte erscheinen werde. — —

Beim Schlusse dieser Betrachtung fühle ich es wiederum auf das stärkste, daß die Dazukunft des Gottesglaubens meiner Zuversicht auf menschliche Fortdauer noch weit grössere Festigkeit gebe. Nicht nur, daß die Gottesidee iedes Argument, das ich schon ohne sie dafür fand, noch überzeugender macht, sondern hier ist auch ein Argument, das durch sie wirklich erst entsteht. Die Sache der Menschheit ist sich nicht selbst überlassen — wäre sie dis, o wehe ihr! — Gott, der Regirer der moralischen Welt, ist ihr Führer; so gewis er dis ist, und

so gewis aus der Menschheit im Ganzen nie etwas Recht's auf Erden ward, wird und werden kann, so gewis mus auch noch eine zweite Welt für sie sein... Friede und Freude, Segen und Seligkeit immer mehr über mich im Schosse der Religion!!!

Siebente Betrachtung.

Gott
als Weltrichter.

Im Grunde hatt' ichs letzthin mit den Ungerechtigkeiten zu thun, welche der Gang der Dinge hieniden am ganzen Menschengeschlecht begeht; kann man ihm aber auch wohl mehr Gerechtigkeit gegen die Menschen, einzeln betrachtet, nachrühmen?

Leider ist ia die Klage über das grosse Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal eine der ältesten Klagen der Welt, und ich weis selbst, wie mich diese Iniustitz bei der ersten Reihe meiner Betrachtungen schon erschütterte. Ich versuchte damals Alles, iene Klage zu widerlegen, und mir den Anblick des Menschenlebens genugthuend zu machen; es war aber vergeblich, und ich muste, wenn ich nicht gegen Millionen Menschen der ärgsten Ungerechtigkeit mich selbst schuldig machen wollte, es zugeben, daß der Gang der Dinge oft arg ungerecht sei. Das Argument, welches ich

daraus für menschliche Fortdauer im Tode zog, und wichtig fand, ist mir aber seit der Zeit blos an sich schon noch viel wichtiger geworden.

Es ist nehmlich nicht persönliches Interesse — wenn ich nicht zufriden mit meinen Schicksalen sein wollte, wer sollt's dann sein? wollt' ich ia klagen, so müste ich klagen, daß ich Mehr hätte, als ich verdiente — auch ists nicht mürrische Laune, die Alles um sich her durch ein schwarzes Glas betrachtet — es ist blos Folge eines längeren ruhigen Beobachtens des Thuns und Lassens, des Geniessens und Leidens meiner Mitmenschen, wenn ich iezt noch lauter in iene uralte Klage einstimme, als damals.

Die untersten Stände haben doch gewis die meisten verdienstvollsten Menschen; denn ich wüste nicht, was über das Verdienst ginge, lebenslang alle seine Kräfte anzustrengen, und dabei kaum zu sich selbst zu kommen. Betrachte ich aber die Leute in vielen derselben Mann für Mann, was haben die Mehresten iezt unter ihnen dafür? Kaum, daß sie sich und den Ihrigen noch den Hunger — und noch dazu mit Kartoffeln — stillen können; an einen menschlichen Lebens- und Freudengenus dürfen sie nicht mehr denken. In der That, man mus

immer mehr über ihre Beharrlichkeit im Aushalten bei ihren schweresten Arbeiten erstaunen, und bei ihrem Anblick dem Glauben an die Güte der menschlichen Natur aus vollem Herzen huldigen.

Betrachte ich hingegen die Menschen in den höchsten Ständen Mann für Mann — in was für einem überschwenglichen Ueberflusse an Glücksgütern befinden sie sich insgesamt! wie werden sie durch das Steigen ihrer Einkünfte auf Kosten des Volks mit iedem Jahre reicher und mächtiger! wie so Viele unter ihnen zeichnen sich aber nicht durch Kopf und Herz aus! was für ein Leben führt iezt die Mehrheit von ihnen? Statt für das Wohl der Hunderte, oder der Tausende, oder der Hunderttausende, die von ihnen abhangen, alle ihre Kräfte anzustrengen, und dafür nur zu existiren, existiren sie häufig lieber für übermässigen Nahrungsgenus, für Wollust, Jagd, Spiel, Lustbarkeiten u. s. w.

Und nun nur noch einen Blick auf die wirklichen Märtirer, die sonst schon mein ganzes Herz gegen die Iniusticiz des Ganges der Dinge empörten! Sind sie seltener geworden, als damals? Ach welche ungeheure Mengen derselben sind seit der Zeit wieder auf Schlachtfeldern gefallen, und wie

wird Alles immer mehr dazu eingerichtet, daß militärischer Märtirertod der allgemeinere Ausgang des Menschenlebens werden soll! Ja, wird es auch nicht hier und da bald dahin kommen, daß, wer dem Justitzmorde entgehen will, ein Heuchler werden mus?

Auf solche Weise ist mir dann auch das von hier aus sich darbietende Argument für menschliche Fortdauer im Tode noch weit wichtiger geworden, als es mir sonst schon war. Justitz mus in der moralischen Welt Statt finden; ie mehr sie also vermisst wird, desto mehr dringt sich auch der Glaube an einen künftigen Zustand der Dinge für uns auf, wo sie in aller ihrer Vollkommenheit noch nacherscheinen mus.

Womit Assaph sich über die alte Klage zu beruhigen pflegte, damit kann ich mich nicht beruhigen. Man müsse, meinte er, nur auf das Ende merken, da dann die bösen Menschen plötzlich zu nichte würden, und die guten zu Ehren angenommen würden. Fälle dieser Art sind zu selten, als daß darauf gerechnet werden könnte; auch möcht' ich wissen, wie es auf die Millionen passen sollte, welche den Märtirertod sterben müssen.

Eben darum hielten's dann auch alle Völker, die den dazu gehörigen Grad von Ausbildung erlangt hatten, lieber mit der Erwartung eines künftigen Zustandes, wo erst völlige Justiz erfolgen würde, und glaubten — jedes nach seiner eigenen Weise — an Himmel und Hölle, und wiesen den Braven, die für Freiheit und Vaterland gefallen wären, im ersteren die höchste Seligkeit, den Tirannen aber in der letzteren die gräslichste Verdamnis, an — von Rechtswegen.

„Ist es denn aber auch so ausgemacht wahr, daß Justiz in der moralischen Welt sein mus?"

So bald diese Frage im Ernst an mich geschieht, mus ich sie auch beantworten. Freilich — wenn der behauptete Satz nicht zu behaupten wäre, so möcht's so ungerecht auf Erden hergehen, wie es wollte, das ganze Argument fiele in sich selbst zusammen.

Von der Justiz in der geringeren, oder phisischen Welt will ich weiter keinen Schlus auf Nothwendigkeit der Justiz in der höheren, oder moralischen Welt machen; Justiz ist freilich an sich schon ein moralischer Begrif, und, wenn ich auch das Gesetz von einerlei Ursachen und Wirkungen so benennen wollte, so habe ich doch selbst bereits

eingestanden, daß die Allgemeinheit einer solchen Justitz in der phisischen Welt nicht unbedingt Statt finde. Ich wende mich also nach andern Seiten hin.

Was ist es denn mit iener vorhin angeführten Erfarung, die die Weltgeschichte bewahrheitet, daß die Völker überall auf den Glauben an Himmel und Hölle kamen, sie mochten nun beide nennen, oder sie sich vorstellen, wie sie wollten? Dis ists, daß, sobald Menschen nur einigermassen Vernunftausbildung erhalten, sich auch ein Gefühl für Recht bei ihnen entwickelt, das sie nicht zu verleugnen im Stande sind. Die unzählichen heillosen Erfarungen, welche sie dann von unbelohnter Tugend und von ungestraftem Laster machen, und die diesem Gefühle ganz und gar widerstreiten, zwingen sie hernach bald, noch künftigen Lohn und noch künftige Strafe zu erwarten, um nur das unzuunterdrückende Gefühl zufriden zu stellen. Man thut also in der That den Pfaffen und Bonzen von allen Farben zu viel Ehre an, wenn man ihnen die Erfindung von Himmel und Hölle zuschreibt; hier ist ein edlerer Ursprung, der wahre Ursprung derselben. Wie? und Justitz sollte nicht in der moralischen Welt sein müssen, wenn allen Menschen

durch die erste Bildung gleich, welche sie als moralische Wesen empfangen, sogar Gefühl für sie gleichsam eingegossen wird? Wozu hätten sie denn solch Gefühl, wenn es nicht auf seine Befridigung angesehen sein sollte? So gut sie in allen vorkommenden Fällen darnach zu handeln verpflichtet sind, so gut sind sie auch berechtigt, zu fordern, daß vom Gange der Dinge überall darnach gehandelt werde.

Jedes moralische Wesen, soll als ein solches sich seinen Zustand auf allen Seiten selbst schaffen; es kann handeln, wie es will, und die Folgen seiner Handlungen bestimmen seinen Zustand, machen ihn aus. Es wäre Unsinn, zu glauben, daß ein solches Wesen dazu da sei, sich einen unvollkommenen, und nicht vielmehr einen vollkommenen Zustand zu bereiten. Nun ward ihm aber das Sittengesetz gegeben, iedoch so, daß ihm freigelassen ist, ob es sich darnach richten wolle, oder nicht; welches von Beiden soll es wählen? Empfing es das Gesetz, um's zu übertreten, oder um's zu halten? Es wäre ebenfals Unsinn, das Erstere zu glauben. Empfing es also das Gesetz, um's zu halten, und ist es zugleich bestimmt, sich einen vollkommenen Zustand auf allen Seiten zu bereiten, so mus auch die Haltung des Gesetzes

zu einer solchen Vollkommenheit seines Zustandes, wie die Uebertretung des Gesetzes zur entgegengesetzten Unvollkommenheit desselben, führen. Dis ist moralische Weltordnung. Eine solche Ordnung ist demnach kein blosses Machwerk unserer Fantasie etwa, sondern sie ist in der Natur moralischer Wesen ursprünglich gegründet. So mus es dann aber auch dem Eigensinne und den Launen des Schicksals nicht frei stehen, sie zu verkehren, und mit Gesetzeshaltungen Zustandesverschlechterung, oder mit guten Handlungen böse Folgen, und mit Gesetzesübertretungen Zustandesvervollkommung, oder mit bösen Handlungen gute Folgen, zu verbinden; das heisst — es mus Justiz; strenge Justiz in der moralischen Welt sein. Jedem, mus es darin so gehen, wie er es wirklich verdient, und zwar auf allen Seiten; denn, wenn im Aeuserlichen keine Uebereinstimmung mit Würdigkeit oder Unwürdigkeit angetroffen würde, so wär's nur halbe Justiz, und ein unvollkommener sinnlicher Zustand bedrängt auch den sittlichen, wenn er noch so vollkommen ist, wie die Empfindung des unvollkommensten sittlichen Zustandes durch den Genus der Vollkommenheiten des sinnlichen geschwächt zu werden pflegt. Dem Tugend-

haften gehören Gesundheit, leichtes Fortkommen, Gelingen seiner Unternehmungen, Genüge, äusserliche Ehre, geselschaftliches Vergnügen, langes Leben und ein glückliches Alter eben so gut, wie ihm ein reines Gewissen, stiller Selbstbeifall, Gefühl seines hohen Werths, Ehre vor sich selbst, innerer Friede und die geräuschlosen Freuden des Herzens zugehören; dem Lasterhaften aber, der sich um alles Letztere selbst bringt, gebührt auch von allem Ersteren nichts.

Es gilt gleich, ob man von Zustandesvervollkomnung durch Gesetzeshaltungen, und von Zustandesverschlechterung durch Gesetzesübertretungen, oder von guten Folgen guter Handlungen, und von bösen Folgen böser Handlungen, oder — von Lohn der Tugend, und von Strafe des Lasters, spreche. Auf den Einwand, daß der Mensch zu reiner Sittlichkeit bestimmt sei, bei reiner Sittlichkeit aber von Lohn und Strafe keine Rede sein dürfe, ist leicht zu antworten. Der Mensch selbst soll sich freilich nicht zur Tugend blos durch den Gedanken an Lohn bewegen, und vom Laster blos durch den Gedanken an Strafe abhalten lassen; wenn die Tugend ihn auch nicht lohnte, er müste doch tugendhaft sein, und, wenn das Laster ihn

auch nicht strafte, er müste doch nicht lasterhaft sein. Darf deswegen aber die Tugend unbelohnt, und das Laster ungestraft bleiben? Darf gar deswegen das Laster belohnt, und die Tugend gestraft werden? Wo bliebe die moralische Weltordnung, vermöge welcher die Gesetzeshaltung zur Vollkommenheit des menschlichen Zustandes, und die Gesetzesübertretung zur Unvollkommenheit desselben, führen mus? Daß nun keins von beiden geschehe, dis ist Justiz, und so mus Justiz in der moralischen Welt sein. Sie müste sein, sagte ich einst, und wenn auch kein Gott wäre.

Es ist aber ein Gott, und so braucht man auch weiter nichts, als nur diesen Gedanken, zu denken, um gleich den Beweis aller Beweise dafür zu haben, daß die allervollkommenste Justiz in der moralischen Welt sein müsse. Wie könnte der Allweise, der seine sittliche Welt regirt, ein Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal übersehen? wie könnte dieser Allheilige dergleichen billigen? Er ist der Steller, der Geber des Sittengesetzes; so ist er auch der Aufrechterhalter, der Vollstrecker desselben — Richter. Ein gerechter Richter ist er, und mus das Gute belohnen, und das Böse bestrafen. So wenig er grausam sein,

und das Gute unbelohnt lassen kann, so wenig kann er gnädig sein, und das Böse unbestraft lassen.

Geschieht aber nicht dennoch Beides auf das allerhäufigste? Ist nicht das ärgste Misverhältnis zwischen Verdienst und Schicksal auf der Erde einer der gewöhnlichsten Anblicke? Geht es nicht äuserstguten Menschen in grosser Menge äuserst-schlecht, und äuserstschlechten Menschen in grosser Menge äuserstgut? Was ists also mit der Bürgschaft, die der Glaube an Gott als Weltrichter für Justiz in der Menschenwelt stellt?

Assaph, dessen ich vorhin gedachte, und der auch ein Gottesverehrer war, ging zur Vertheidigung Gottes über dergleichen Erscheinungen von dem Grundsatze aus, daß es nicht nöthig sei, daß die Justiz in der moralischen Welt allemal gleich und auf der Stelle gepflegt werde, sondern daß es genug sei, wenn sie nur gewis gepflegt werde. In einer Welt, dachte er vermuthlich, wo so unzähliche Umstände einander durchkreutzen, könne es nicht anders kommen, als daß die eigentlichen Folgen der menschlichen Handlungen sehr oft aufgehalten würden, und daß einstweilig ganz andere, oft die allerentgegengesetztesten, an ihre

Stelle träten, die dann Folgen der dazwischen gekommenen Umstände wären; dabei fühlte er es aber doch auch selbst durch, daß die eigentlichen Folgen nicht ganz und gar, und auf immer, aussenbleiben dürften, und daß irgend einmal Justitz gepflegt werden müsse. Da hielts nun, wie gesagt, Assaph damit, daß Gott die Gottlosen ein Ende mit Schrecken nehmen liesse, und die Gerechten endlich mit Ehren annähme. Die Beherzigung dieser gemachten Entdeckung nannte er seinen Gang in das Heiligthum Gottes, und gab damit zu erkennen, daß er sich nun recht darauf verstehen gelernt zu haben glaube, wie Gott Justitz in seiner moralischen Welt als Richter handhabe. Gesetzt nun auch, es wäre an einer solchen Art von göttlicher Justitzpflege am Ende zwar erst, aber doch am Ende auch gewis, genug — welcher Meinung ich iedoch aus guten Gründen nicht sein kann — verhält sich's denn wirklich immer so, wie Assaph sagt, daß die Gottlosen ein Ende mit Schrecken nehmen, und daß die Gerechten endlich mit Ehren angenommen werden?

Es ist nicht zu leugnen, daß oft nach langen Jahren noch, und wohl gar zuletzt noch, ganz be-

sondere, und so ausserordentliche Justizvollstrekkungen in der Menschenwelt sich ereignen, daß man beinahe denken müste, nur Allmacht habe sie veranstaltet. Verruchte Geheimnisse der Bosheit, die lange und überlange in finsterer Nacht geschwebt hatten, kommen durch einen Zufall, wie durch ein Wunder, an den Tag, und ihre höchststrafbaren Eigenthümer werden dann in der That noch plözlich zu nichte; die verkannte, verlästerte, verurtheilte Unschuld, welche längst alle Hofnung, Genugthuung zu erhalten, aufgegeben hatte, wird durch ein ganz unerwartetes Zeugnis, wie durch eine Stimme von Himmel, offenbar, empfängt Genugthuung, und wird in der That noch mit Ehren angenommen. Nichtswürdige, die auf nidrigen Wegen Ansehen und Gewalt zu erhalten gewust hatten, und sie ein ganzes Menschenalter hindurch schändlich misbrauchten, werden dadurch, daß sich ein Paar grosse Augen schliessen, wie durch einen Erdstos, zulezt noch von ihrer Höhe gestürzt, und müssen den Ueberrest ihrer Tage im Staube der Verachtung und des Spotts verleben; Ehrwürdige, mit Kraft und Trieb zu wirken Ausgerüstete, welche durch Neid und Kabale von iedem Wirkungskreise, den sie suchten, zurückgedrängt wur-

den, und deshalb sich selbst der Verborgenheit widmeten, werden am Abend ihres Lebens noch durch einen mächtiggewordenen Beschützer des stillen Verdiensts, wie durch einen Engel, aus dem Staube hervorgezogen, und in den schönsten Wirkungskreis versetzt. Betrüger, die sich reich gestohlen hatten, und davon ein stetes Wohlleben führten, kommen in ihrem Alter noch durch die Elemente um Alles, und müssen in der Fremde, wo man sie nicht kennt, die öffentliche Barmherzigkeit aufsuchen; ehrliche Männer, die Lebenslang durch ihrer Hände Arbeit kaum Genüge für sich und die Ihrigen herbeischaffen konnten, und dabei immer noch Vorschus bei Wucherern suchen musten, thun wider alles Vermuthen eine Erbschaft, wie aus dem Monde her, und geniessen nun die Hefen des Lebens um so herzlicher, ie bitterer ihnen der ganze Kelch desselben gewesen war. Wüstlinge, die eine felsenfeste Gesundheit hatten, und dabei die ärgsten Ausschweifungen, welche sie schon als Bartlose getrieben, als Grauköpfe noch rüstig fortsetzten, werden iämmerlich vom Schlage gelähmt, und müssen in diesem Zustande noch eine verwünschenswürdige Reihe von Tagen hindurch für ihre Greuel büssen; Mässige und Züchtige, die, schon schwäch-

sich geboren, immerwährend kränkelten, und sich blos mit ihrer Todesstunde dabei trösteten, erlangen späthin durch eine ganz besondere Kur, die ihnen ein grosser Kenner der Kräfte der Natur applicirt, gleichsam einen neuen Körper, und geniessen noch eine Zeitlang alle Annehmlichkeiten des Lebens.

Dis Alles ist wahr, und ich will auch hier noch nicht einmal dagegen einwenden, daß bei einer solchen sich so verzögernden Justitz das Laster, das so spät erst gestraft wird, im Grunde doch weit besser fahre, als die Tugend, die erst so spät belohnt wird; ist aber der Fälle, in welchen Justitz weder früh, noch spät, erfolgt, sondern ganz aussenbleibt, nicht vieleicht eine weit grössere Zahl, als derer, in welchen sie wenigstens spät noch erfolgt? Wie viel Geheimnisse der Bosheit bleiben mit ewiger Nacht bedeckt, oder kommen doch erst dann an den Tag, wenn ihre Eigenthümer schon dahin sind! Wie viel Unschuldige werden nicht bei ihrem Leben noch gerechtfertigt, sondern sterben in der Verdammnis! Wie viel Nichtswürdige behaupten sich bei Ansehen und Gewalt, die sie nie verdienten, und misbrauchen sie keck, so lange sie leben! Wie viel Verdienstvolle müssen im Staube beharren, oder bekommen doch nie den ihnen ge-

bührenden Wirkungskreis! Wie viel Betrüger besitzen bis ans Ende ihren schändlichen Raub, und lassen sichs bis dahin davon wohlgehen! Wie viel Redliche werden, ie älter sie werden, noch immer desto ärmer, und müssen zuletzt von den Almosen ihrer Mitbürger leben! Wie viel Wüstlinge bekommen keine Lähmung im Alter, sondern treiben ihre Lüderlichkeiten, so lange sie können, und schleichen hernach an Entkräftung nach Greisesart fort! Wie viel gute Kränkliche von Natur müssen kränkeln, bis sie ein über die Gebür lange erseufzter Tod von ihren Körperleiden erlöset!

Daran ists aber noch bei weitem nicht genug. Die in der That unermesliche Menge von Menschen, welche den Märtirertod sterben müssen, ist und bleibt der niderschlagendste Hauptbeweis von dem gänzlichen Aussenbleiben aller Justiz in unzählichen Fällen auf der Erde. Wer vermag auch nur die Schlachtopfer zu zählen, welche sich auf der einen Seite der blinde Religionseifer, der Fanatismus, und der Sektenhas, und auf der andern eine heillose Politik, barbarische Gesetze und Tirannenmachtsprüche von ieher gebracht haben? Die Millionen von Braven vollends, welche der Würgeengel „Krieg" von Jahrtausend zu

Jahrtausend schlug, und durch alle Jahrtausende noch schlagen wird, übersteigen allen menschlichen Glauben. Wo bleibt hier die Justitz des Weltrichters? Besteht sie für iene etwa darin, daß von ihnen Reliquien in schönen Kästgen aufbewahrt, und von der dummen Nachwelt vergöttert werden, oder daß man ihre Nachkommen wieder in den Besitz ihrer Güter und ihres ehrlichen Namens versetzt, und ihnen Denkmähler in der Geschichte bauet. Besteht sie für diese etwa darin, daß sie auf dem Schlachtfelde gleich, wo sie fielen, eingescharrt — ohne Ansehen der Person, Officire und Gemeine, Freunde und Feinde, unter einander eingescharrt werden? So ist das auch wohl Justitz, wenn die Braven, welche blos zu Krüppeln gehauen oder geschossen wurden, erst im Lazareth, wo man sie inhuman hilft, und dann im Lande, wo sie mit obrigkeitlicher Erkenntnis nun zur Belohnung ihrer Verdienste frei und frank betteln mögen, mit Ehren angenommen werden. Nein, nein, ich nehme es nicht auf mich, das Gericht, welches der Weltrichter auf Erden hält auf Assapphs Manier zu vertheidigen, und, wenn weiter kein Gang ins Heiligthum Gottes zu thun ist, als der, den dieser Israelit that,

so thue ich auch diesen nicht einmal, denn ich käme aus dem Heiligthum nicht viel klüger wieder heraus, als ich hinein gegangen wäre.

Dennoch mus Justiz in der moralischen Welt sein, und wenn auch kein Gott wäre, und es mus die **vollkommenste** Justiz darin sein, **weil ein Gott ist.** Da nun für die Menschheit dergleichen auf der Erde wirklich weder ganz, noch halb, Statt findet — was schliesse ich daraus? Ich weis nichts Anderes daraus zu schliessen, als daß mit dem blossen Erdenleben nicht Alles für sie abgethan sein könne, sondern daß noch ein anderer Zustand irgendwo für sie folgen müsse, wo die grosse allererste Sache der moralischen Weltordnung — pünktliche Justiz — ins Gleis gebracht wird, und wo es Jedem so nachgeht, wie er's verdient hat.

Daher eben der Glaube an Himmel und Hölle — so verschiden modificirt er auch übrigens war — unter allen Völkern, die in der Menschenkultur so weit waren, daß sie sich zum allgemeinen Rechtsgefühle erhuben. Was lese ich aber auch zugleich von allen den Völkern? Dis, daß sie sich zum Glauben an Götter erhoben hatten. Götter lohnten bei ihnen jenseits der Welt

der Ungerechtigkeit durch Himmel; Götter straften bei ihnen jenseits derselben durch Hölle. Mir ist kein atheistisches Volk bekannt, das an ein Gericht nach diesem Leben geglaubt hätte; wer dergleichen wüste, der würde mir bei dieser Betrachtung einen grossen Dienst erzeigen, wenn er mir es noch bekannt machte. Um so unbegreiflicher ist mir's, daß Assaph, der nicht nur kein Atheist, sondern auch ein Verehrer des wahren Gottes, war, nicht einen richtigeren Gang ins Heiligthum Gottes that, als er that, oder sich nicht besser darauf verstehen lernte, wie Gott Justiz in seiner Menschenwelt handhabe. Ich thue diesen Gang jetzt in seinem Namen, und so mag Justiz hier nicht nur so lange aussenbleiben, wie sie will, sondern sie mag auch ganz und gar aussenbleiben — mir ists gleich; es gibt eine zweite Welt für uns, wo Alles in Ordnung kommt, und wo das Sittengesetz auf allen Seiten von seinem heiligen und gerechten Geber vollstreckt wird.

Ich nehme hier zwar nichts von allem dem Werth zurück, welchen ich auf das Argument von kümmerlicher Justitzpflege auf Erden für ein künftiges Leben auch ohne Gott setzte; wie dieses Argument aber an sich selbst schon nur seither durch

Erfarungen von der Kümmerlichkeit solcher Justitzpflege noch wichtiger ward, so möcht' ichs auch der ganzen Welt, wenn ich ein Weltredner wäre, nicht bergen, daß es mir nun auch in seiner Beweiskraft, durch die Hinzukunft der Idee eines höchsten Weltrichters noch unendlich wichtiger werde. Wie, wenn ein Gott Richter ist, Justitz in der moralischen Welt desto gewisser ist, so mus auch dann, weil dergleichen Justitz in diesem Leben nicht so Statt findet, wie sie doch Statt finden sollte, noch weit gewisser schlechterdings noch ein künftiges Leben sein.

Schon, daß Justitz sich über die Gebür verzögere, wäre sonst sehr bedenklich; das gänzliche Aussenbleiben derselben aber liesse sich mit der Richterschaft Gottes vollends auf keine Weise vereinigen. Ich habe bereits erwähnt, daß wenn der Mensch auch nicht des Lohns wegen Tugend ausüben, und der Strafe wegen das Laster unterlassen soll, doch der moralischen Weltordnung wegen die Tugend nicht unbelohnt, und das Laster nicht ungestraft bleiben dürfe; ist nun Gott Vorsteher dieser moralischen Weltordnung, wie noch weit weniger darf dis geschehen! Was sollte man von ihm denken, wenn er zuliesse, daß die Tugend in ihren

Folgen auf immer nicht wie Tugend aussähe, oder gar die Aussenseite und den Anschein des Lasters trüge, und daß das Laster in seinen Folgen auf immer nicht wie Laster aussähe, oder gar den Anschein und die Aussenseite der Tugend trüge? In der nidrigeren, in der phisischen Welt brächte er jede noch so grosse Verwirrung wieder in Ordnung, und in der höheren, in der moralischen Welt liesse er es auf stets bei Verwirrung? Ich gestehe mir es selbst frei, daß ich mich alsdann lieber zum Atheismus neigen würde. Daß die Verfassung der Dinge nun einmal so wäre, daß Justitz oft völlig aussenbleiben müsse — damit könnte man Gott wohl nicht etwa entschuldigen; warum führte er denn seine moralischen Wesen in so eine unpassende Verfassung der Dinge ein? stand es nicht in seiner Macht, sie in eine passendere einzuführen? Wenn ich an Gott keinen gerechten Richter hätte, was hätte ich dann an ihm? So, wie ich aber durch iedes mit vernünftigem Bewustsein begleitete Gefühl meines Daseins gleichsam Gottes Dasein fühle, ebenso ist mir auch mein eigenes Rechtsgefühl bürgender Beweis für Gottes Gerechtigkeitsliebe. Was ist denn das, daß ich mich für Gutes selbst lohne, für Böses selbst strafe?

Dis ists, daß Gott gewis lohnt, gewis straft. Das Gewissen ist hier sein Stellvertreter, und dabei bleibts dann freilich oft blos; er aber wird und mus einst und zu seiner Zeit, wenn auch gleich in einer zweiten Welt erst, öffentlich die Aussprüche des Gewissens in Erfüllung bringen.

Nur bei diesem Glauben an eine zweite Welt kann man sich über gänzliches Aussenbleiben der Justiz hier beruhigen, und es mit der Gerechtigkeit Gottes vereinbar finden. Nun kann man getrost zugeben, daß es die Verfassung der Dinge oft noch so mit sich bringe, und, wenn dann gefragt wird, warum Gott uns in eine solche unpassende Verfassung eingeführt, so kann man dreust antworten, daß mit uns Alles habe stufenweise gehen sollen, und daß eine vollkommenere Verfassung das zu ersetzen bestimmt sei, was in der gegenwärtigen unvollkommenen mangelte, in welcher die Tugend durch die schweren Versuchungen, die ihr das Gefühl ihrer Unbelohntheit und der Anblick des ungestraften oder gar belohnten Lasters bereitete, erst hindurchgehen, und, sich dagegen behauptend, zur wahren und himmelreinen Schönheit allmählich reifen sollte. Sonst aber, und ohne Glauben an eine zweite Welt, ist auch sogar

blos die lange verzögerte und sehr verspätete Justitz, wenn sie auch gleich am Ende hier noch wirklich erfolgt, mit Gottes Weltrichterschaft nicht zu vereinigen. Hier ist der Ort, wo ich mit der Sprache heraus gehen mus, die ich bis ietzt noch immer unterdrückte.

Wenn es noch eine blos mässige Verzögerung, eine Verzögerung auf eine geraume Zeit wäre! So aber — eine so übermässige, eine Verzögerung bis ans Ende — wer schaudert nicht davor? Wären Assaphs Worte, daß die Gottlosen plötzlich zu nichte würden, und ein Ende mit Schrekken nähmen, buchstäblich zu deuten, und so, daß die Gottlosen durch einen urschnellen Tod, der Alle, die sie noch kurz vorher gesund und lustig gesehen, in Staunen und Entsetzen versetzte, weggeraft würden, so sähe ich bei der ganzen Sache so wenig Strafiustitz, als ich belohnende Justitz dabei sähe, wenn die Gerechten nur in dem Verstande auch endlich mit Ehren angenommen würden, daß dis von ihren letzten Stunden zu verstehen wäre, wo sie noch gleichsam die ganze Welt gewönnen, u. s. w. Wie diese mit Recht sagen könnten, daß, wenn es weiter nichts hätte sein sollen, als daß sie den verdienten Lohn doch

noch, ehe sie die Augen schlössen, zu erblicken bekämen, solches lieber auch hätte unterbleiben können: so würden iene sehr damit zufriden sein, wenn sie, da sie doch einmal sterben müssen, und lange genug die Lebensgenüsse gemisbraucht hätten, auch sogar ohne langwieriges Siechen, ohne Sterbebette und ohne allen Todeskampf noch zulezt davon kämen; das ists, würden sie, wenn sie in dem Augenblick des Hinsturzes noch denken könnten, gewis denken, was wir uns eben immer gewünscht. Assaphs Worte aber auch nicht so buchstäblich genommen — was ist denn das, wenn ein Mensch sieben Achttheile, oder funfzehn Sechszehntheile seines Lebens hindurch unverdienterweise gelitten hat, und dann im letzten Acht- oder Sechzehntheile noch von seinen Leiden befreiet wird? Was ist das, wenn ein Mensch eben so lange unverdienterweise es äuserst gut gehabt und Alles an sich gerissen hat, und dann auf eben so kurze Zeit noch Alles verliehrt, und es elend hat? Es lässt doch in der That nur so, als wenn hier Justitz wäre; ist es denn nicht wenigstens die unproportionirteste Justitz? Und — wer von Beiden hat's immer am Ende doch wieder bei einer solchen äuserstunvollständigen Justitz am besten?

Ists nicht der Letztere, der schlechte Mensch, der's am längsten gut hat, statt daß es der Erstere, der gute Mensch, am längsten schlecht hat?

So stände es offenbar mit den verspäteten Justizerweisungen des Weltrichters, die am Ende doch noch einträten, wenn der Tod alles menschliche Dasein schlösse. Nun aber kann man dergleichen Erscheinungen von lange ausgebliebener und dann doch noch erfolgter Gerechtigkeitspflege des Schicksals, die allerdings oft äuserst auffallend und merkwürdig sind, als Bürgen für iene durchgängige und pünktliche Gerechtigkeitspflege, die iensseits der Erde und ihrer Gräber Statt haben wird, und als die Vorboten davon, betrachten. Dazu also sind die einzelnen Assaphischen Fälle zu gebrauchen, und dann ist der Gang ins Heiligthum Gottes vollkommen, wenn man denkt — „dadurch, daß hier noch mancher Gottlose endlich doch zu nichte wird, und mancher Gerechte endlich doch noch mit Ehren angenommen wird, will ich mir es recht lebhaft versinnlichen, daß Gott zu seiner Zeit anderswo alle Gottlosen noch zu nichte machen, und alle Gerechten mit Ehren annehmen werde.

— Dis ist das Weltgericht, woran ich glaube. Ich mus daran glauben, so bald ich an Gott glaube. Das Cerimoniel bei der Vorstellung eines solchen Weltgerichts mag immerhin Fantasiewerk sein, das Weltgericht selbst ienseits ists gewis nicht. Jenes fällt auch überhaupt gleich auf die Seite, sobald man sich die menschliche Fortdauer ununterbrochen denkt, da dann über Jeden das Gericht gleich nach seinem Tode besonders ergeht. Gott ist Weltrichter — das heisst nicht — an einem bestimmten Tage hält Gott Gericht über die ganze Menschheit auf einmal — sondern blos — es entgeht seinem Gerichte kein Mensch. Die bekannten Vorstellungen von einem wirklichen Universalgerichtsakt und von dem fürchterlichen Cerimoniel dabei haben sich ins Christenthum nur durch Misdeutung gewisser Aeuserungen seines Stifters eingeschlichen, die er offenbar ganz anders verstanden wissen wollte. Es ist nicht einmal rathsam, daß man sie auch nur dem gemeinen Manne lasse; denn es ist damit zu viel Aberglaube verbunden, der ihm hernach bei der geringsten Aufklärung, die er, wär's auch nur zufälligerweise, erhält, die ganze Weltgerichtssache verdächtig machen mus. Dort wird Gericht gehalten, d. h.

dort wird vollkommene Justitz geübt — dort wird nicht nur Jedem sein Gewissen sagen, was er verdient, sondern dort wird auch Jeder durch göttliche Veranstaltung empfangen, was er verdient — — an diesem Glauben, der der uralte Glaube an Himmel und Hölle ist, ists genug.

„Aber — müst's nicht dann viel tausend Himmel und Höllen geben? Wenn's nur einen Himmel gäbe, wer eignete sich zu ihm? wenn's nur eine Hölle gäbe, wer eignete sich zu ihr? Wo ist ein guter Mensch, der nicht auch manches Böse that, das hier ungestraft blieb? Wo ist ein böser Mensch, der nicht auch manches Gute that, das hier unbelohnt blieb? Gehörte Jener in den Himmel, oder in die Hölle? Gehörte Dieser in die Hölle, oder in den Himmel? In der That — unzähliche Himmel und Höllen müst's geben; ia, es würde wohl gar erfordert, daß Jeder seinen Stern haben müste, der auf das genaueste so Himmel und Hölle zugleich für ihn wäre, wie er es verdient hätte. Nur dann erst wäre die verlangte Weltrichteriustitz vollkommen."

Bei diesem Einwurfe glaube ich ganz gelassen bleiben zu können. Ja, ia, es soll Millionen Himmel und Höllen, es soll so viel Himmel und

Höllen geben, als Menschen sind — denn Jeder mus empfangen, was er verdient hat — dazu bedarfs aber nur eines Sterns. Und so glaube ich dann auch fest, daß Himmel und Hölle auf einem und demselben Stern sein werden.

War's denn nicht hier auch schon so? Lebten hier nicht auch Gute und Böse, Belohnte und Bestrafte bei einander, und war also nicht auch hier des Himmels und der Hölle Vorbild beisammen? Ja, was noch Mehr ist, lebten hier nicht auch Gute und Böse von allen Graden und Belohnte und Gestrafte in allen Graden bei einander, und waren also nicht die Vorbilder von unzählichen Himmeln und Höllen auch hier beisammen? Betrachtet man die Sache auch genauer, so kanns nicht anders sein, als daß die Menschheit, wie sie hier auf dem Stern Erde samt und sonders war, bei ihrer weitern Verpflanzung auch samt und sonders auf einerlei Stern wieder verpflanzt werden müsse. Hier war der menschliche Körper ein Erdenkörper, weil der Mensch auf der Erde sein, und auf ihr seine erste Bildung erhalten sollte; aus demselben wird sich im Tode der schon darin liegende Keim zu einem neuen Körper entwickeln, welcher dem Stern gleichartig sein wird, der der neue Wohnplatz

des Menschen soll. War nun die ganze Menschheit sich hier am Körper gleich, so mus sie es auch ferner sein; denn wie der alte Körper ein und derselbe bei Allen ist, so ist auch der in demselben sich befindende Keim zum neuen Körper ein und derselbe. Ist aber dis, so kann sie auch Alle nur ein und dersebe Stern aufnehmen, dem dieser Keim gleichartig ist, und die Menschheit mus dort beisammen sein, wie sie es hier ist. Ja, man kann sogar beweisen, daß nur hierdurch erst — keinesweges durch iene geträumte Vereinzelung — die Weltrichterjustitz die gehörige Vollkommenheit erhalten werde. Diese Justitz mus nicht blos ausgeübt, sondern auch bekannt werden — bekannt allen denen, welchen es vermöge ihres Gefühls für Recht und Gerechtigkeit, das das Schicksal hier so oft gegen sich empörte, nöthig ist, von ihr Wissenschaft und Ueberzeugung zu erhalten. Die Unbelohntgebliebenen müssen nicht nur belohnt werden, sondern auch erfaren, daß die Ungestraftgebliebenen bestraft werden, und die Unbestraftgebliebenen müssen nicht nur bestraft werden, sondern auch Zeugen davon sein, wie die Unbelohntgebliebenen belohnt werden. Alle, die gemeinschaftlich durch Bösesthun sich zu segnen wusten,

mus auch gemeinschaftlich der Fluch des Bösen treffen, und Alle, die unschuldig zusammen gelitten haben, müssen auch zusammen dafür selig sein, damit die Seligkeit sie ganz beselige. Die wütenden Religionseiferer, die Tirannen gros und klein, die Kriegstifter müssen es mitanzusehen verurtheilt werden, wie hoch und hehr ihren Schlachtopfern das Märtirerthum für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Vaterlend vergolten werde. Himmel und Hölle werden also auf einem und demselben Stern zugleich sein, und, wie die Menschheit hier neben einander ihre Handlungen ausübte, so wird sie auch dort neben einander die eigentlichen Folgen davon empfinden; so ist vollkommene Weltrichterjustitz.

„Die eigentlichen Folgen der Handlungen? wie wäre das möglich? Gehörte nicht dazu dieselbe Welteinrichtung, ia, sogar dieselbe Körperbeschaffenheit, wie hier? Wenn iene nun wieder eben so wäre, wie sie hier ist, würde der Gang der Dinge nicht auch oft eben so falsch, verwirrt und verkehrt sein, wie er hier ist? Könnte alsdann die erwartete richtigere Justitzpflege Statt finden? Wenn dis aber doch durch Weltrichterdazwischenkunft etwa der Fall sollte sein können, warum ge-

schah denn hier nicht gleich dergleichen Dazwischenkunft des Weltrichters, die alsdann doch eben so gut möglich gewesen sein müste? Was aber die Beschaffenheit des menschlichen Körpers dort betrift, so ist ia bereits anerkannt, daß sie eine ganz andere sein werde, als hier; nicht empfänglich einmal wäre also auch dort der Mensch für die mehresten eigentlichen Folgen seiner Handlungen, wenn sie auch als hier aussengebliebene dort nachkommen könnten. Wie schwankt auch hierdurch wieder die behauptete Weltrichteriustiz!"

Wenn ich von eigentlichen Folgen der menschlichen Handlungen spreche, die dort nachkommen sollen, so nenne ich sie blos so im Gegensatze gegen die falschen Folgen, welche die menschlichen Handlungen hier dadurch haben, daß Umstände dazwischen kommen, die die wahren Folgen, welche selbige von Rechtswegen haben müsten, aufhalten, und die an deren Statt ihre Folgen den Handlungen anschliessen. Ich rede also im Grunde davon, daß hier durch einen irren Gang der Dinge gute Handlungen oft böse Folgen und böse Handlungen gute Folgen haben, und so verstehe ich darunter, wenn ich behaupte, daß dort

die eigentlichen Folgen der Handlungen nachkommen werden, weiter nichts, als daß dort die guten Handlungen gute Folgen, und die bösen Handlungen böse Folgen, noch erhalten werden. Dis wird dadurch geschehen, daß iene dazwischengekommenen Umstände, welche sie aufhielten, auf die Seite geräumt sind, und diese werden eben durch eine andere, bessere und vollkommenere Welteinrichtung, die dort Statt findet, auf die Seite geräumt werden, und gleich für Jeden auf die Seite geräumt sein, sobald er in sie eintritt. Die Weltrichteriustitz ist dann volkommen, wenn der Zustand eines Jeden auf allen Seiten nur so ist, wie er ihn verdient hat, und es ist eben so unnöthig, als unmöglich, daß ganz dieselben Folgen der Handlungen, welche hier hätten Statt haben sollen, aber aussenblieben, dort nachkommen; — wenn nur Folgen von gleichem Werth nachkommen, oder solche Folgen, die den menschlichen Zustand dort so vervolkomnen, oder verschlechtern, wie iene ihn hier vervolkomnet, oder verschlechtert haben würden. Man kann also getrost zugeben, daß der Einwand, der menschliche Körper werde dort von einer ganz andern Beschaffenheit, und also auch nicht einmal ganz der-

selben Folgen ausgeübter Handlungen, die ihn hier hätten treffen sollen, empfänglich sein, seine Richtigkeit habe; nur mus doch auch immer wieder in Anrege gebracht werden, daß wir vermöge der neuen körperlichen Beschaffenheit auch wieder neuer und anderer Freuden und Leiden empfänglich sein werden. Wer dis nicht zugeben wollte, der müste für dort dem Körper alle und jede Beschaffenheit streitig machen; indem er aber dis thäte, machte er den Körper an sich selbst streitig. So wär's dann um unsere ganze Fortexistenz im Tode geschehen; denn unser Uebersinnliches kann nicht anders, als im Sinnlichen, der Geist nicht anders, als mit und in einem Körper, existiren und fortexistiren. Wir müssen also ewig vermischte Wesen bleiben, und unsere nidere Natur kann so wenig ein Ende haben, wie unsere höhere, erhöhet aber kann auch iene werden. Mit einem feineren Körper werden wir uns einst in einer feineren Aussenwelt befinden; dabei besteht dann aber auch ein äuserlicher Zustand für uns, und dieser wird so angenehm, oder so unangenehm für uns sein, wie wir ihn verdient haben. Der gute Mensch, der hier über seine äuserliche Lage seufzen muste, wird dort sich über sie freuen, und der Bö-

sewicht, der hier über seine äuserliche Lage iubilirte, wird dort über sie iammern. Unsere Sinne, die uns bleiben müssen — denn was wären Verstand und Vernunft ohne Sinne? — bürgen uns dafür. Bei dem Genusse des angenehmen äuserlichen Zustandes wird dann auch der gute Mensch seinen schönen inneren Zustand, der ihm hier so oft durch Leiden von aussen vergällt ward, vollkommen empfinden, wie der Bösewicht seinen abscheulichen innern Zustand, über den er sich hier durch Freuden von aussen so wegzusetzen wuste, bei dem Gefühle seines äuserlichen unangenehmen Zustandes auch vollkommen empfinden wird. Ist so nicht vollendete Weltrichteriustitz?

„Nein, sie ists doch nicht. Wenn ich das kurze Erdenleben betrachte, und dann von einer Vergeltung ohne Ende hernach dafür höre — denn der Mensch soll ia nicht blos im Tode fortdauern, sondern ewig fortdauern — so mus ich dabei den wahren Karakter der Gerechtigkeit vermissen; Gerechtigkeit ists gar nicht, sondern entweder Gnade, oder Grausamkeit. Gesetzt, der edelste Mensch wäre wirklich lebenslang unbelohnt geblieben, was ist das gegen unendlichen Lohn, den er dafür noch empfangen

soll? Und ebenso — gesetzt, der ärgste Unhold wäre sein ganzes Leben hindurch ungestraft geblieben, was ist das gegen unendliche Strafe, die er dafür noch erhalten soll? Wenn ich nun auch Jenem die Gnade gönnen wollte, welche ihm widerführe, wie mus ich mich doch vor der Grausamkeit entsetzen, die Diesem widerfährt! Ich will nicht einmal der Eitelkeit Erwähnung thun, in deren Kreise der unbelohnte Gute sein Gutes, und der unbestrafte Böse sein Böses ausübte. Was ists denn um den grössesten Weltsegen, den Jener stiftete? Ueberlebt er ihn nicht oft noch, und, wenn auch dis nicht ist, verschwindet selbiger nicht mit der Zeit wieder? Was ists um die abscheulichsten Bosheiten, welche Dieser beging? Wird ihren Folgen nicht bald entgegengewirkt? verlöscht und verwischt nicht sogar die Zukunft alle Spuren davon? Ist zwischen Handlungen, die im Unbestande begangen werden, und zwischen Vergeltung von Bestand auch wohl Proportion? Ists nicht besonders schaudererregend, daß Bösewichter für Bosheiten, die doch bald wieder zu nichte werden, auf immer selbst zu nichte werden sollen?"

So ists ja aber auch gar nicht gemeint. Daß in der Eitelkeit und im Unbestande gehandelt wird, macht zwar bei der Sache nichts aus, denn hier kommts nicht auf langen oder kurzen Segen, und auf langen oder kurzen Fluch, welchen Handlungen für die Welt wirklich stiften, sondern auf den Sinn, an, welcher die Handlungen hervorbringt, und man frage auch nur den Menschenfreund, ob er nicht lieber ewigen Segen stiften möchte, und den Bösewicht, ob er nicht gern ewigen Fluch stiftete, wenn er nur könnte; aber das ist wahr, daß ein ewiges Nachbekommen des Lohns für ein edles unbelohntes so kurzes Leben, wie das Erdenleben ist, eben so wenig mit vollkommener Weltrichterinstitz bestehen könne, als ein ewiges Nachempfangen der Strafe für ein ruchloses unbestraftes so kurzes Leben, wie auch das längste Erdenleben ist, und daß besonders das ewige Nachempfangen in der Zeitlichkeit und im flüchtigen Vergange verdienter Strafe alles menschliche Gefühl für Recht und Gerechtigkeit bis zum Zerschmettern schmettere. So etwas wird also auch keineswegs behauptet; sondern — so gewis es ist, daß der Mensch nicht blos im Tode fortdaure, sondern auch ohne Ende fortdaure, so gewis ists, daß die

Vergeltung für das Erdenleben, welche hier auſſenblieb, und dort eintritt, dort nicht ohne Ende fortdauern werde. Die unbelohnten Guten werden im Guten ſich fortüben, und dadurch ihren Himmel behalten, und noch immer mehr verſchönern und verherrlichen; die ungeſtraften Böſen werden unter den Strafen ſich beſſern, und dadurch ihre Hölle nach und nach auch in Himmel für ſich verwandeln. Dis iſt mit Gewisheit zu erwarten, weil dort keine groben und wilden Begierden, deren Sitz im Erdenkörper war, die Böſen weiter mit ſo überwältigender Kraft von der Rückkehr zum Guten abhalten werden, und alle Anſtalten und Einrichtungen, welche der groſſe Regent ſeiner moraliſchen Welt dort trift, werden ihnen zu dieſer wünſchenswürdigen Rückkehr beförderlich ſein. Auch dis — auch die Beſſerung des ärgſten Böſewichts unter den Strafen ienſeits der Erde — gehört zur allervollkommenſten Weltrichteriuſtitz.

Wie dieſer einzelne Gedanke mein für die Seligkeit aller Menſchen ſchlagendes Herz auf das ſanfteſte erquickt, ſo hat auch die ganze Betrachtung, welche ich über Gott als Weltrichter angeſtellt habe, mir als Gläubigen an menſchliche Fort-

dauer im Tode sehr wohlgethan. Die Gottesidee, die Gottesidee ists, die die stärkste Stütze des Arguments ausmacht, welches ich aus den heillosen Ungerechtigkeiten, die der Gang der Dinge auf Erden ausübt, für weiteres Sein ableitete; — dis bekenne ich iezt mir selbst von ganzem Herzen. Ja, ich möchte nun schier die Frage an mich thun, ob nicht auch sonst, wenn ich, die Gottesidee noch bei Seite gestellt, von absoluter Nothwendigkeit der Erscheinung einer vollkommenen Justitzpflege irgendwo und irgendwann sprach, diese Idee schon ohne mein Gewahrwerden und als eine blos dunkle Idee dabei mitgewirkt habe . . . Ich bin iezt sehr geneigt, es zu glauben; wär's aber auch nicht, so will ich sie doch von nun allemal recht deutlich denken, so oft ich aus ungerechtem Weltlauf und Schicksalsgang hierniden auf einen künftigen gerechteren Weltlauf und Schicksalsgang irgendanderswo schliesse . . . Justitz ohne Justitzverweser — Gericht ohne Richter — — Beides ist mir vieleicht denkbarer vorgekommen, als es ist. Gesegnet sei mir ieder Gang ins Heiligthum Gottes!

Achte Betrachtung.

Gott

als Wirker im Universum zu einem letzten Zweck.

Justitz ohne einen Richter, der sie ausübt — Zwecke überhaupt, ein letzter Zweck sogar ohne ein denkendes Wesen, das dergleichen sich setzt, und zu ihrer Erreichung die erforderlichen Anstalten trift — — ist nicht Eins, wie das Andere? Es kann also nicht anders sein, als daß es mir mit dem Argument, das ich in der ersteren Reihe meiner Betrachtungen daraus, daß der Mensch der letzte Zweck der Erdenwelt sei, für menschliche Fortdauer zog, ebenso gehe, wie mit dem Argument aus der mangelhaften Erdeniustitz dafür. Hatte es schon grossen Werth für mich ohne Gott, welchen über alles grossen Werth mus es durch Hinzukunft der Gottesidee bekommen! Sollte nicht aber auch ebenfals damals, als ich diese Idee noch bei Seite stellte — selbige dennoch ohne mein Bemerken und als eine blos dunkle Idee schon dabei

auf mich mitgewirkt haben? Gesetzt iedoch, dis wäre nicht der Fall gewesen, so sehe ich ia doch nun, daß ihre Hinzukunft die Beweisführung äusserst erleichtere.

Ich weis noch sehr gut, wie ich mich darüber zu rechtfertigen suchte, daß ich Zwecke und einen Hauptzweck in der Natur ohne Gott annehmen könnte, und wie ich es nicht auf mich kommen lassen wollte, daß ich sie erst in die Natur hineintrüge; iezt könnt' ichs sogar ganz ruhig zugeben, daß Zwecke überhaupt nur Sache einer Vernunft sein können, und daß, wenn man sie blossen wirkenden Naturkräften zueignet, man wenigstens wider den wahren Begrif eines Zwecks verstosse; denn nun ist eine höchste Vernunft da, die überall durch diese Kräfte im Universum wirkt, und ihre Wirksamkeit bestimmt. So trage ich denn auch nun die Zwecke zuverlässig nicht erst in die Natur hinein, sondern ich finde sie schon wirklich darin gesetzt, gesetzt von Gott. Ich schliesse nun nicht von meiner Handlungsweise, als von der Handlungsweise eines vernünftigen Wesens auf die Handlungsweise vernunftloser Weltkräfte, sondern auf die Handlungsweise eines allerweisesten Wesens, und da mus der Schlus gelten — „wie

ich nicht ohne Zwecke handle, so wird Gott noch weniger ohne Zwecke handeln, und, wie ich auf einen letzten Zweck hin wirke, so wirkt Gott gewis noch mehr auf einen letzten Zweck hin.“ Kurz — sobald ein Gott im Universum wirkt, mus auch ein Haupt- oder letzter Zweck, wie Zwecke überall, im Universum da sein. Es schadet nicht, daß ich die Zwecke insgesamt nicht immer sehen, nicht immer richtig angeben kann; genug, sie sind da, und führen zu einem letzten Zweck, von dem zu erwarten ist, daß er so in die Augen leuchten werde, daß ich ihn auf das richtigste angeben könne.

Kein denkendes Wesen setzt sich in Wirksamkeit von Belang ohne irgendwozu, oder ohne sich etwas vorzustellen, das es realisiren will. Dis ist der Zweck, den es zu erreichen sich vornimmt. Zur Erreichung dieses Zwecks trift es seine Anstalten, die um so vollkommener sind, ie mehr sie immer von unten bis oben, von Anfang bis zu Ende, richtig in einander eingreifen, und einander befördern. Dis sind die Unterzwecke, die es sich blos setzt, um den Oberzweck, den eigentlichen Zweck, den es sich setzte, erreichen zu können. Je denkender so ein Wesen ist, oder, ie weiser ein Mensch ist, desto vortreflicher greifen diese Anstalten, oder

Unterzwecke, und wenn sie aus ganzen langen Reihen bestehen, in einander, und desto herrlicher führen sie zu dem, was veranstaltet werden soll, oder zum Haupt- und letzten Zweck, der der wahre Zweck ist. Man denke hier an den Bau eines Hauses, an die Anlage eines Gartens; der Hauptzweck, was für ein Haus und was für ein Garten es werden solle, schwebt dabei dem Erbauer und dem Anleger von Anfang an bis zu Ende immer vor Augen. Ganz verschidene Anstalten und Unterzwecke setzt sich und macht der Hausbauer, wenn er ein blosses Wohnhaus, oder ein Prachthaus, oder ein Schauspielhaus, bauen will, und der Gartenanleger, wenn er einen Baumgarten, oder einen Küchengarten, oder einen Lustgarten, anzulegen willens ist. Man denke ferner hier an alle Beglückungsplane; der Hauptzweck, wer dadurch beglückt werden solle, ist dem Menschenfreunde unaufhörlich gegenwärtig. Welche überall hervorleuchtende Verschidenheit da zwischen den Unterzwecken und Anstalten, wenn eine einzelne Familie, und wenn eine ganze Stadt, und wenn ein ganzes Land, und wenn gar ein ganzes grosses Reich beglückt werden soll! So handelt schon die kleine menschliche Weisheit; wie, und die aller-

grösseste Weisheit, die sich mit dem Universum beschäftigt, sollte hinter ihr zurückbleiben? Nein, sie mus sich bei ihrer Wirksamkeit im Universum, die durch die Weltkräfte geschieht, auch einen Haupt= oder letzten Zweck gesetzt haben, dessen Erreichung ihr höchst anliegt; sie mus ihre ganze Wirksamkeit immer auf diesen letzten Zweck hin richten, und alle ihre Anstalten und Unterzwecke müssen so angelegt und getroffen sein, daß sie immer so in einander greifen, und einander befördern, daß der letzte Zweck selbst dadurch befördert werde — ihre Menge und Reihe mag übrigens so unübersehbar sein, wie sie will.

Dieser letzte Zweck des allweisen Wirkers im Universum mus aber etwas Beständiges und Unvergängliches sein. Wie, wenn seine Unterzwecke nicht zu einem Hauptzweck führten, man fragen müste — wozu waren sie? so müste man auch, wenn sein Hauptzweck unbeständig und vergänglich wäre, fragen — wozu er? daß die Unterzwecke, wenn sie ihre Dienste gethan haben, aufhören, ist sehr natürlich, denn sie waren blos für diesen da; verginge aber auch der Hauptzweck, so hätte der allweise Allwirker im Grunde durch das ganze Weltall auf ein blosses

Nichts hin gewirkt, denn nur das Unvergängliche und Ewige ist ein wahres Etwas. Und — so ists dann erwiesen, daß alle die zahllosen Unterzwecke im Universum nicht nur auf einen letzten Zweck, sondern auch auf einen immerdauernden letzten Zweck, hinführen müssen.

„Nun, so sind die Existenzen und die Vollendungen aller Weltdinge und Weltwesen die zahllosen Unterzwecke des Allwirkenden, und sein letzter Zweck dabei, auf den sie insgesamt hinführen, ist seine eigene Freude, die er daran hat, sie zur Existenz und zur Vollendung zu bringen, und, wie die Weltwesen allerdings vergehen, an ihrer Stelle aber immer neue von ihm wieder zur Existenz und zur Vollendung gebracht werden, so dauert auch seine Freude daran immer fort, und so ist hier nicht nur ein letzter, sondern auch ein unvergänglicher letzter Zweck."

Also wäre Gott der erste und höchste Egoist? Aller Egoismus widerstreitet gereinigteren Begriffen von einem obersten Wesen, und der letzte Zweck, den sich Gott bei seiner Wirksamkeit setzt, kann unmöglich Er selbst sein. Auch ists eine zu kleinliche Vorstellung von ihm, zu meinen, daß seine Seligkeit von aussenher den geringsten Zuwachs

erhalten könnte; er ist sich selbst genug. Was für ein Bild macht man sich vollends von ihm, wenn man ihm zutrauet, daß er eine ewige Freude an einem ewigen Einerlei haben könnte? denn weiter wäre doch wohl der ewige Wechselgang gleichartiger Dinge und Wesen von der Existenz zur Vollendung, und von der Vollendung zum Vergange, und vom Vergange zum Wiedernichtsein, nichts? Schon Gottes eigener ewigen Freude wegen, wenn sie nicht unter aller Würde sein sollte, müst's also in der That gewisse Wesen geben, die einer unaufhörlichen Vervollkomnung fähig wären, und sie auch erhielten. Doch — ein Gott kann sich unmöglich einen andern letzten Zweck bei seiner Wirksamkeit setzen, als einen solchen, der ausser ihm ist.

Zu sagen — so nimm die Vollendung, welche alle Wesen in ihrer Art empfangen, für diesen letzten Zweck an — genügt nicht; denn der letzte Zweck mus etwas Unvergängliches sein, und wo ist unter Allem, was wir sehen, etwas Unvergängliches? Auch lässet sich ia über diesen vermeinten letzten Zweck hinweg, noch ein allerletzter Zweck denken, nemlich, daß es Wesen gebe, zu deren Vollendung, die in ewigem Fortschreiten zu höhe-

rer Vollkommenheit besteht, die gewöhnlichen in bestimmte Schranken eingeschlossenen Vollendungen aller übrigen Wesen nur Nebenzwecke sind. Und — so ists auch, so mus es auch sein. Gott ist Wirker im Universum zu einem letzten Zweck — das kann nichts Anderes bedeuten, als — es mus Weltwesen geben, die der Vergänglichkeit, welcher alles Uebrige ausser ihnen unterworfen ist, nicht unterworfen sind.

Ich äuserte schon vorhin, daß, wenn auch noch so viel Nebenzwecke der Wirksamkeit Gottes nicht bestimmt anzugeben wären, sein letzter Zweck dabei doch wohl in die Augen fallen müsse. Wer sollte nun nicht gleich die Weltwesen errathen, welche der Vater aller Wesen dis zu sein gewürdigt hat? Müssen sie nicht an den höchsten Vorzügen zu erkennen sein? Ich dächt's.

Kann es aber höhere Vorzüge geben, als die Kräfte und Vermögen, sich durch Einsicht zur Weisheit, und durch Willensfreiheit zur Tugend zu erheben? Also — die vernünftigen, die selbsthandelnden Wesen sind der letzte Zweck des Universums. Zerstreut durch den Vater der Geister auf alle Sterne, machen sie zusammen die moralische Welt aus, regiren unter

ihm die Sinnenwelt, schaffen unter ihm in ihr, und sind Halbgötter in körperlichen Hüllen. Auf dem Stern Erde heissen sie Menschen; die Menschheit gehört also zum letzten Zweck des Universums, und ist, abgesondert von den übrigen, wie sie auch wirklich ist, betrachtet, der letzte Zweck ihres Sterns — der letzte Erdenzweck. Ebenso ist auch auf iedem andern von moralischen Wesen schon bewohnten Stern die Klasse derselben daselbst der letzte Partikulärzweck dieses Sterns, und alle letzte Partikulärzwecke der Sterne zusammen machen den letzten Universalzweck des Sternhimmels aus, wie alle Klassen der moralischen Wesen zusammen die moralische Welt ausmachen.

Wem dis zu hoch gegeben scheint, dem scheine es zu hoch gegeben! Mir ists der entzückendste Gedanke, den ich denken mag — das unendliche Weltall mir vorzustellen, wie es in allen seinen zahllosen abgesonderten Räumen, die wir Sterne heissen, mit solchen Wesen angefüllt sei, die sich zur Erkentnis aller sie umgebenden Dinge und Einrichtungen erheben, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit überall entdecken, bewundern, anstau-

nen, den Unsichtbaren, der aller Schöne Meister ist, ahnen, vermuthen, glauben, ihn durch Befolgung des Sittengesetzes verehren, seines Lobes voll sind, und so das Universum zu seinem aus unzählichen Hallen bestehenden, aber doch an einander hangenden Tempel machen. Denke ich mir dann den unbegreiflichen Einzigen, wie er auf allen diesen Sternen die herrlichsten Anstalten unaufhörlich trift, alle seine Miriaden von moralischen Wesen zur Weisheit und Tugend zu erziehen, sich ihnen zu offenbaren, sie zu beseligen, und wie er, im Allerheiligsten des ihm geweiheten Tempels gleichsam, ihr auf allen Seiten ihm dafür tönendes Lob blos darum, weil es ihnen zur Ehre gereicht, gnädig annimmt — — in welch einem lieblichstheiligsten Bilde erscheint mir Gott!

Doch — ich verlasse nun die Betrachtung der moralischen Welt im Ganzen, und richte meine Blicke blos auf die Klasse derselben, welche die Erde bewohnt, auf die Menschheit, welche mir auch allein nur wirklich bekannt ist. Diese, oder ihre Ausbildung — denn Beides gilt gleich —

ist, wie gesagt, der letzte Erdenzweck, der ein Theil des letzten Zwecks des Universums ist.

„Wie hoffärtig so etwas klingt, wenn's der Mensch von sich selbst sagt!"

Wer soll's denn von ihm sagen? Gehört er nicht auch auf der Erde einzig und allein zur moralischen Welt? Wo sind auf ihr ausser ihm noch vernünftige und selbsthandelnde Wesen? Ein Wesen, das sich für das erkennt und erklärt, was es wirklich ist, begeht dadurch keine Hoffart. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß alle Menschen die hohe Würde — der Hauptzweck eines ganzen Sterns zu sein — recht innig und tief fühlen möchten, damit sie, die der Schöpfer an die Spitze der Erdenschöpfung stellte, ihren erhabenen Posten auch insgesamt auszufüllen suchten, und durch eifriges Bestreben, ihre sittliche Natur auf der Erde immer mehr auszubilden, der Erde auch Ehre machten. Man wecke doch also ja im Menschen diesen ächten Menschenstolz, und rufe ihm, wenn er sich der rohen Sinnlichkeit gröblich überlässt, ernstlich zu — „vergissest du, welch ein Wesen du bist, und wie viel es mit dir auf sich habe, und welche Anstalten dein grosser Urheber um dich her auf deinem Stern getroffen hat, daß du es in

deiner Erhabenheit über Alles immer weiter bringen solltest?“

Es mag wahr sein, daß wir den Glauben an eine moralische Welt blos aus uns schöpfen, und daß wir den Begrif eines moralischen Wesens überhaupt nur von uns selbst ableiten; müssen wir uns aber doch nicht für dergleichen Wesen erkennen? Meldet sich uns nicht durch iede Einsicht vom Zusammenhange der Dinge, durch iedes Gefühl für Ordnung, für Recht und für Gott, durch ieden freien Entschlus, den wir fassen, ia, durch iedes lebhafte Selbstbewustsein, unsere höhere, übersinnliche, geistige Natur an? Mag diese auch gleich nur durch unsere sinnliche Natur und in derselben existiren können, so müssen wir ia doch zugeben, daß sie die höhere sei. Das Geistige an uns ist nicht für das Sinnliche an uns da, sondern das Sinnliche für das Geistige; die Ausbildung unserer sinnlichen Natur mus sein, weil sonst keine Ausbildung unserer geistigen Natur denkbar wäre, aber der Zweck iener ist doch nur diese. Die Ausbildung unserer geistigen Natur mus ebenso auch in einer Sinnenwelt geschehen; eine Sinnenwelt mus also zwar da sein, aber sie ist im Grunde für die übersinnliche Welt da, für die Aus-

bildung unserer geistigen Natur, für unsere Bildung zur Weisheit und Tugend. Welche Vorstellungen für uns, um uns immer überzeugter als den letzten Erdenzweck zu fühlen!

Es bleibt ausgemacht, daß ein noch ungezähltes Heer von Arten lebendiger und empfindender Wesen ausser dem Menschen noch auf der Erde sich seines Daseins freue, und daß, damit dis geschehen möge, der Haushalt der Natur eben so bewundernswürdig eingerichtet sei; hiermit sollt's aber nicht abgethan sein, sondern der Mensch muste hinzutreten, iene Ueberzeugung bekommen, und diesen Haushalt bewundernswürdig finden.

Es bleibt ausgemacht, daß Ordnung auf der Erde, wie im Universum, der Erde selbst wegen nöthig sei, und daß, so bald Ordnung da ist, auch Schönheit zugleich da sein müsse; ist dann aber auch noch ein Wesen da, das Blick auf Ordnung, Sinn für Schönheit hat, wie noch weit absichtvoller werden Beide! Der Mensch ist dieses Wesen — er, der im Beschau'n der Ordnung und im Genus der Schönheit mit Seligkeit lebt.

Es bleibt ausgemacht, daß die Verbindung der Dinge als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, zum Gange der Erscheinungen und

Veränderungen in einer Welt gehöre; der Mensch aber ists wiederum einzig und allein, der in seiner Welt von beiden Verbindungen Notitz nimmt, dadurch lernt, sehr glücklich nachahmt, die Reihe Beider nach Gefallen vermehrt, und so seine Welt, noch immer vollständiger macht.

Es bleibt ausgemacht, daß unter den Erdenwesen immer eine Art für die andere da sei, und daß für manche Art mehrere Arten da sind, oder, daß immer eine über die andere herrsche, und daß manche über viele herrsche; so ist dann aber auch eine Wesenart da, für die die übrigen insgesamt da sind, und die über alle herrscht. Der Mensch ists, der als der Herr der Schäpfung umherwandelt, und dem Alles zu Gebote stehen mus.

Es bleibt ausgemacht, daß der blosse Mechanismus der Natur in den leblosen Erdenwesen schon treflich wirke, und daß der Instinkt in den mit Leben und Empfindung begabten Wesen noch treflicher wirksam sei; was ist dis aber gegen den mit voller Freiheit handelnden Menschen, der sich zu seiner Wirksamkeit selbst bestimmt, und der aus Liebe zum erkannten Guten seinen Trieben sogar zuwider handelt, ia, wenn's sein mus, Märtirer für's Gute wird?

Es bleibt ausgemacht, daß in den Hauptsachen die Natur Alles selbst thue, und weder Beistand verlange, noch Widerstand achte; was würde aber doch aus der Erde werden, wenn der Mensch nicht wäre? Nie würde sie ohne ihn auf ihrer Oberfläche zu der Vollkommenheit gelangt sein, die sie iezt hat, und nach einem Jahrhundert würde sie, wenn er fehlte, gröstentheils wieder zur Wüste geworden sein. Er vollendet auf ihr, was Gott anfing, und kann sich mit Recht den Unterschäpfer nennen.

Dis Alles ist Folge seiner höheren, übersinnlichen, geistigen Natur. Durch diese steht er überall an der Spitze der Erdenwesen und der Erdenzwecke, und auf ihre Ausbildung ists durchgängig angesehen. Hiermit kann es recht wohl bestehen, daß er von Seiten seiner sinnlichen Natur dieselben Verderbens= und Untergangsanstalten für sich erblicke, wie die übrigen Sinnenwesen. Theils konnte es nicht anders sein — gesezt auch, daß sich Alles damit wirklich so verhielte, wie man es übertrieben angibt — denn gleiche Natur, gleiche Leiden; theils sollte auch dis zur Ausbildung seiner höheren Natur dienen. Sein Verstand sollte sich an Erfindung der Mittel gegen dergleichen

feindselige Anstalten üben, und sein Herz durch ruhiges Dulden und heiliges Hoffen sich auch zu Gesinnungen von sanfterer Schönheit gewöhnen. Uebrigens ist für sein höheres Erkentnisvermögen eine unerschöpfliche Naturwelt da, aus der er einen Vorrath von Ideen nach dem andern samlen kann, die er hernach reihen, und aus deren Reihen er Wissenschaften aufbauen mag, die wieder höheren Wissenschaften zur Grundlage dienen. Für seine Thätigkeit aber bietet sich ihm in der grossen, weiten Menschenwelt ein unübersehbarer Kreis an; er darf nur wollen, so hat er immer Gelegenheit, zu wirken. Er kann wirken für fremdes Privatwohl und für allgemeines Wohl; er kann wirken im Stillen und öffentlich, mit Gemächlichkeit und mit Heroismus. So ist Alles dazu eingerichtet, daß er sich auf der Erde zur Weisheit und Tugend bilde, und so ist und bleibt er der letzte Erdenzweck.

Diese Betrachtung wird durch folgende noch mehr gehoben. Wie die moralische Welt im Grossen durch den ganzen Sternhimmel zerstreut ist, so ist die moralische Welt im Kleinen, oder der Theil von ihr, dem der Stern Erde zur Wohnung angewiesen ward, die Menschenwelt, über die ganze

Erde zerstreut. Es gibt kein anderes Wesen unter der grossen Schaar ihrer Lebendigen, das so fast überall auf ihr fortdauern und gedeihen könnte, wie der Mensch. So ward also schon in Betref seiner sinnlichen Natur auf ihn bei der Einrichtung des grossen Hauses „Erde" die vorzüglichste Rücksicht genommen; wie aber überall für seine phisische Subsistenz in diesem Hause gesorgt ist, so findet er auch überall darin noch mehr Nahrung für Geist und Herz. Er findet diese sogar reichlich auch da, wo er iene nur kümmerlich findet, und, ist in solchen Erdwinkeln für ihn kein frohes Wohnen und Gedeihen, so kann er sie doch wenigstens bereisen, und bereiset sie nie, ohne mit reicherer Naturkentnis und mit gestärkteren Gefühlen für das Grosse und Erhabene der Schäpfungen des Unendlichen zurückzukehren.

Man siehts dem Menschen, so bald er eifrig und glücklich genug zugleich gewesen ist, Bildung des Geistes und Herzens gehörig zu erhalten, auch gleich an, daß er der letzte Erdenzweck sei. Ein Weiser und Edler — welch ein Anblick! Traun, an ihm ist Mehr zu bewundern, als am Stern Erde selbst! **Eine Welt solcher Weisen und Edlen** — ha!

welch ein Prospekt! **Warlich, er geht noch über den Prospekt des ganzen Sternhimmels!** Wenn der geistigausgebildete Mensch auf den grossen Sammel- und Schauplatz seiner irdischen Mitwesen aller Art hintritt, und sie in Bereitschaft gestellt findet, sich von ihm erkennen zu lassen, so erkennt er sie alle, nennt sie alle, würdigt sie alle gehörig. Wenn die Lebendigen und Empfindenden unter ihnen insgesamt um ihn her geniessen und fröhlich sind, so wird er fröhlich über ihre Fröhlichkeit, und sein schönster Genus ist der Anblick einer unübersehbaren Welt von Geniessern, an deren Stelle er heiligen Dank dem Allvater und Allerfreuer bringt. Wenn alle Kräfte um ihn her in eifriger Rege und Wirksamkeit sind, dann nimmt er seine Kräfte, gibt ihr damit die Richtung, und bringt so hervor, was er will. Wenn er Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit in der phisischen Welt bewundert und angestaunt hat, so trägt er sie in seine Handlungsweise über, setzt der phisischen Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit durch seine moralische Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit den himmlischen Kranz auf, und macht Gottes letzten Erdenzweck — seine höhere sittliche Ausbildung —

zu seinem eigenen höchsten Zweck. Dafür gebührt ihm der Kranz der Unsterblichkeit, und — o wohl ihm! er empfängt ihn; er wird als moralisches Wesen fortdauern, und wenn auch seine sinnliche Natur noch so vielen Verwandlungen unterworfen wäre.

Ich habe mir bereits bewiesen, daß Gottes letzter Zweck etwas Bleibendes, etwas Ewigbleibendes sein müsse. Wie dis vom letzten Zweck des Universums, oder des ganzen Sternhimmels und Weltalls, gilt, so gilts auch vom letzten Zweck iedes einzelnen Sterns, ieder besondern Welt im Weltall, folglich auch vom letzten Erdenzweck; denn alle einzelne Welten machen zusammen das Weltall aus, und, was also von ienen nicht gölte, gölte auch von diesem nicht. Dieser letzte Erdenzweck ist nun der Mensch, und so mus er bleiben — bleiben. Er ist das einzige Beständige unter allem Unbestande, das einzige Unvergängliche in dem allgemeinen Vergange, das einzige Ewige in der eitlen Zeitlichkeit hierniden.

Alles Ueberhingehende auf der Erde zeigt in der That schon auf etwas hin, das nicht überhin geht; man kann an Jenes nicht denken, ohne Dieses zu ahnen. Beim Nichtüberhingehenden

ist dann gleichsam der Ruhepunkt, der für den Denker irgendwo sein mus. Auch findet sich unter den überhingehenden Dingen hier schon ein auffallendes Stufengefolge ihrer Dauer, das uns zu glauben zwingt, daß dieses Stufengefolge sich bei irgend einer Art von Erdenwesen mit der Ewigkeit schliessen müsse. Nun eignet sich durchaus auf der ganzen Erde hierzu nichts, als — der Mensch, und zwar auch nur von Seiten seiner höheren, übersinnlichen, moralischen Natur. Die gesamte Sinnenwelt liegt der Zeit unter, und wird blos immer wieder erneuert; an die Stelle aller zugleich existirenden Wesen treten immer wieder andere gleichartige. Der menschliche Körper selbst unterliegt der Zeit; soll also auf der Erde irgend etwas sein, das der Zeit und allem Vergange, den sie anrichtet, Troz bietet, so mus es der Geist des Menschen, oder der Mensch als moralisches Wesen, sein.

Der Mensch bildete sich als ein solches hier immer mehr und mehr aus; wenn also auch die ganze Sinnenwelt hier etwas Ueberhingehendes ist, so befremdet dis mich nicht weiter, weil sich der Mensch in ihr hauptsächlich zur Weisheit und Tugend bilden sollte. Sollte aber der Mensch

selbst auch etwas Ueberhingehendes sein, wie irre müste ich dann in meinen grossen Begriffen von Gott, als einem allwirkenden Weisen, werden! Auf die Frage — wozu die Sinnenwelt, die doch vergeht? — könnte ich getrost antworten: zur Ausbildung des moralischen Wesens „Mensch"; was sollte ich aber, wenn dieses moralische Wesen auch verginge, auf die Frage antworten — wozu die Ausbildung desselben? Etwa — damit sie am Ende doch geschehen sei, weil sie einmal geschehen sollte? Welch eine Gott entehrende Antwort wäre dis! Nein, ich mus, wenn Gott mir ehrwürdig bleiben soll, auf die Frage — wozu die Ausbildung des Menschen zur Weisheit und Tugend? — antworten können: damit sie fortgeschehe, **ewig** fortgeschehe.

Hier schliesst sich nun die Beschaffenheit der moralischen Natur des Menschen gar herrlich an, vermöge welcher er in der That einer unendlichen Bildung zur Weisheit und Tugend fähig ist. Die Betrachtungen, welche ich darüber schon angestellt habe, sind mir noch sehr gegenwärtig, und heben in diesem Augenblick wieder mein ganzes Herz himmelan. Auch kommt hier noch dazu, was ich über die innere Möglichkeit der Fortdauer

des Menschen im Tode selbst fand und dachte. Beides zusammen spricht für das ewige Fortgeschehenkönnen seiner Bildung zur Weisheit und Tugend; Beides zusammen eignet ihn ganz ausdrücklich zu dem Einzigbeständigem in dem gesamten Unbestande der Erdenwelt, und setzt den Gedanken, daß er als letzter Erdenzweck von ewiger Fortdauer sein müsse, in das helleste Licht. Die Menschenwelt wird bleiben, des Todes ungeachtet bleiben, wie die moralische Welt überhaupt; sie ist der letzte Zweck der Erde, wie die gesamte moralische Welt der letzte Zweck des Universums ist.

Der schiefen Vorstellung vom Bleiben der Menschheit des Todes ungeachtet, welche darauf hinaus läuft, daß die Menschheit nie aussterbe, sondern daß es immer wieder neue Menschen gebe, geschieht in der That zu viel Ehre, wenn man ihr ernsthaft entgegnet; daß sie ins Feld des Absurden verwiesen werde, gebührt ihr. Auf solche Weise bleibt auch die Affenwelt und die Hasenwelt, und überhaupt das ganze Thieruniversum, ja, sogar das ganze Pflanzenuniversum auf der Erde. Der Mensch, d. h. jeder Mensch, die Menschenwelt, d. h. alle Menschen, bleiben

des Todes ungeachtet, und jeder Mensch und alle Menschen schreiten in ihrer Ausbildung zur Weisheit und Tugend ewig fort; denn jeder Mensch und alle Menschen sind ebenso einzelne Theile der Menschenwelt, wie die Menschenwelt ein einzelner Theil der moralischen Allwelt ist, und jeder Mensch und alle Menschen gehören ebenso zum letzten Zweck des Sterns Erde, wie der letzte Zweck des einzelnen Sterns Erde zum letzten Zweck des Sternhimmels, oder des Universums, gehört.

Ich bleibe im Tode, spreche ich zu mir selbst, **ich** bin letzter Zweck der Erdenwelt; **du** bleibst im Tode, spreche ich zu Jedem, der es von mir hören will, **du** bist letzter Zweck der Erdenwelt — hiermit ist Alles gesagt.

Wie gros wird Gott durch diese Vorstellung, wie über alle unsere Kraft, ihn anzubeten, gros! Er versetzte uns zuförderst auf einen dunkeln Planeten, den eine zum Mitleid mit ihm bestimmte Sonne bescheinen mus, damit wir in fremdem Sonnenscheine geschickt werden sollten, eigenen Sonnenschein zu ertragen, und von der uns jetzt nur bescheinenden Sonne angezogen würden, um endlich nach dem letzten anziehenden Strahle, den

sie auf uns werfen würde, in ihr zu sein, und in ihrem strahlendem Lichte verklärt zu wandeln.

„O du allwirkendes und allweises Urwesen — wie danke ich dir, daß ich zum Glauben an dich kam! wie benedeie ich mich hoch und allerhöchst, daß ich den Glauben an dich mit Inbrunst an mein Herz drückte! Mit diesem Glauben glaubt man in den Augen aller Sachverständigen auch mit Recht an Zwecke in der Erdenwelt überhaupt, und an einen letzten Zweck derselben. Dieser letzte Zweck deiner Erdenwelt kann Niemand sein, als dein Mensch; — wohl ihm! die Erde möchte vergehen — er mus bleiben. Der Himmel möchte vergehen — deine moralische Welt mus bleiben."

Ich stimme mich vom Gebetseifer zur ruhigen Betrachtung zurück. Ja, ia, es ist wahr, bei diesem Argument für Fortdauer des Menschen im Tode — „der Mensch ist der letzte Zweck der Erdenwelt, so mus er bleiben" — ist die Gottesidee Alles in Allem.

Neunte Betrachtung.

Gott
als erklärter Feind des Nichts.

Es geschah im Feuer des Gebets, daß ich letzthin sprach — die Erde möchte vergehen, der Mensch mus bleiben — der Himmel möchte vergehen, die moralische Welt mus bleiben; iezt nehme ich bei stillerem Nachdenken das Letztere hiervon zurück. Moralische Wesen — Gott abgerechnet, der auch deshalb der einzige Unbegreifliche ist — können nicht anders existiren, als in sinnlichen Naturen und in einer ihrer Art von Sinnlichkeit angemessenen Sinnenwelt. Verpflanzt können sie wohl werden von einem Stern auf den andern, aber auf irgend einem Stern müssen sie sich befinden, wenn sie fortdauern sollen; mit dem Vergange des Himmels, oder aller Sterne, verginge mithin auch die ganze moralische Welt. Ich wollte also mit meinem kühnen Ausdruck weiter nichts andeuten, als daß diese nicht Vergang nehmen könne. Hierüber

bieten sich mir nun noch zwei Betrachtungen dar, deren erstere ich sogleich anstellen will.

Ich bin noch immer meines alten Glaubens, daß der Urstof der Welt, die Materie, nie entstanden sei; wie sie aber nie entstanden ist, so vergeht sie auch nie, sondern ist von Ewigkeit und zu Ewigkeit, wie Gott. Daß sie nie entstanden sei, kann ich freilich nur schliessen, daß sie aber nie vergehe, sehe ich ia offenbar. Alles, was vom Vergange der Sinnenwelt gesprochen wird, betrift nur die Formen in selbiger. An diesen nagt unaufhörlich die sie insgesamt zerstörende Zeit; die Materie läſſt sich aber dadurch nicht abhalten, eben so unaufhörlich nach neuen Formen wieder hinzustreben. Selbst das Feuer, welches die Formen und Körper am schnellsten und vollkommensten zerstört, mus doch die Materie und den Grundstof der Körper unzerstört lassen. Vernichtung im eigentlichen Verstande findet also gar nicht Statt. Von unserem Stern Erde kann ich freilich nur dis darthun; mus ich aber nicht glauben, daß es auf allen andern Sternen auch so sei?

Man nehme hier Formen, oder Körper, welche man will, und zerstöre sie von Grund aus; von Allem bleibt wenigstens Asche und Staub übrig,

und, wenn auch der Staub verwehet wird, irgendwo setzt er sich doch wieder an, nimmt wieder einen Platz ein, und leistet wieder seine Dienste zur Hervorbringung einer neuen Form. Selbst mit dem Leibe des Menschen ists so; seine Grundstoffe sind als Ueberreste von ihm durch Verwesung und durch Flammenglut unvertilgbar, kommen nach Masgabe zufälliger Umstände wieder in andere Formen, und helfen, wenn sie durch viele Modifikationen gegangen sind, sogar wieder andere menschliche Körper bilden. Gewis sind in meinem eigenen Körper, dem täglich Theile ab- und zugehen, unzählichviel Theile, die schon in mehreren menschlichen Körpern gewesen sind.

Wie? in der Sinnenwelt gäb's keine Vernichtung, und die moralische Welt sollte ihr ausgesetzt sein? das Materielle würde nicht vernichtet, und das Geistige sollte vernichtet werden? — Diese Frage that ich schon vormals; ich thue sie aber auf den heutigen Tag noch viel stärker.

Von iedem Dinge, welches es auch sei, kann ich nur auf dreifache Weise aussagen; entweder, daß es in seinem Zustande bleibe, oder daß es in einen andern Zustand komme, oder daß es in einen Nichtzustand versetzt werde. Es bleibt ent-

weder, was es ist, oder es wird etwas Anderes, oder es wird zu gar Nichts; ein Viertes weis ich nicht von ihm zu vermelden. Betrachte ich nun in Ansehung des Todes den Menschen von Seiten seiner sinnlichen Natur, so sehe ich, daß diese, oder der Körper, in einen andern Zustand komme; es bleibt hier also zwar nicht derselbe Zustand, es entsteht iedoch auch kein Nichtzustand, sondern es wird ein anderer daraus. Wie ists nun aber mit der übersinnlichen Natur des Menschen, mit dem Geiste, im Tode beschaffen? In einen Nichtzustand kann dieser nicht gerathen; ein anderer, in den er käme, lässt sich nicht angeben; er mus also in demselben Zustande bleiben, er mus fortdauern.

Ein Nichtzustand, in welchen der Menschengeist durch den Tod geriethe, ist nicht anzunehmen, weil es kein einziges Beispiel von irgend etwas, das uns bekannt ist, gibt, welches in einen solchen versetzt würde. Von Allem bleibt, wie gesagt, am Ende wenigstens Staub übrig. Ist Nichts, wozu Etwas werden sollte, auch wohl denkbar? Je mehr ich über Nichts nachdenke, desto ungereimter wird mir das ganze Un- und Nichtwesen. Wäre dis aber auch nicht, so müste ich doch die Vorstellung unsinnig finden, daß der

Menschengeist das Einzige auf unserem ganzen Stern sein sollte, das vernichtet, oder zu Nichts, würde. Wie? gerade das Beste, das Erhabenste, was dieser aufzuweisen hat, hätte allein so ein Schicksal, machte die einzige fürchterliche Ausnahme von der eingeführten freundlichen Regel? Etwas Besonderes mehr hätte dadurch der Mensch, das ist wahr, aber etwas Besonderes von der Art, daß er sich selbst darüber verspotten möchte; wenigstens schickte es sich als Ausgang des Seins schlecht zu den grossen Vorzügen, die er während des Seins vor allen übrigen Erdenwesen hatte.

Daß aber der Menschengeist durch den Tod in einen andern Zustand käme, oder daß im Tode etwas Anderes aus ihm würde — was sollte das heissen? Gibts etwa auch eine Einsichtenasche, einen Gesinnungenstaub, so, daß von ihm doch etwas übrig bliebe, wie vom Menschenkörper? Oder ertheilt die Vernunft etwa der Menschenkörperasche eine vollkommenere Aschfarbe, und die Willensfreiheit dem Menschenkörperstaube eine höhere Schwere, die ihn unverwehbarer macht? Mich ekelt vor der Fortsetzung solcher Vorstellungen. Nun dann aber — wenn der Menschengeist durch den Tod weder in einen andern Zustand, noch

in einen Nichtzustand, tritt — wenn er im Tode weder Nichts, noch etwas Anderes, wird — — was bleibt von ihm weiter auszusagen, als daß er in seinem Zustande beharren, das, was er ist, fortsein, kurz, im Tode, fortdauern müsse.

„So betrachte den Geist auch als Form, und seine Einsichten und Gesinnungen als Materie; er, die Form, vergeht im Tode, seine Einsichten und Gesinnungen bleiben, d. h. sind von Andern wieder zu erlangen. Kommen denn nicht wirklich dieselben Gelehrsamkeitsgrade und moralischen Karaktere wieder zum Vorscheine? Weissest du nicht selbst eben das, was schon Tausende vor dir gewust haben? Willst du nicht oft eben so, wie schon Tausende vor dir gewollt haben? Ist das nicht ganz so, wie mit deinem Körper, in dem auch Theile in Menge sich befinden, die schon Theile anderer Menschenkörper gewesen sind?"

Diese ganze Hinstellung der Sache passt nicht zu ihr. Erstlich können dieselben Körpertheile zu gleicher Zeit auch nur in einem und demselben Körper sein; als die Theile, welche mein Körper ietzt von andern hat, noch in andern Körpern waren, konnten sie nicht in ihm sein, und nun, da sie in ihm sind, können sie nicht auch zugleich in einem

andern sein. Ich habe aber Einsichten und Gesinnungen, die Millionen Menschen in diesem Augenblick mit mir zugleich haben; so, wie es auf der andern Seite Einsichten und Gesinnungen gibt, die, wenn sie einmal da gewesen sind, nie wieder zum Vorscheine kommen. Und dann — die Materie strebt wohl nach Form, aber die Form nicht nach Materie; wie kann der Menschengeist mit Form, und das, was er weis und will, oder die Masse seiner Einsichten und Gesinnungen, mit Materie verglichen werden, da die Einsichten und Gesinnungen nicht nach ihm streben, sondern er nach ihnen strebt? In der Vorstellung — die Form strebt nach Materie — liegt gar kein vernünftiger Sinn; da nun das Streben, das blos der Materie zukommt, auch blos dem Menschengeiste zukommt, so machte man ihn ja vielmehr zur Materie, und diese Vorstellung ist noch ungereimter.

„So betrachte das, was der Menschengeist mit seinen Einsichten und Gesinnungen gewirkt hat, als die Ueberreste von ihm, wie Asche und Staub die Ueberreste des Körpers sind. Er wird also in der That so wenig vernichtet, als der Körper."

Auch diese Vergleichung ist unpassend. Der Körper hinterlässt auch Fusstapfen, Lager, Zu-

rückdrückungen anderer Dinge, die ihm im Wege waren; erklärt man so etwas für Ueberreste von ihm? Dis Alles vergeht ia wieder, sein Staub aber vergeht nie; dieser ist sein wesentlicher Ueberrest. Alles, was ich mit meinen Einsichten und Gesinnungen bewirke, vergeht, wie meine Fusstapfen, Lager und Drucke, die mein Körper macht; wo bliebe aber wohl so etwas Unvergängliches vom Geiste, wie der Staub vom Körper, zurück, das ich für seinen wirklichen Ueberrest erklären könnte. Es liefe also auf ieden Fall auf seine völlige Vernichtung hinaus, wenn er nicht im Tode dasselbe bliebe, was er ist, und in demselben Zustande beharrte, in dem er ist — denn daß er in irgend einen andern Zustand käme, oder irgend etwas Anderes würde, wie der zerstäubende Körper, ist auf keine Weise anzugeben; vernichtet aber wird er nicht, weil Nichts vernichtet wird — und so bleibt's erwiesen, daß er im Tode fortdaure.

„Sollte der Schlus — es wird Nichts vernichtet, folglich auch der Menschengeist nicht — auch wohl so richtig sein, wie du denkst? Wovon ist ausser dem Menschengeiste die Rede? Ists nicht von lauter körperlichen Dingen? So mag es immerhin wahr sein, daß von diesen keins ganz, oder

im eigentlichen Verstande, vernichtet werde; darf man vom Materiellen aufs Immaterielle, vom Sinnlichen aufs Uebersinnliche, schliessen? Vielleicht eben darum, weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge sind, und die Körper nicht vernichtet werden, ist gerade der Geist der Vernichtung unterworfen . . . Offenbar lautet dein Schlus eigentlich so — in der ganzen phisischen Welt wird nichts vernichtet, folglich auch das moralische Wesen, der Menschengeist, nicht; kanst du ihn so verantworten? Ja, wenn du noch so schlössest — in der ganzen moralischen Welt wird Nichts vernichtet, folglich auch u. s. w. Wie? wenn ich dir meinen Schlus lieber empföhle — in der phisischen Welt wird nichts vernichtet, folglich wird der Menschengeist gewis vernichtet —?"

Mein Schlus soll ia auch nicht gelten als ein Schlus vom Gleichen aufs Ungleiche, sondern als ein Schlus vom Kleineren auf das Grössere. Wenn in der gesamten Erdenwelt nichts vernichtet wird, so wird noch weniger der Menschengeist vernichtet werden, der überall an ihrer Spitze steht — so schliesse ich eigentlich. Das Uebersinnliche am Menschen ruhet auf dem Sinnlichen, und ist also

das Grössere an ihm; wenn nun sein Sinnliches, das auf solche Weise für sein Uebersinnliches da ist, wenn der Körper nicht vernichtet wird, wie könnte für das Uebersinnliche, für den Geist, Vernichtung zu fürchten sein? Der Menschengeist bildet sich in der Sinnenwelt zur Weisheit und Tugend, wie in einer Schule, aus, und ist also das Grössere gegen sie; wenn nun in der Sinnenwelt, die solchergestalt für ihn da ist — wie alle Schulen für die Schüler, die Schüler aber nicht für die Schulen, da sind — nichts der Vernichtung unterworfen ist, wie könnte der Menschengeist der Vernichtung unterworfen sein? Gegen diesen Schlus nun ist doch wohl nichts einzuwenden? Was aber den Einfall anbelangt, daß vieleicht eben darum, weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge wären, und die Körper nicht vernichtet würden, der Geist gerade der Vernichtung ausgesetzt sein möchte: so kommt mir dis eben so vor, als wenn Jemand spräche, daß vieleicht eben darum, weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge wären, und die Körper sich nach unveränderlichen Gesetzen ausbildeten, die Ausbildungsgesetze des Geistes veränderlich sein möchten. Will man nicht endlich gar

auch so schliessen — weil Geist und Körper einander ganz entgegengesetzte Dinge sind, und die Körper wirklich existiren, so existirt der Geist wirklich nicht —? Mein Argument für die Fortdauer des Menschen im Tode von Seiten seiner höheren, übersinnlichen, geistigen Natur, welches ich daraus nehme, daß nichts vernichtet werde, steht also fest.

Woher nun diese Einrichtung der Welt, daß nichts in ihr vernichtet wird, daß die Formen nur zerstört werden, die Materie aber bleibt, und immer wieder nach neuen Formen hinstrebt und zu ihnen dient? Hier tritt der unschätzbare Gottesglaube nun noch hinzu, und gibt ienem Argument eine wahrhaftige Felsenfestigkeit. Mag auch die Materie von Ewigkeit her inneres Bestreben nach Form haben, so ists doch Gott, der die höchste Mannigfaltigkeit von Formen erfand, und der von Ewigkeit her die inneren Bestrebungen der Materie nach Form determinirt, und dadurch Schöpfer und Erhalter aller Dinge wird. Hat er sich nicht dadurch für einen Feind des Nichts erklärt?

Die Erde ist nicht ewig, denn sie ist ebenfals nur eine Form der ewigen Materie; alle auf ihr vorhandene Formen erschienen also auch irgend

einmal zum erstenmale. Dieses erste Erscheinen derselben insgesamt — wie soll ich es erklären? Dadurch, daß das innere Bestreben der Materie nach ihnen an sich schon dazu hinlänglich gewesen wäre? Warum ists denn iezt nicht mehr hinlänglich dazu? Warum mus iezt, wenn eine Form entstehen soll, eine andere gleichartige Form erst dazu beitragen? Auf solche Weise aber konnten die ersten Formen aller Art nicht entstehen, weil sie die ersten waren. Das Erscheinen derselben war also eigenes höheres Schöpferwerk. Gott brachte die erste Form aller Art hervor, theilte ihr die Kraft mit, Ihresgleichen zu generiren, und diese Generationskraft diesen wieder mitzutheilen, u. s. f., so, daß bei Hervorbringung neuer Formen ähnliche alte seine Stellvertreter auf immer wurden. Ich mag über diesen grossen Gegenstand des menschlichen Forschens nachdenken, wie ich will, so bringe ich nichts Vernünftigeres heraus. Welch ein allererklärtester Feind und Widersacher alles Nichts ist Gott also, der nicht nur das erste Erscheinen aller möglichen Formen, sondern auch bei der allgemeinen Formenvergänglichkeit ihr immerwährendes Wiedererscheinen auf die untrüglichste Weise beschickte!

Wie? und dieser Allschäpfer und Allwiederbringer, der, da er die Formen nicht ewig erhalten kann, doch unaufhörlich für Wiederentstehen derselben sorgt, sollte sein Herrlichstes auf Erden, den Menschengeist, der über alles Formenwerk erhaben ist, und mit dem sich Planeten und Sonnen nicht messen mögen, durch den Tod ins Nichts sinken lassen? Ihn kann er ia erhalten, denn solcher ist keine Form, und, wenn er auch ohne Körper nicht existiren kann, so liegt ia doch der Keim zum neuen Körper für ihn schon in dem alten, und entwickelt sich durch den Tod, sobald der grosse Allmächtige nur will; und das sollte dieser nicht wollen? So zeigte er, der erklärte Feind des Nichts, sich da, wo es auf die Hauptsache ankäme, als einen Liebhaber des Nichts, und widerspräche sich auf die Mistrauen und Unglauben gegen ihn erregendste Weise selbst.

„Keineswegs! Gott zeigt sich in Ansehung des Menschengeistes ebenso als einen Feind des Nichts, wie in Ansehung der gesamten Körperwelt, wenn auch iener gleich, wie sein Körper, vergeht. Kommen denn nicht mit neuen Menschenkörperformen auch immer wieder neue Menschengeister zum Vorscheine? Hier ist doch offenbar einerlei Erhaltungs-

ſiſtem, und, wenn Gott dadurch nicht zum Freunde des Nichts wird, daß er es in der Körperwelt befolgt, und ſtatt der vergehenden Formen wieder ähnliche erſcheinen läſſt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum er zum Freunde des Nichts werden ſollte, wenn er es in in der überſinnlichen Welt befolgt, und ſtatt der vergehenden Menſchengeiſter wieder andere Menſchengeiſter auftreten läſſt."

Nicht? das wäre nicht auf der Stelle gleich einzuſehen? Dieſelben Menſchenkörper kann Gott, wie iede andere Form, nicht auf immer erhalten, und ſo genügt uns das Erhaltungsſiſtem der Körperwelt, vermöge deſſen immer andere Ihresgleichen wieder entſtehen; auch wird ia durch ihren Vergang keineswegs Nichts aus ihnen, ſondern ihr Urſtof bleibt doch übrig, geht wieder in andere Körper über, und trägt ſogar irgend einmal wieder zur Bildung anderer Menſchenkörper bei. Was für Urſtof bliebe aber vom Menſchen geiſte übrig, wenn er Vergang nähme? Iſt er denn eine Form, die, wenn ſie zerſtört würde, Materie nachlieſſe? Sein Vergang könnte nicht anders, als wie Vergang ins Nichts, gedacht werden. Und doch kann ihn Gott auf immer erhalten, wenn er nur will? So genügt uns in Betref ſeiner keineswegs ienes

Erhaltungssistem, vermöge dessen nur immer für andere Seinesgleichen wieder gesorgt würde. Dabei besteht Gott als ein Feind des Nichts, wenn in der Körperwelt blos dieselben Arten von Wesen bleiben; bleiben aber in der Geisterwelt nicht dieselben Einzelnen — geht da die Persönlichkeit verlohren — so ist Gott kein Feind, sondern ein Liebhaber des Nichts.

Wenn ich aber auch nur den geringsten Verdacht auf ihn werfen könnte, daß er dis sein möge, so müste ich mich selbst der Lästerung gegen ihn beschuldigen, und hübe alle Vernunftmässigkeit des Glaubens an ihn auf. Steht er nicht in seiner ganzen Erdenwelt, deren Bürger ich bin, als Schaffer im unübersehbarsten Umfange, als Erhalter so lange, wie nur möglich, und als immerwährender Wiederhervorbringer aus Trümmern und Ueberresten vor meinen Augen da? Wodurch wollte ich mich rechtfertigen, wenn ich auch nur den leisesten Zweifel an der ewigen Feindschaft dieses All = und Immerwirksamen gegen das Nichts hegte? Der Glaube an einen Gott aber, der ein Liebhaber des Nichts sein solle, wäre auch an sich gleich ein unvernünftiger Glaube. Man glaubte

alsdann an ein nicht allweises, nicht allheiliges, nicht allgütiges Wesen; denn wie sollten diese Eigenschaften und Nichtsliebe mit einander bestehen können? Man hübe in der That den ganzen Begrif der Gottheit auf, und wäre nahe daran, einen Satan dafür hinzustellen.

Treue, unverbrüchlichste Treue meinem Glauben! Gott ist ein ewiger Feind des Nichts; er mus dis sein als ein Wesen, das lauter Vollkommenheit ist, und alle Vollkommenheiten in sich vereinigt — er hat sich aber auch auf das allerdeutlichste und allerfeierlichste dafür erklärt. Nichts wird vernichtet; nun, so werde auch Ich sterbend nicht vernichtet werden. Vernichtet aber wäre ich alsdann auf der Stelle, wenn ich nicht das bliebe, was ich bin; etwas Anderes kann ich nicht werden. Ich werde also Ich bleiben; meine Persönlichkeit kann fortdauern, und wird fortdauern — iedes Todes ungeachtet. Der grosse Feind des Nichts ists, in dessen Hand ich bin — o wie getrost kann ich dem Vergange der gesamten Sinnenwelt und den unaufhörlichen Umwandlungen in ihr zusehen! Wie unbekümmert kann ich über den Vergang meines eigenen Körpers sein — wie

triumfirend über seine endliche gänzliche Zerstäubung ewigen Zukünften für mich entgegenharren! — Ach, wie geht doch nichts über die Kraft der Gottesidee, wenn von Fortdauer im Tode die Rede ist!!!

Zehnte Betrachtung.

Gott
als Vater der Geister.

Es ist noch eine von den beiden Betrachtungen übrig, welche sich gestern mir noch darüber darboten, daß die moralische Welt nicht Vergang nehmen könne; sie ist zugleich die letzte von allen, welche ich an der Hand der Religion über meine Fortdauer im Tode anzustellen hatte. Ich erwarte nicht weniger Viel von ihr; ia, es könnte sein, daß sie mir das Allermeiste reichte; so will ich ihr auch die höchste Anstrengung des Geistes widmen, deren ich fähig bin. — —

Mein Selbstgefühl überzeugt mich, daß die mit Haut und Fleisch bedeckte Gebeinzusammensetzung, oder die Körperform, welche man, wenn man sie sieht, Mich zu nennen pflegt, nicht Ich, oder mein wahres Selbst, sei. Das Denkende und Wollende darin bin Ich, und dis ist, wenn es auch gleich in iener materiellen Komposition und

Gestalt denkt und will, und ohne sie gar nicht denken und wollen könnte, doch keineswegs Einerlei mit ihr. Dis fühle ich bei iedem Schlusse, den ich mache, bei iedem Vorsatze, den ich fasse; ich bekümmere mich dabei gar nicht um sie, und es fällt mir nicht eher ein, ihrer bewust zu werden, bis ich zufälligerweise ihre Bewegung verspüre, oder sie, um etwas zu bewirken, gebrauchen will.

Ebenso überzeugt mich auch mein Selbstbewustsein, daß Ich aller Veränderungen ungeachtet, die iene Form, die man fälschlich Mich nennt, die aber nur mein Körper ist, leidet, und aller Modifikationen ungeachtet, die ich durch die Vorstellungen davon, und durch iede andere Vorstellung von Zuständen ausser mir, leide, immer dasselbe Selbst bleibe. Ist mein Körper nicht in einer immerwährenden Verwandlung? Gibt er nicht unaufhörlich Theile von sich? Nimmt er nicht unaufhörlich Theile in sich auf? Dis verändert meine Ueberzeugungen nicht, verändert meine Gesinnungen nicht; ich nehme vielmehr nicht einmal Notiz davon, und so hat sich mein Körper schon zu mehreren malen ganz und gar verändert, und ich bin immer Derselbe geblieben. Alles, was mir seit der Zeit, daß ich mit vernünftigem Bewustsein

lebte, widerfaren ist, weis ich noch, so bald es von einiger Wichtigkeit war; auch weis ich noch Alles, was ich von Wichtigkeit that; es ist also ganz ausser allem Zweifel für mich, daß ich Derselbe bleibe.

Bis hieher geht Alles gut, wenn ich über mich nachdenke, und ich bin damit zufriden; wenn ich dann aber weiter gehe, und mich frage, was Ich wohl sein möge, oder was Menschengeist im Grunde bedeute, so wird mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich mich überdächte und ausdächte. Ich gerathe an einen Graben, der zu breit ist, an eine Mauer, die zu hoch ist, in einen Nebel, der zu dick ist — kurz, ich denke gar nichts mehr mit der geringsten Klarheit, sondern verliehre mich in mich selbst. Als einen leidigen Trost habe ichs gehört, daß es Allen, die über Sich tiefer nachdachten, immer ebenso gegangen sei. Daß aber Tausende darüber lachen, daß man deshalb weinen möchte, mag ihnen verziehen sein; ich könnts mir nicht verzeihen. Wie ist es möglich, daß man durch die Unmöglichkeit, in sich selbst einzudringen, und aus der Unwissenheit über sich zu kommen, sich zur Gleichgültigkeit gegen sich selbst, zur Geringschätzung seiner höheren Natur, und zum leichtsinnigsten Verschleudern eines ganzen für ihre Aus-

bildung bestimmten Lebens verleiten lassen, und auf den Gedanken gerathen könne, daß es mit dem Menschen, wie mit allen moralischen Wesen überhaupt, nicht Viel auf sich habe; ich fühle mich vielmehr gedrungen, daraus, daß es sich so mit mir verhält, daß ich mir selbst das grössete Geheimnis bin, und daß ich den dichten Schleier, der über mich gebreitet ist, schlechterdings nicht aufheben kann, zu schliessen, daß es mit mir recht Viel auf sich haben müsse. Wahre Achtung gegen mich selbst entspringt daraus für mich, und während der Gefühle derselben wehet mich ein heiliges Ahnen der Unvergänglichkeit meines unbegreiflichen Selbst, so wie der Unvergänglichkeit der ganzen moralischen Welt, an.

Es kommt dazu, daß ich bei allem Mislingen des Nachdenkens über die denkenden und wollenden Wesen doch eine gewisse Entdeckung mache, mit der sich dann zwar auch alles Forschen schliesst, die aber doch immer dabei wieder von neuem eintritt. So oft ich nehmlich dieses Nachdenken versuche, und wieder versuche, finde ich immer, daß ich, wenn ich mein Selbst denken will, nur ein unzertheilbares Eins denken, und gleichsam nur auf einen Punkt hin denken kann. Da ist durchaus

nichts Zusammengesetztes, das ich in Gedanken aus einander nehmen, zergliedern, und so zergliedert und einzeln mir vorstellen könnte. Bei allen den Modifikationen, die das Selbst durch Ideen und Affekten unaufhörlich erhält, bei allen den mannigfaltigen Kräften, die ich ihm beilege, komme ich immer auf das einfache Eins zurück, das durch Ideen und Affekten modificirt wird, und dem ich die verschidenen Kräfte beilege. In ihm selbst wird dadurch nichts Verschidenes, nichts Trennbares; kurz, es bleibt beim Punkt, den ich dabei denke, und auf den ich dabei hindenke.

Wie dieses Ich Eins — das geistige Princip — das denkende, wollende und selbsthandelnde Etwas — die moralische Natur — die vernünftige Seele — entstehe, weis ich eben so wenig, als was es sei. Alles, was ich darüber aufbringen kann, ist, daß sich bei dem Menschen aus seiner Sinnlichkeit Vernunft entwickele; aber auch dis kann ich blos bewundern, und nicht erklären. Der Ursprung des Menschengeistes liegt in eben so unergründlichen Tiefen verborgen, wie sein Wesen selbst. Allerdings wird er fortgepflanzt, wie der Körper, auf dem er ruhet, und in dem er nur existiren kann — fortgepflanzt durch den Vater. Dieser ist der

Lebengeber, und das Leben, das er als Menschenvater gibt, enthält den Funken, der mit der Zeit zur Flamme wird — enthält das geistige Princip, das, weil es ein Ei einer Menschenmutter befruchtet, aus dem sich ein Körper mit der für selbiges gehörigen Organisation, ein Menschenkörper, entwickelt, auch gehörig gedeihen kann. Wie aber das Leben, das ein Menschenvater gibt, dis geistige Princip enthalte, und wie dieses nur dann gedeihe, wenn es ein Ei einer Menschenmutter befruchtet, bleibt eben so unerklärbar, als was es an sich sei. Daß ich übrigens das Entstehen dieses Princips, oder des Menschengeistes, nicht als ein allmähliches Entstehen, sondern als ein Entstehen im Hui, mir denken mus, weil ich dabei nichts Zusammengesetztes, sondern blos etwas Einfaches, ein Eins, denken, und nur auf einen Punkt hin denken kann, bringt mich bei der ganzen Erklärung doch auch nicht weiter.

Ich mus mich also daran begnügen, daß der Menschengeist ein von aller Zusammensetzung freies Etwas sei; hieran kann ich mich aber auch zur Erreichung meines heutigen Zwecks recht wohl begnügen. Ein Argument mehr für seine Unzerstörbarkeit habe ich nun gefunden, und, wenn der

dichte Schleier, welcher über sein Wesen gebreitet ist, mich diese schon ahnen lies, so frage ich nun vollends mit hoher Herzhaftigkeit — wie kann ein Etwas zerstört werden, das nicht zusammengesetzt ist? Zerstören heisst — die Theile, aus welchen ein Ding bestand, ganz und gar wieder aus einander bringen, so, daß das Ding dadurch aufhören mus zu sein.

Rette ich aber auch wirklich den Menschengeist dadurch vom Vergange, wenn ich seine Unzerstörbarkeit beweise? So sei es, könnte man sagen, daß er als ein Eins, als ein unzusammengesetztes Wesen, nicht zerstört werden möge; ist er nicht doch ein entstandenes Wesen? Im Hui läßsest du ihn entstanden sein; im Hui wird er wieder Vergang haben.

Hier tritt dann nun die Belehrung des Selbstbewustseins zu Hülfe, daß mein Selbst aller Veränderungen des Körpers und seiner Zustände ungeachtet Dasselbe bleibe. Mein Körper ist schon öfter ganz und gar ein anderer geworden, Ich aber bin noch immer Derselbe; so wird mir auch sein endlicher Vergang nicht schaden. Würde ich aber darauf zurückgewiesen — daß der Geist ohne Körper doch gar nicht existiren könne, so schliesse ich

eben daraus, daß ich bis iezt bei aller immerwährenden Vergänglichkeit des Körpers dasselbe geistige Wesen blieb, daß doch etwas Unvergängliches in ihm sein müsse, welches der Grund der Unveränderlichkeit meines Selbst ist. Wie dieses mir treu blieb, so wird es mir auch im Tode treu bleiben. Es ist die feinere Organisation, die bei der Zerstörung der gröberen mein neuer Körper werden wird. Also folgt es gar nicht, daß der Menschengeist, wie er im Hui entstand, auch im Hui wieder Vergang haben müsse; aus dem Vergange des Körpers folgts wenigstens nicht. Allmacht müste seinen Vergang bereiten; diese ist aber in zu guten Händen, als daß sie es versuchen sollte, und es ist die Frage, ob auch ihr der Versuch gelänge.

Statt zu untersuchen, was die Allmacht könne, und was sie nicht könne — denn auch sie hat ihre Grenzen, wär's auch nur, daß ihr selbige die sie begleitende Weisheit setzte — will ich nun lieber die Gottesidee, welche sich ganz ungerufen mir hier darbietet, in meine Betrachtung darüber einweben, daß der Menschengeist, als solcher, wie die übersinnliche Welt überhaupt, als solche, keinen Untergang haben könne.

Gott ist Vater der Geister ... Man nennt freilich Gott auch mit Recht den Allvater; damit ist dann aber doch nur gemeint, daß er der Urheber aller Formen und Dinge sei, zu deren Hervorbringung er das Streben der Materie darnach determinirt. Nennt man ihn aber den Vater der Geister, so besagt dis etwas weit Höheres. Da wird er betrachtet als der oberste Geist, der in noch viel engerem Verstande der Ursprung der gesamten Geisterwelt ist. Da ist kein blosses Determinirtwerden der nach Form strebenden Materie durch ihn — denn hier ist weder Form, noch Materie — sondern da ist gerades Abstammen von ihm. Was dann aber gerade von Gott abstammt, das mus auch unvergänglich sein, wie er selbst unvergänglich ist.

Ach — hier, hier ist doch wohl der schönste Ruheplatz, welchen die Religion dem, der über sein Schicksal im Tode nachdenkt, bereitet. Auf ihm will ich noch weilen, und die letzten Stärkungen in Empfang nehmen, die der Gottesglaube dem Gläubigen an menschliche Fortdauer reicht.

Nun ist mir's sehr erklärbar, warum ich nicht erklären kann, was das in der Körperform, die man zur Ungebür Mich nennt, denkende und wol-

lende Etwas — mein Selbst — der Menschengeist sei; er und alle geistige Wesen gehören zur eigentlichen Familie Gottes, und sind in aufsteigender gerader Linie mit Gott verwandt. Wer mag aber sagen, was Gott sei? Ewig wird mir Gott das grösseste Geheimnis bleiben; so werde ich mir auch ewig ein Geheimnis sein. Höret auf, ihr Philosophen, über das Wesen eures Selbst zu grübeln, oder gar abzusprechen; ihr bringet doch weiter nichts heraus, als daß es ein Ding, ein Etwas sei, das auf dem Körper throne, und mit den herrlichsten Kräften prange. Fragt man euch nach dem auf dem Körper thronenden Dinge, nach dem mit den herrlichsten Kräften prangenden Etwas weiter, so wisset ihr nicht Mehr, als wir; lieber machet doch also den Menschen, euern Zeitgenossen und Nachkommen, ihr Selbst, ihre höhere Natur, recht wichtig, und unterweiset sie in der besten Art der Ausbildung der herrlichen Kräfte derselben auf eine recht faßliche Weise. Dann, dann seid ihr Männer, die die Achtung der Mit- und Nachwelt verdienen.

Gott ist Vater der Geister. Beim Entstehen der Körper determinirt seine Allkraft nur das innere Streben der Materie, oder ihrer Urkräfte,

nach Form, und, geschieht das Entstehen der Körper durch Fortpflanzung, so geschieht es durch die Kraft, welche seine Allkraft in die Formen übergehen lies, die Materie zum Streben nach derselben Form zu determiniren; beim Entstehen der Geister aber determinirt seine Allkraft ihr eigenes inneres Streben nach Hervorbringungen, die dann nicht anders, als ihm ähnlich, sein können. Auf dem Stern Erde ist der Menschengeist die Hervorbringung der Allkraft Gottes von dieser Art. Es sollten auf der Erde auch Wesen von göttlicher, d. h. geistiger, moralischer Natur sein. Dazu ward die erste Menschenkörperform von Gott organisirt, und sein Anhauch vollendete dann in ihr den Menschen. Das erste Menschenpaar bekam von ihm auch die Kraft, sich fortzupflanzen, an Menschenform und Menschengeist sich fortzupflanzen, und diese Kraft wieder ihren Gepflanzten oder Erzeugten, mitzutheilen, u. s. f. So pflanzen dann die Menschen m ü t t e r die Menschen f o r m, die sinnliche Natur, fort, und die Menschen v ä t e r die übersinnliche Natur, den Menschen g e i s t. Diesen ward das Vermögen auf eine unbegreifliche Weise zu Theile, Geber eines Lebens zu werden, das das geistige Princip enthält, und iene bekamen

das Ei, aus welchem sich die diesem Princip gemässe Organisation auf nicht weniger unbegreifliche Weise zu entwickeln beginnt, so bald es von selbigem befruchtet wird. Die feinere Organisation des Vaters gibt den Stof her, durch welchen das geistige Princip dem Ei der Mutter zugeführt wird, und die wonnevolle, exaltirende Erschütterung des ganzen Nervensistems, welche Beide, Mann und Weib, beim Zeugungsakt zugleich empfinden, kündigt das so eben geschehende grosse Unterschäpfungswerk eines Menschengeistes an.

So denke ich mir das Abstammen meines Selbst in aufsteigender gerader Linie von Gott, dem obersten Geiste. Ob auf andern Sternen das Fortpflanzungssistem bei der Geisterwelt daselbst vom grossen Allgeiste auch eingeführt sei, weis ich nicht, und interessirt mich auch nicht; wär's aber nicht, so stammen die dortigen geistigen Wesen, wie die ersten Menschengeister, geradezu von Gott ab. Ich, als Mensch, betrachte mich nun mit ganz besondern Gefühlen in meiner eigentlichen Beschaffenheit, und mein zweiseitiges Wesen machte noch nie so heilige Eindrücke auf mich, als in diesen Augenblicken. Mag es immerhin nun sein, daß meine sinnliche Natur

wahrhaftig thierischen Geschlechts ist; ist doch meine geistige Natur göttlichen Geschlechts. Noch mehr, als mich iene Vorstellung demüthigen kann, erhebt mich diese.

Wenn ich so mit voller Klarheit den Gedanken denke — ein Göttlicher bin Ich — so weis ich selbst nicht, wie mir werde, und nicht nur meine Sprache ist zu schwach, die Empfindungen, welche hierdurch mich überströmen, auszudrücken, sondern mein Herz ist sogar zu schwach, sie alle zu fassen. Ich schwebe in Freuden, gegen die alle andere Freuden nichts sind — ich schwebe in Achtung für mich selbst, die ich mit nichts weiter zu vergleichen weis, als mit einem nidrigeren Grade von Ehrfurcht gegen Gott — ich schwebe im Drange meiner innigsten Ueberzeugungen, nun auch ein göttliches Leben führen zu müssen, und meiner herzlichsten Vorsätze, ein solches Leben nun auch führen zu wollen — ich schwebe in Hofnungen und Zuversichten, deren eine immer reitzender ist, und immer fester Platz nimmt, als die andere. Alles, was die Erde hat, wird mir zu klein, um darüber leichtmüthig oder schwermüthig werden zu sollen; äuserliche Vorzüge rühren mich nicht mehr; Furcht vor Verlust, Aussicht auf Gewinn verlieh-

ren alle ihre Triebfederkraft auf mich; das gesamte Gewirr des menschlichen Eifers, der nur auf das Sinnliche gerichtet ist, kommt mir wie ein blosses Spiel vor, das eine unzählige Schaar von Kindern um mich her mit thörichter Hitze treibt; die Erde selbst ist mir zu wenig, und der Tod auf ihr — gar nichts. Mich verlangt nach Mehr — ich fühle höhere Angelegenheiten für mich — aus meinem Innersten steigen grössere Wünsche und Erwartungen auf, die die allerlebendigste Ueberzeugung krönt, daß sie der Tod nicht vereitlen werde. Wie? ich Göttlicher sollte von Gott, ich Menschengeist vom Vater der Geister, ie aufgegeben zu werden fürchten können?

Doch — an dieser Frage lasse ichs nun nicht bewenden. Meine sinnliche Natur ist thierischen Geschlechts; sie mus also vergehen, wie die ganze Thierwelt vergeht. Meine geistige Natur aber ist göttlichen Geschlechts; sie wird also nicht nur nicht vergehen, wie Gott nicht vergeht, sie kann auch nicht vergehen, sondern mus bleiben, ewig bleiben, wie Gott bleibt, ewig bleibt. Eingeschränkt wird sie immer sein, wenn ihre Schranken sich auch noch so erweiterten — denn

sie ist keine ursprüngliche, sondern nur eine abstammende Natur; unsterblich aber mus sie sein, weil sie in gerader Linie vom unsterblichen obersten Geiste abstammt. **Gott vermag nicht, sie aufhören zu lassen, weil nichts, was von seiner Natur ist, ie aufhören kann . . .**

Hiermit wäre dann auch, wenn es einen Satan, wie ihn die Alten zu Jerusalem und zu Babel sich dachten, wirklich gäbe, die Frage beantwortet, welche man so oft aufgeworfen hat — die Frage, wie Gott einen so bösen und seine Kräfte so ungeheuer misbrauchenden Geist so lange und immer noch fortdauern lassen könne. Gott vermag ihn so wenig aufhören zu lassen, als den Menschengeist, oder irgend ein anderes moralisches Wesen.

Nun bin ich dahin, wohin ich kommen muste, um in meinem Glauben an meine Fortdauer im Tode so fest zu stehen, daß mich nichts wieder zum Wanken bringen könnte. Damit fing ich alle meine Betrachtungen an, von dem Satze ging ich aus, daß der Mensch nicht nothwendig durch den Tod Vergang nehmen müsse, und zeigte **die innere Möglich-**

keit seiner Fortdauer; damit schliesse ich nun meine Betrachtungen, auf den Satz bin ich gekommen, daß der Mensch nothwendig im Tode Bestand haben müsse, und habe die innere Unmöglichkeit seiner Nichtfortdauer gezeigt. War es nun wohl zu Viel, was ich von meiner letzten Betrachtung — Gott als Vater der Geister — erwartete? Ahnte ich nicht gleich mit Recht, daß sie mir wohl das Allermeiste reichen könnte?

Ohne Religion habe ich meine Reflexionen über den wichtigsten aller Gegenstände angehoben — mit Religion habe ich sie vollendet. Jetzt lagere ich mich beim Ziele, und kann nun um so ruhiger beide Wege, auf welchen ich dahin zu kommen suchte, übersehen, und um so richtiger sie schätzen. Es ist wahr, was die aufgehende Sonne an ienem zweiten Morgen der Zusammenreihung aller gefundenen Vernunftgründe für meine Fortdauer im Tode mir, da ich hinter dem Felsen hervorgetreten war, gleichsam zu sagen schien. „Wie Tag schon eher da war, als ich sie sah, wie aber erst vollkommener Tag ward, nachdem sie erschien: so glaubte ich zwar schon an Tag für mich

nach meiner letzten Nacht ohne Gott, als mir aber Gott erschien, glaubte ich noch vollkommener daran." Dis ist mein feierliches Bekentnis, das ich zur Ehre der Religion ablege. Es ist unter allen Argumenten, welche ich ohne Gott für meine Fortdauer fand, kein einziges, das nicht, sobald die Gottesidee dazu kommt, noch weit mehr Beweiskraft erhielte; Manches derselben erhält sogar durch Hinzutritt dieser Idee erst die Beweiskraft, welche ich ihm vorher schon beilegte, und ich hatte es blos an sich für stärker gehalten, als es ist; auch ist nicht zu leugnen, daß die Gottesidee ihr ganz eigene Argumente für menschliche Fortdauer an die Hand gebe, die geradezu für sie entscheiden. Darum will ich der Religion nicht blos nachsagen, daß sie die Zuversicht auf die Gewisheit der iedem Gutgesinnten so über alles theuren Erwartungen stärke, sondern auch, daß sie sie in der That erst schaffe. Man möchte mir immerhin vorwerfen, daß ich mir auf solche Weise selbst widerspräche; dieser Vorwurf kann mir unter gewissen Umständen keine Schande sein.

Ich glaubte damals, als ich Gott noch nicht in die Sache mischte, schon so herzlich an ihn, wie

jetzt — dis ist wahr, zu meinem Troste wahr; ich kannte aber Atheisten genug, und so dachte ich, wie ich mir, wenn ich auch Einer von ihnen wäre, mein Schicksal im Tode vorstellen würde. Ich bin auch noch lebendig überzeugt, daß das, was ich auf solche Weise darüber herausgebracht habe, jedem vernünftigen Atheisten von grössester Wichtigkeit sein müsse, und daß man es zur Bekehrung solcher Atheisten, die zugleich keine Fortdauer für sich glauben, gar wohl gebrauchen könne. Da ich aber ein aufrichtiger Gottesverehrer bin, so trieb mich mein eigenes Herz an, an der Hand Gottes den Weg meiner Untersuchungen noch einmal zu machen, und nun werde ich mir, so lange ich lebe, darüber nie genug Glück wünschen zu können glauben, daß ich es gethan. Kein Wunder, daß ich sonst der Meinung war, die Beweise aus dem Gottesglauben für meine Fortdauer im Tode wären von der Art, daß man bei ihnen noch immer weiterer Nachfrage darüber bedürfe; wer hatte mir denn überhaupt Beweise für meine Fortdauer gegeben und aus einander gesetzt? war ich nicht blos zum Glauben an sie auf Lehrerwort gewöhnt worden? Jetzt aber, nachdem ich die Beweise aus der Gottesidee für sie gesamlet und mir deutlich ge=

macht habe, muste ich freilich auch ganz anderer Meinung werden. Ich glaube nun, daß das, was ich auf diesem Wege für meine Fortdauer herausgebracht habe, Zwingkraft zum Glauben an sie habe, und rathe daher, vor allen Dingen den Gottesglauben in Menschen aufzurichten, und dann zwar erst zu zeigen, was auch ohne ihn für Fortexistenz zu sagen sei, aber auch sogleich nachfolgen zu lassen, was mit ihm dafür zu sagen ist. O daß doch dis geschehen möchte! So würde der heillose Glaube an völliges Aufhören im Tode, und an den Tod als gänzliches Menschenfinal, der so viel Zerstörung in der moralischen Erdenwelt anrichtet, und das blos thierische Leben im allgemeinen Schwange und Schwunge in ihr erhält, immer mehr und mehr abnehmen, und dem veredelnden und beseligenden Glauben an Unsterblichkeit das Vernunftwesenfeld räumen.

Ich bin nun zur Ruhe, und danke ienen Philosophen, die mir meinen Jugendglauben an höhere Offenbarung benahmen, dafür, daß sie mich dadurch nöthigten, mein eigener Offenbarer zu werden. Nun glaube ich wirklich an meine Fortdauer im Tode; vorher bildete ich mir nur ein, daß ich an sie glaubte, und hatte nicht einmal deut-

liche Begriffe von ihr. Jetzt habe ich auch diese, und bin überhaupt über viel, sehr viel Gegenstände, auf die mich meine Untersuchungen bald geradezu, bald nebenzu, führten, durch Nachdenken darüber zu helleren, richtigeren und vollständigeren Vorstellungen gekommen. Ich erkläre die Zeit, welche ich auf beide Reihen meiner Betrachtungen verwendet habe, für die wohlangewendeteste Zeit meines Lebens. War ich während selbiger auch ganz unthätig, oft sogar unmuthig, besonders anfangs, so habe ich doch in ihr den Grund zu einer nun immerwährenden Heiterkeit und Wirkenslust gelegt, und sie wird die segensreichsten Einflüsse auf mein ganzes noch übriges Leben haben. Ich habe mir sorgfältig den Tag angemerkt, an welchem ich die grosse Untersuchung anfing; ihn und den heutigen, an welchem ich sie beschliesse, will ich jährlich feiern, auf das heiligste feiern am Grabe meines Vaters. Nun aber auch nie wieder eigentliche Untersuchungen über mein Schicksal im Tode; meine Vernunft hat ein- für allemal darüber entschieden — entschieden ihrem Karakter gemäs — entschieden durch Anwendung ihrer Denk- Urtheils- und Schlusgesetze auf die Betrachtungen

der Natur um mich her und meiner eigenen Natur — entschieden auf diese Weise erst **ohne** Gott, und dann **mit** Gott — — entschieden **zu meiner vollkommensten Beruhigung.** Mag über die Sache nun weiter geschrieben werden, was da will — von mir bleibts ungelesen; auch Andere sollen mich nicht wieder ins Spekulationsleben zurückbringen — wer war ich in selbigem? und so ein unstäter, thatenleerer Zustand sollte fortdauern, oder nach kurzen Zwischenräumen immer wieder eintreten? Nein, man mus endlich aufhören, zu spekuliren, und — im Glauben thun. Dis ist meine wahre Erdenbestimmung, und sie will ich nun aus allen Kräften betreiben. Zurück nun mit mir zur menschlichen Geselschaft, heiter und rüstig zu ihr zurück, aber — vorher erst noch einmal ans Vatergrab!

* * *

Nun, Heiliger — in Licht und Recht schon Wandelnder — unter allen Wesen nach dem grossen Urwesen mir theuerstes, ehrwürdigstes Wesen — Vater — nun hat dein Sohn vollbracht,

vollbracht sein grösseſtes Erkennen hierniden. Las mich Dir etwas sagen, wenn Du's auch nicht vernimmſt — es thut meinem Herzen so wohl, daß ich's Dir sagen kann; las michs Dir sagen mit kindlicher Freimüthigkeit — hier, wo deine gröbere Organisation sich immer mehr und mehr zum Staube auflöset! Den Vorzug mus ich Dir lassen, daß Du schon wisseſt, was ich blos noch glaube; aber — Väter, Vater, als Du auch noch im Lande des Glaubens wohnteſt, wie ich noch darin wohne, da, da haſt Du gewis nicht herzlicher an das Land des Wissens geglaubt, als ich. Ich darf mich Dir als ehemaligem Gläubigen mit hohem Muth zur Seite stellen; dein Glaube war blosser Glaube, so weit sich aber das Glauben dem Wissen nähern kann, so weit nähert sich diesem mein Glaube. Im Geiste bin ich schon bei Dir; komme ich aber einſt wirklich zu Dir, wie wirſt Du es billigen, daß ich deinen Weg zum Glauben verlies, und meinen eigenen Weg einschlug! Darauf, darauf freue ich mich schon mit kindlicher Ehrfurcht. Du sollſt aber deinen Sohn nicht blos als einen gewesenen Gläubigen empfangen, der es durch Nachdenken ward, sondern auch als einen Mann, der, sobald er wahr=

haftig glaubte, im Glauben auch so edelthätig war, wie Du. Ich will gewis im Wirken so wenig hinter Dir zurückbleiben, als im Glauben — dis schwöre ich Dir heute nun an deiner stillen Gruft, um die her die Sommerbluhmen schon dahin sind, wie Du. Kannst Du mich als erscheinender Schatten nicht im Guten stärken, so soll doch mein Gedanke an Dich mich immer darin stärken. Vollbracht habe ich mein Erkennen, nun will ich noch eifrig betreiben mein Thun. Ja, das will ich bis zum letzten Krafttage, und, habe ich dann noch still gedacht — nun vollbracht auch mein Thun! — dann, Vater, dann zu Dir auf den immer lichten und überall frommen Stern, und dann, dann, dann Sonnenheil, Gottesheil mir, wie Dir!

Elpizons Leben

von dem Tage an,

an welchem er sich am Vatergrabe

als Gläubiger

die Weihe zum Thun gab.

Blos durch sittiges Erbfolgerecht besas Elpizon ein schönes Rittergut, das seine Vorfaren mehrere Jahrhunderte hindurch besessen hatten. Als ein iunger Mann von Kopf und Herz, verstand er sich darauf, über einen so sonderbaren Schicksalsvorzug, den er vor Tausenden hatte, richtig zu urtheilen. Es fiel ihm nicht ein, zu glauben, daß er Heiligenhain in einem vergangenen Leben schon vorverdient habe, noch fiel ihm ein, solches in einem künftigen Leben erst nachverdienen zu wollen; sondern er bestand von ieher bei sich selbst

darauf, daß er es erst noch zu verdienen, und schon auf der Erde, weil's ein Erdengut wäre, zu verdienen suchen müsse. Für die nichtswürdigsten Menschen erklärte er alle Adeliche und Nichtadeliche, die auf einem Erbgute säßen, um nur zu iagen, zu spielen und zu schwelgen. Dazu hatte ihn sein braver Vater verleitet, der von allen angebornen Gesellschaftsvorrechten mit einer sehr gleichgültigen Mine gegen ihn zu sprechen pflegte, und, ob er gleich einen gestickten Stern trug, sich einst in vollem Eifer Rock und Weste aufris, und zu ihm sprach — hier linker Hand unterm Latz schlägt und prangt mein wahrer Stern; Elpizon aber würde bei der übrigen vernünftigen Bildung, welche er erhielt, auch aus sich selbst darauf gekommen sein.

Jetzt nun, da er seinen Glauben an seine Fortdauer im Tode, wo es um alle Rittergüter auf Erden geschehen ist, vollendet hatte — iezt, da er in diesem Glauben zu thun sich so feierlich entschlossen hatte, war sein ganzes Sorgen noch dreimal mehr darauf gerichtet, sein zufälligerweise ererbtes Rittergut erst noch zu verdienen. Dazu muste er nun einen Plan machen; der Plan dazu war aber eben so schnell gemacht, als das Gefühl

seiner Verbindlichkeit dazu stark und lebhaft war. Noch am Abend desselben Tags, an welchem er am Vatergrabe sich nun zum Thun geweihet hatte, stand selbiger vor ihm, und blieb vor ihm stehen — aller Einreden seiner Verwandten und Freunde ungeachtet.

Der iunge Weise war von einer der ältesten und angesehensten Ritterfamilien im Vaterlande, und die Ersten des vaterländischen Hofes waren seine fernen und nahen Vettern. Er hatte dabei einen Reichthum von den nützlichsten Kentnissen aller Art, und war von dieser Seite so bekannt, wie von Seiten seines Stammbaums. Nur ein Wort durfte er sprechen, nur ein begehrendes Zeichen durfte er geben, so war für die glänzendste Karriere gesorgt, die er nur machen konnte.

Ob ich sie mache? fragte er sich in aller Stille, als er vom väterlichen Grabe zurückkam.

Nein, antwortete er entschlossen, ich mache sie nicht. Mein Rittergut will ich verdienen, setzte er hinzu, sonst wäre ich nicht werth, daß ichs hätte; aber — ich will das Rittergut verdienen auf dem Rittergute selbst.

Dabei blieb er. Kaum hatte er sich's gegen seine Kousins und Kousinen, Onkels und Tanten

merken lassen, so ward erst darüber ihm freundvetterliche Vorstellung, und, als diese nicht fruchten wollte, unfreundlichvetterlicher Sturm auf ihn gethan; er beharrte aber dabei, daß er, da er sein Rittergut schlechterdings erst verdienen müsse, das Rittergut auf dem Rittergute selbst verdienen wolle.

Unter Allen, die ihn über sein Projekt zur Rede zu stellen sich verpflichtet glaubten, hatte ein Grosonkel, der das Orakel seiner Familie und ein iubilirter Minister war, die Ehre allein, ausfürlicher von ihm widerlegt zu werden. Dieser schilderte ihm den Glanz des Hoflebens, erhub den besseren Menschenzirkel in grossen Residenzen, und neckte ihn nebenbei auch mit einigen Rittern im Lande, die auf ihren Gütern wie wahre Dorfiunker lebten. Besonders aber ergrif er ihn bei seiner so soliden und männlichen Seelenstimmung zum Thun, und zeigte ihm, daß ein iunger Mann von seinen Kräften und von seinem Willen in einen grösseren Wirkungskreis gehöre, und nach einer höheren Gemeinnützigkeit lüstern sein müsse. Dis gibt dann, setzte er hinzu, auch mehr Ehre beim Leben, und mehr Nachruhm in der vaterländischen Chronick, und — dabei legte er die Hand sanft auf seine

Brust — vorher noch einen so selbstzufridenen Abend, wie der meinige ist.

„Man vermische mich nicht, erwiederte der iunge Unbewegliche, mit ienen Junkern, die, stumpf an Kopf und Herz, die Schande der Ritterschaft sind, und die auf ihren Gütern völlig verbauern; diese sind das eine Extrem. Das andere Extrem sind solche Ritter, die, entfernt von ihren Gütern, sich weiter nicht um sie bekümmern, als daß sie sich die Einkünfte derselben auf den Tag, oder, wenn's sein kann, noch vorher, nachschicken lassen, um sie im Geräusch der grossen Welt zu verzehren, und daß sie wohl gar auf allen möglichen Bauerndruck raffiniren, um den Pachtern noch immer höhere Anschläge machen zu können. Wie ich zu ienen nicht gehören mag, so auch nicht zu diesen. Ich bleibe auf meinem Gute, und will da leben als ein ächter Rittersmann. Welch ein goldener Vorzug, ein eigenes grosses schuldenfreies Gut zu haben! wie wäre es möglich, daß ich von Allem, was es mir anbietet, nichts schätzbar finden, nichts wirklich ziehen und schöpfen wollte, als — das blosse Geld? Die Unabhängigkeit, in der ich da mich befinde — wiegt sie nicht alle Renten auf? Ein freier Ritter kann ich sein, und wollt's nicht

sein? Von den Launen Höherer wollte ich abhangen — der Kabale an den Höfen wollte ich mich aussetzen — auf mein Selbsthandeln, auf Thun und Lassen nach meinem eigenen Geschmack, nach meinen eigenen Grundsätzen und Ueberzeugungen, wollte ich Verzicht thun — — und dis Alles ohne Noth? Nein, an iedem Morgen will ich mich lieber von neuem immer wieder auf meinem Gute selig dafür preisen, daß ich so zu thun nicht nöthig habe. Den Glanz des Hoflebens könnte ich ia doch dabei zuweilen geniessen, wenn ich wollte, und es bleibt mir unverwehrt, dann und wann auf einige Tage zur Residenz zu kommen. Den besseren Zirkel von Menschen aber, den ich in dieser finde, kann ich ebenfals im Kleinen — die Menge machts ia nicht aus, sondern die engere Wahl — auf mein Gut verpflanzen, so oft ich will. Die Weisen und Edlen reisen gern aufs Land, und sind, wenn sie freudige Aufnahme da finden, noch holdere Unterhalter, als in ihren städtischen Klubs. Was aber den grössern Wirkungskreis betrift, in den ich, wie es heisst, gehören soll, so will mir auch dis aus mehrern Gründen nicht in den Kopf. Man kann in einem kleineren Wirkungskreise oft Mehr in der

That bewirken, als in einem noch so grossen. Die angebliche Gemeinnützigkeit aufs Allgemeine hin ist häufig eine blos eingebildete und gewollte; aufs Besondere hin richtet sie sich gewisser und mit zuverlässigerem Erfolg. Mit dem kleinern Wirkungskreise auf meinem Rittergute ist dis glücklicherweise ganz der Fall. Was da zu bewirken ist, das kann ich bewirken, ohne daß mir Andere dabei in den Weg treten; es werde — darf ich nur wirksam sprechen, so wirds gewis, und wird völlig so, wie ich will. Ist denn auch mein Wirkungskreis da in der That so klein, wie man ihn angibt? O wie viel Verbesserungen, neue Anlagen und vernünftige Versuche kann ich da noch machen, indem meine Vorfaren mir noch genug zu thun übrig gelassen haben! Und — wenn ich für das Beste meines ganzen Dorfs wirksam bin, so wirke ich ia auch doch aufs Allgemeine hin. Machen denn nicht funfzig Familien — mehr, als vier hundert Menschen — schon ein ganz artiges Ganzes aus? Meinen Vorfaren hats leider an Sinn für ihre Dorfeinsassen ganz und gar gefehlt, die sie gleichsam zu ihrem Gute mitrechneten, und wie Leibeigene behandelten; und, wenn auch mein Vater endlich einmal als der Ritter mit Rittersinn für

sie erschien, so kann ich doch auf dem blossen Grunde, den er erst zu ihrer Beglückung legen konnte, noch lange, lange, noch hoch, hoch fortbauen. Dis will ich eben; dazu bin ich verpflichtet. Ehe ich daran denken darf, Glückseligkeit über das Ganze des Vaterlandes verbreiten helfen zu wollen, mag ich nur erst einen Theil desselben, den mir Gott ausdrücklich dazu angewiesen hat, meine Dorfgemeinheit, meine vierhundert mir anvertrauten und anbefohlnen Menschen, glücklich machen. Diese sind mir die Nächsten; mit ihnen stehe ich im engsten Verhältnis. Es wäre ia sonderbar, wenn ich sie verlassen, und in ein weiteres Verhältnis eingehen wollte; nicht sonderbar blos wär's, sondern auch undankbar gegen die Providenz. Gefällt mir's, daß ich so ein schönes Rittergut bekam, so mus ich auch einsehen, daß ichs nicht blos bekam, um davon starke Revenüen zu ziehen, sondern auch, um die daselbst von mir abhangende Menschenmenge in einen so zufridenen Zustand, als möglich, zu versetzen. Noch schwebt allen meinen Bauern mein Grosvater in schaudervollem Angedenken, der gar ein General war, hundert Meilen von ihnen sein Standquartier hatte, und nur iährlich einmal aufs Gut kam, um die schön-

sten Jünglinge halb mit List, halb mit Gewalt, unter sein Regiment zu stecken. Soll ich nicht etwa auch militärische Staatsdienste gar suchen? Nein, sowohl diese, als alle andere, mögen solche Ritter suchen, die aus zahlreichen Familien stammen, und daher auch kein eigenes Rittergut haben, sondern nur Lehensstamm ziehen. Ihrer gibts die Menge und die Fülle, folglich wirds nie an Männern fehlen, die für den angeblichen grössern Wirkungskreis eigentlich gehören; und, wenn dann solche Rittersmänner auf ihren hohen Staatsposten ihre Schuldigkeit gehörig thun, und die Güter besitzenden Ritter auf ihren Gütern gleichfals ihre Schuldigkeit thun — dann, dann, lieber Grosonkel, ist der Staat ganz besorgt. Ich will die meinige auf meinem Gute thun, und mich dabei glücklicher, als unser Herzog, fühlen; ich kann in meinem Dorfe Mehr leisten und zu Stande bringen, als er in seinem grossen Herzogthum. Ob ich dann dafür einmal in der vaterländischen Chronik mit hohem Nachruhm prange, oder nicht; in meiner ungeschriebenen Dorfchronik werde ichs desto gewisser, und die mündliche Ueberlieferung davon, daß ich ein menschlicher Ritter war, wird sich von Kindeskindern zu Kindeskin-

dern in ganz Heiligenhain fortpflanzen. Auch wird dann ebenfals vorher noch ein eben so selbst zufridener Lebensabend mir zu Theile werden, wie der meines gnädigen Grosonkels sein soll — zu dem ich übrigens von Herzen Glück wünsche."

Als Elpizons Verwandten insgesamt sahen, daß er von seinem entworfenen Lebensplane nicht abzubringen sei, wurden sie kalt gegen ihn; Viele von ihnen zogen sich ganz von ihm, als von einem iungen Manne, zurück, der kein ritterliches Ehrgefühl habe, und zwischen seinen Zäunen versauern wolle. Es war schon empörend für sie, daß er auf die Grille gerathen wäre, als ein geborner Ritter und als ein Ritter von sechzehen Ahnen sich noch verbunden zu fühlen, sein rechtmässig ererbtes Rittergut erst noch verdienen zu wollen; ganz unerträglich aber war ihnen vollends die Fratze, daß er es auf dem Rittergute selbst durch Beglükkung seiner Bauern verdienen wollte. Sein alter Grosonkel glaubte den rechten Punkt zu treffen, und schob die Schuld von seinen empfindsamen und humanen Grillen und Fratzen auf die Art von Lektüre, welche er getrieben, da es dann leider bekannt genug sei, daß die Impertinenz und der Frevel gegen den Adel und überhaupt gegen Geburtsbe-

vorzugte seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften aufs Höchste stiege.

Elpizon glaubte seinen Grundsätzen gemäs an solchen Verwandten wenig zu verliehren, und tröstete sich damit, daß er ihre Stellen mit der Zeit durch ihm nicht zugeborne, mit ihm aber simpathisirende Freunde wohl besetzen wolle. Das Erste, was er ietzt that, war, daß er nicht nur seinem Pachter, der noch ein Jahr zu sitzen hatte, den Kontrakt nicht erneuerte, sondern selbigen auch für das letzte Jahr reichlich entschädigte, damit er auf der Stelle freie Hand bekäme. Er hatte überhaupt eine unüberwindliche Abneigung gegen die ganze Pachterzunft, weil er unter ihr nur selten humandenkende Männer gefunden, und sie deshalb für die wahre Bauerngeissel hielt. Lebte er ietzt, und sähe den Wucher mit an, welchen sie durch Aufschütten und Fortschleppen des Getraides treiben, so würde er sie für die wahre Bauern- und Bürgergeissel zugleich halten. Er sah aber auch ein, daß ein Dorfbesitzer unmöglich gemeinnützige Abänderungen und Einrichtungen machen könne, so bald sein Pachter ihm immer gegenüber stände, und die Hand mit dem geschlossenen Kontrakt hoch in die Höhe hielte. Zu gutem Glück konnte der Pachter

von Heiligenhain gleich wieder in eine andere Pacht eintreten, und so zog er mit dem erhaltenen Entschädigungsquantum um so zufridener ab. An seinem Abzugstage brachten die Bauern ihrem Ritter dafür ein Vivat, daß er ihnen den Blutigel abgenommen, der, so dick er sich auch an ihnen gesogen, doch nicht von selbst hätte abfallen wollen. Er beschied die sämtlichen Familienväter auf einen Sonntagsnachmittag zu sich, und machte ihnen da seinen Vortrag.

„Viele von euch könnten freilich meine Väter sein — das thut aber nichts zur Sache; so iung ich noch bin, so will ich doch als Vater an euch handeln. Heiligenhain ist zwar mein, weil es meinem seligen Vater gehörte; doch will ich es erst noch unter euch und an euch zu verdienen suchen. Noch kenne ich es nur oberflächlich; so viel weis ich iedoch schon davon, daß es nicht nur mir, sondern auch euch insgesamt, daselbst wohlgehen könne, sobald wir zusammen wollen. Ich mus freilich zuerst wollen. Meine Vorfaren bis auf meinen Vater wollten blos, daß es ihnen hier wohl ginge; für sie muste der Einsassen und ihrer Thiere Schweis fliessen, für sie musten ihre Kinder schon Botschaft laufen, und, wenn sie ih-

nen dann jährlich bei Ueberbringung des Erndte-kranzes einen hungrigen Schmaus gaben, dachten die gnädigen Herren wunder, was sie thäten. Ihrer Meinung nach wär's dem lieben Gott gar nicht eingefallen, Kothsassen zu schaffen, wenns keine Ritter gäbe, und das ganze Revier von Heiligenhain, glaubten sie, würde von der Natur nicht zu trockenem und bewohnbarem Lande, sondern zu einem stinkenden See, bestimmt worden sein, wenn die Familie von E. nicht da hätte nisten sollen. Mein Vater dachte zuerst vernünftiger über die Sache, und menschlicher gegen euch; sein Geist beseelt auch mich. Lasst sein Grab euch so heilig sein, wie es mir ist; ihr habt ihm auch Viel zu danken. Da er aber in Verbindungen stand, die ihn oft auf lange Zeit von hier entfernt hielten, so konnte er euch auch bei weitem nicht wohlthätig genug werden, und schon der einzige Umstand, daß er deshalb sein Gut an einen Pachter überlassen muste, machte ihm sehr wesentliche Verbesserungen eurer Lage unmöglich. Daß ich meinen festen Entschlus, unter euch ganz zu leben, zur Ausführung bringe, muste euch schon eine gute Vorbedeutung sein; den seitherigen Pachter habt ihr abziehen gesehen, und nie sollt ihr einen andern wieder

anziehen sehen — dis Wort, das ich halte, mus euch noch mehr mit Hofnung und Freude auf eure Zukunft erfüllen. Solls aber wirklich nicht nur mir, sondern auch euch, hier wohlgehen, so ists nicht genug, daß ich es will, sondern ihr müsset auch wollen. Ich werde mir unter euch drei erfarne noch einmal so Alte, als ich bin, die aber noch bei guten Kräften sind, aussuchen, um mit ihnen Alles nach und nach zu besprechen. Wodurch euch in der Hauptsache zu helfen sei, weis ich zwar, ohne daß man mir es erst sage; ich könnte aber doch manchen Vortheil von Belang, der euch zu stiften wäre, übersehen, und so sollen diese mir auch Vorschläge thun dürfen, und mögen allenfalls auch die Abgeordneten sein, durch welche die Gemeine ihre Wünsche an mich bringt. Von ihnen verspreche ich mir dann aber auch Treue und Redlichkeit, so, wie ich von euch Allen Billigkeit in Forderungen und Genügsamkeit erwarte. Ihr kennet meinen alten Förster; er weis alle meine Gerechtsame aufs Haar, und es würde euch also nichts helfen, wenn ihr in eurem Begehren zu weit ginget, und euch Freiheiten und Besitzstände zueignetet, die ihr nicht hättet. Ihr brauchet euch aber deshalb vor ihm auch nicht zu fürchten, als

wenn er der Mann sein würde, der alles Gute, das ich vorhätte, durch Eifer für das sogenannte herrschaftliche Interesse oder Beste wieder rückgängig machte; noch kennt ihr mich nicht genug, sonst würde ich euch dergleichen Furcht kaum verzeihen. Ich werde ihn gegen euch, und euch gegen ihn, hören, und mir auch von einem noch so treuen Diener keine Vorschriften machen lassen; verlasset euch auf mein Herz, bei welchem das allgemeine Beste eigenes besonderes Bestes überwiegt. Leider aber sagt man es noch vielen Landgemeinen in unserem Herzogthume nach, daß sie sich zu neuen Einrichtungen, wenn sie ihnen auch noch so heilsam wären, gar nicht, oder doch nur schwer, bewegen und bereden liessen, und zwar blos aus Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten und Gebräuche, die im Grunde doch nur aus Vorurtheilen entstanden sind; ia, wenn ich nicht irre, so hat mein Vater selbst bei mehr, als einer Gelegenheit, deshalb auch über euch geklagt. Ich sag's euch als ein ehrlicher Rittersmann vorher, wie Alles kommen würde, wenn ihr's mit mir so machtet. Wie ich ohne euch nichts für euch unternehmen werde — wie ich auf eure Einwendungen gegen meine Vorschläge so ernsthaft und freundlich hören werde,

als auf eure eigenen Vorschläge: so würde ich auch, wenn der Fall einträte, daß ihr euch zur Annahme einer neuen Einrichtung, welche offenbar zu meinem Schaden und zu eurem Nutzen wäre, nicht bequemen wolltet, fest auf meinen Kopf bestehen, und doch nicht eher nachlassen, bis ihr euch dazu bequemt hättet. Warum wolltet ihr mir also das Gute für euch blos schwerer, und das Leben dadurch sauer machen, das ich mir als euer entschlossener Beglücker unter euch so süs denke? Ginget ihr aber bis zur Halsstarrigkeit, und verfolgtet den Gedanken — „unser Herzog ist doch Mehr, wie unser Edelmann" — mit Beharrlichkeit bis zur Ausführung: so trennt mich der erste Proces, den ihr gegen mich, als euren seinwollenden Wohlthäter, anhebet, von euch, und ich setze euch wieder einen Pachter auf den Nacken ganz nach dem Kontrakte und auf dem Fusse, auf welchem der eben abgezogene stand. Dann würdet ihr an das Vivat mit Thränen zurückdenken, das ihr mir am Tage seines Abzugs brachtet, und eure spätesten Nachkommen würden euch noch vor Gott deshalb anklagen, daß ihr die Gelegenheit undankbar mit Füssen von euch gestossen hättet,

welche euch seine Vorsehung darbot, ihre ganze Lage zu verbessern."

Hierauf blickte Elpizon gen Himmel, und hub dazu die gewöhnlichen drei Finger auf, als wenn er schwüre, reichte nach einer Weile seine rechte Hand hin, rief die drei Auserwählten hervor, daß sie sie im Nahmen Aller von ihm annähmen, und setzte hinzu — dis sei euch die Bürgschaft dafür, daß ich gewis so thäte, wenn ihr mich mit Undank belohnen könntet. Unstreitig machte er hierdurch den erschütterndsten Eindruck auf die ganze Gemeine, so, wie die Bedrohung mit einem neuen Pachter überhaupt schon heftig auf sie gewirkt hatte. Freudig eilten die drei Auserwählten, als er sie bei Nahmen rief, auf ihn zu, nahmen, sich hochgeehrt fühlend, seine drohende Hand an, und drückten sie herzlich; sie wünschten ihm langes Leben, und versprachen, ihm dasselbe durch Folgsamkeit und Dankbarkeit aller Art zu versüssen. Die ganze Gemeine stimmte ein.

Dem Pachter zu Heiligenhain waren seither, wie in dasiger Gegend Sitte, die Dorfsassen mit Leib und Seele mitverpachtet gewesen. Ihre Frohn= Hand= und Fusdienste durften sie ihm nun wohl nicht schuldig bleiben, und blieben sie ihm

auch in der That aus Knechtschaftssinn, der ihnen, wenn auch nicht schon mit der Muttermilch eingeflößt, doch hernach mit der Verwalterkarbatsche und mit dem Vogtknotenstocke eingepeitscht und eingebläuet ward, nicht leicht schuldig; mit den baaren Gefällen aber waren sie aus Armut, die eben iene Knechtsdienste verursachten, meistentheils in Rest, und der Pachter sah dann das Lauer ab, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen er am besten durch Exekution, die ihm auch mitverpachtet war, zu dem Seinigen käme. Als nun ietzt der Pachter ausser der Zeit abgezogen war, hatte er dem Gutsherrn, der die letztmögliche Exekution nicht verstatten wollen, die Erbzins- und andere Gefällreste statt baaren Geldes angerechnet, und Elpizon hatte sich die exekutife Beitreibung derselben vorbehalten. Das Erste also, was mit den drei Auserwählten abgeredet ward, war, daß diese Reste unverzüglich und bei Vermeidung stracklicher Exekution an den Ritter zu Heiligenhain, der sie nun zu fordern habe, abgeliefert würden. Die sämtlichen Schuldner verstanden sich dazu, und baten blos um vierzehen Tage Zahlungsfrist. So war's recht für den Ritter. Er gab sogleich eine Quitung darüber, daß Alles bezahlt wäre. So

war's recht für die Gemeine. Sie war nun völlig gewonnen, und der Ritter mochte Plane machen, welche er wollte, sie waren alle schon männiglich eingeleitet. Einstweilig ward durch die drei Auserwählten der Gemeine bekannt gemacht, daß sie unter Aufsicht derselben nach, wie vor, alles seither Schuldige zu thun habe, was zur Aufrechterhaltung der ganzen Oekonomie des Ritterguts nöthig sei, bis der Ritter von einer unumgänglichnothwendigen Reise, die aber seine erste und letzte Reise von Belang sein sollte, zurückkäme. Diese Reise ging zur Braut, die ihm in einem Traume erschienen war.

Elpizon hatte die Wahl unter allen Rittersköchtern im Herzogthum, wie er mit der Zeit die Wahl unter allen Staatsstellen daselbst gehabt haben würde, wenn er gewollt hätte. Mehrere derselben waren ihm von seinen Verwandten, während daß sie ihm seinen auf ländliche Obskurität abzweckenden Plan auszureden suchten, in Vorschlag gebracht worden; da es dabei aber immer auf erhabenere Hofchargen, wozu er sich durch mächtige Verbindungen den Weg bequemer machen sollte, angesehen war, so hatte er alle dergleichen Anträge von der Hand gewiesen. Spöttisch hat-

ten sie ihm dann wohl bald dieses, bald jenes Dorffräulein empfohlen, deren Väter ihren Kindern landkundig eine halbbäuerische Erziehung gaben; worauf er blos erwiedert, daß er sich seine Gattin wohl selbst aussuchen wolle. Sein Grosonkel hatte ihm sogar seine Furcht zu erkennen gegeben, daß er, da er einmal auf die glänzenderen Vorzüge seines Standes nicht halte, auch noch dazu unter seinem Stande sich vermählen, und das altadeliche Familienblut mit bürgerlichem Geblüt verunreinigen könnte. Gerade, als dis geschah, befand er sich bei demselben auf seinem Gartenhause, und war schon in Begrif, ihm die verdiente Antwort darauf zu geben, als er ein weibliches Gemählde erblickte, das seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er fragte, wer dieses Frauenzimmer sei, und sein Grosonkel benutzte die Gelegenheit, ihm manche Sottise zu sagen. „Sie könnte, sprach er unter andern, auch jetzt eine glänzende Rolle in der Welt spielen, wenn sie nicht eine empfindsame Närrin wäre; Alles war schon richtig, aber sie bestand darauf, daß mein Vetter, der Präsident, resigniren, und mit ihr auf sein Gut ziehen sollte, und, als er vollends einmal seinen Unglauben an die Unsterblichkeit der Seele äu-

ferte, da gab die alberne Luise ihm auf der Stelle den Mahlschatz zurück."

Mehr brauchte es nicht, um den Funken, welcher bei Erblickung des Gemähldes in Elpizons Herz gefallen war, zur Flamme anzufachen, als dis; er sah das reitzende Gemählde nochmals an, und fand es nun himlisch reitzend. Dis waren zwei Eigenschaften, die seine künftige Gattin schlechterdings haben muste — daß sie das Landleben enthusiastisch liebe, um sein Bauernbeglückungssistem gros und edel zu finden, und daß sie, wenn sie sich mit ihm verbände, sich auf ewig mit ihm zu verbinden glaube. Tief hatte sich ihm nun Luisens Bild eingedrückt; er trug es überall mit sich umher, und es war ihm von der Zeit an, als wäre sein ganzes Wesen erweitert worden. Bald darauf, nachdem er eines Tags von seiner Lieblingsanhöhe lange nach der Himmelsgegend hin gesehen, wo sie iezt lebte, erschien sie ihm im seligsten seiner Morgenträume, und lud ihn zu sich ein; er nahm die Einladung an, und machte davon, so bald er konnte, Gebrauch.

„Der Maler hatte ihr nicht geschmeichelt" — war sein erster Gedanke, als er die Abgebildete in Person erblickte. Luise gehörte in der That unter

die weiblichen Schönheiten; aber über Alles ging der Ausdruck von sittlicher Bildung, der sanft aus ihren blauen Augen strahlte, und jene höhere Grazie über ihr ganzes Wesen gos. Sie hatte eben unlängst ihre Mutter verlohren, und der melancholische Zug, welcher davon in ihren Minen noch zurückgeblieben war, machte den anziehendsten Effekt auf den so leicht simpathisirenden jungen Ritter. Ein Gespräch über die verklärte Mutter machte den Anfang, und kettete Beide gleich so an einander, daß sie in der ersten Stunde noch sich Brautleuten gleich umarmten. Beide geriethen in Enthusiasmus über die Freuden des Wiedersehens in einer besseren Welt, und da wurden sie ein Herz und eine Seele. „Auch ists nun traurig für mich, sprach Luise, auf den grossen Verlust, den sie erlitten, zurückkommend, daß ich mich gezwungen sehe, das Landleben gegen das Hofleben zu vertauschen, weil“ — — Das sollen Sie nicht, wenn Sie nicht wollen, fiel Elpizon hastig ein, und — nun trug er sich ihr herzhaft an. Er schilderte ihr seine glückliche Lage, in der ihm nichts zum Seligen in der Unterwelt fehle, als sie, erzählte ihr, wie es ihm mit seinen Verwandten gegangen, und wie er ihre Bekantschaft bei seinem Grosonkel auf

das zufälligste gemacht, und reichte ihr unverzüglich die Hand mit den Worten — nicht wahr, wie am Altare? Ja, versetzte sie, wie am Altare! da nimm die meinige auf ewig! Schuldlosfeurige Umschlingungen unter Thränen der Liebe machten den vorläufigen Trauungsakt. Und nun noch eine Bitte — rief der selige Ritter wonnetrunken aus — morgen gleich, heute noch reisen wir nach Heilgenhain. „Auch dis, erwiederte die sich für iene aus Glaubenstreue ausgeschlagene Präsidentenhand so hoch entschädigt fühlende Luise, aber — erst komm mit zum Grabe meiner Mutter!“

Arm in Arm machten sie die fromme Wallfart; wenig Worte fielen dabei. Als sie nahe ans Grab kamen, wand sich Luise von ihrem Bräutigam los, neigte sich erst traurig darüber hin, und erhub dann ihr Haupt mit gefalteten Händen gen Himmel. Elpizon glaubte zu Heiligenhain am Vatergrabe zu sein, und stand lange in sich selbst verlohren. Endlich schaute er wieder an die ebenso wundergute, als wunderschöne Luise; Silberthränen, Thränen, wie sie die Sehnsucht, die ihrer einstigen Erhörung gewis ist, weint, zitterten in ihren Augen, deren Aepfel hochauf geschoben standen. Er sank über sie her, und küsste ihr die Thränen

aus. „Heiliges Sein hier, seufzte sie, allerheiligstes Letztsein hier — doch, wir sehen uns wieder . . . Ich hab's ihr gesagt, fuhr sie, schnell in Enthusiasmus übergegangen, fort — ich hab's ihr gesagt, mein E., daß ich die Deinige werde, und habe mir ihren Segen für uns erfleht." Jetzt trat Elpizon einen halben Schritt zurück, hielt Luisen fest vor sich hin, staunte sie mit Andacht an, und sprach leise — den gibt sie uns gewis, und mein Vater auch. Dann hub er die Stimme — ich habe zu Heiligenhain auch ein mir so theures Grab, ein Vatergrab — da wollen wir oft so sein, wie hier iezt, und uns in Glauben und Thun stärken . . . Sie ruheten drauf noch eine Zeitlang auf dem Grabhügel, sprachen von den Freuden des Herzens bei dem Gedanken — ewige Liebe — und eilten nun vom Muttergrabe in die Gegenden des Vatergrabs.

Von Heiligenhain aus liessen sie sich Pferde entgegenkommen, und so wards bald ruchbar daselbst, daß die neue Herrschaft anlange. Das ganze Dorf legte seine Sonntagskleidung an, und so, wie der Wagen beim Hecken einlenkte, traten die Einwohner auf dem ganzen Wege bis zum Schlosse vor ihre Thüren, und grüssten sie freund-

sich. Alle Uebrigen, welche ienseits des Schlosses wohnten, hatten sich vor demselben versammelt, um die Braut auch zu sehen, und, kaum war der Wagen im Schloshofe, so waren auch iene insgesamt da, um die schöne Braut wiederzusehen. Luise ward von der ganzen Gemeine biderbäurisch bewundert, und dankte Allen für die freudige Theilnahme. „Sie gefällt euch, rief ihnen der vergnügte Bräutigam zu, wie ich sehe, aber — habt Geduld, sie wird euch noch besser gefallen.“

Elpizon führte Luisen in ein Zimmer, aus welchem man die Aussicht über einen schönen Garten weg links nach dem Vatergrabe, und rechts nach der Lieblingshöhe, hin hatte, und lies sie gleich beide Gegenstände vorzüglich bemerken. Schön, schön ists doch zu Heiligenhain, rief sie aus und fiel ihm um den Hals; er drückte sie an sein Herz und erwiederte — es soll nun erst schön hier werden. „Liebe Luise, fuhr er dann, sie an beiden Händen traut haltend, fort, dein unüberwindlicher Hang zum ländlichen Leben und dein gleicher Glaube über menschliche Bestimmung vollendeten den Eindruck, welchen deine äuserliche Bildung auf mich gemacht hatte; wir können hier nun recht zufriden leben, und wollen's auch, so lange Gott

will. Mein Vater ward nicht alt — wie es mir gehen werde, weis ich nicht; das wissen wir aber Beide, daß wir für ewig verbunden sind, und daß wir uns nur durch gemeinschaftliches edles Wirken in der Anfangswelt unser Wiederbeisammensein in der Welt der Fortdauer himlisch machen mögen. Alles, was dein Herz wünscht und will, Alles, was ich dir an den Augen absehen kann, soll dir in meinen Armen werden; sei du auch recht meine treue Gehülfin bei Ausführung meines wackern Plans, der kein anderer ist, als — Heiligenhain, das blos als Erbe mir zufiel, erst noch zu Heiligenhain zu verdienen. Hilf mir besonders bei Ausführung des schönsten Theils dieses Plans, der darin besteht, daß ich Heiligenhain durch Beglückung aller seiner Bewohner vorzüglich zu verdienen suchen will. Ihre Anzahl ist beträchtlich; wir haben aber auch Kräfte und Mittel genug für sie. So weit ich sie bis iezt kenne, sind sie eine gutmüthige Menschenart; es ist zu bewundern, daß sie dis sind, denn sie haben, seitdem es Ritter von E. gab, unter hartem Ritterdruck geseufzt. Eben darum aber werden sie auch desto dankbarer sein, wenn wir ihnen iede mögliche Erleichterung schaffen, und dabei auch der Ausbil-

dung ihrer menschlichen Gefühle durch allerlei zweckmässige Anstalten zu Hülfe kommen. Sag, müssen wir dis nicht? Durch wessen Fügung blicken wir hier aus diesem Fenster in diese schönen und reichen Gefilde, und nennen sie die unsrigen? Du betest den, den ich meine, so innig an, wie ich — o las uns seiner Gnade würdig werden, und seinen Beifall dafür einerndten! Hilf, hilf mir recht beim Gutsthun, meine theure Luise, und fühle dich dann dafür bei der höheren Empfindungskraft deines weiblichen Herzens auch noch weit seliger, als ich mich."

Oft hatte Luise dem Edlen, als er so sprach, schon ins Wort fallen wollen, und sich blos durch seine Händedrücke noch zurückhalten lassen; ietzt aber, da er ihre Hände loslies, und durch stille Umarmung, bei der er sein Haupt auf ihre Schulter legte, ihr das Zeichen zu geben schien, daß sie reden möchte, hub sie aus vollem Herzen an — „Die Eindrücke, welche deine Luise auf dich, mein Alles, machte, sollen dich nicht getäuscht, und du sollst dich nicht in ihr geirrt haben. Ich bin gewis die, für die du mich hältst, und dein Lebensplan ist auch der meinige. Wir sollen uns keines Vorzugs, den wir dem Schicksale zu danken haben,

bewust sein, ohne das Bewustsein zugleich zu haben, daß wir seiner werth zu werden streben, und dis werden wir dadurch nur, daß wir mit den Kräften und Gelegenheiten, welche er uns zum gemeinnützigen Wirken gibt, unablässig wirken. Wenn du aber diese Grundsätze auf den Besitz deines Ritterguts schon anwenden must, wie vielmehr ich! Du bist doch der natürliche Erbe von Heiligenhain, mich aber führte deine Liebe hieher, und, wenn ich auch gleich dabei eine höhere Fügung ebenfals nicht verkenne, so warst du doch ihr Werkzeug, durch das ich Mitbesitzerin von Heiligenhain ward; wie undankbar wäre ich gegen Gott und gegen dich zugleich, wenn ich in deinen Beglückungsplan nicht schon darum einstimmte, weil er der deinige ist! Sei aber versichert, mein eigenes Herz ist selbst für ihn. Ich habe von ieher in meinem kleineren Kreise nichts lieber gethan, als Armen Gutes, und konnte mich auch deshalb nicht vom Landleben trennen, weil da nicht nur das Weltgeräusch mich nicht in stete Zerstreuungen setzte, über die man des Segenstiftens vergisst, sondern weil ich auch da durch unbemerkte Einschränkungen allerlei unnützen Aufwandes, besonders des Modeaufwandes, mehr Kraft zum Wohlthun be-

hielt; wie willkommen mus mir also in dieser Hinsicht der grössere Kreis sein, in dem ich mich nun an deiner Seite befinde! Gewis, gewis, Ritter von Heiligenhain, die Ritterin von Heiligenhain wird dir' nicht nachstehen; Luise wirds recht zu verdienen suchen, daß sie dis ward, und ganz auf deine Weise. Es wird dir auch lieb sein, wenn ich dir sage, daß ich Gelegenheit gehabt habe, mich darauf verstehen zu lernen; bei einer herrlichen Rittersfrau war ich oft, und sah, wie sie that, um den Ehrennahmen — Mutter des ganzen Dorfs — den sie weit und breit hatte, bis an ihren Tod zu behaupten. So darf ich weiter nichts, als ihr nur nachahmen in meiner Lage, und ich werde mir deine ganze Zufridenheit erwerben. Ja, ia, auf ewig mit mir Verbundener, wir wollen mit vereinigten Kräften und mit gemeinschaftlichem Eifer für das Beste unseres volkreichen Fleckens wirken, und uns dadurch erst ein frohes Beisammensein so lange, als der weise Weltregirer will, hier, und dann das seligste Wiederbeisammensein auf immer anderwärts, bereiten; ich umarme dich darauf wie in iener Welt schon."

Die Liebenden standen wie Verklärte neben einander. Ein Bedienter störte sie, der die bestellten

Erfrischungen brachte. Nach eigenommenem kleinem Mahle wollte Elpizon Luisen in ihrem Schlosse umherführen; führe mich erst, sprach sie aber, zum Grabe des Mannes, der dir's hinterlies. Dis war so etwas für den Ritter. Man konnte durch den Garten zum Grabe kommen; es gab aber auch einen besondern düstern Schattenweg dahin — auf diesem wandelte das zu heiligen Empfindungen sich immer mehr aufstimmende Paar. Je näher man dem Grabe kam, desto dunkler ward der Weg, der sich zuletzt in einen finstern Wald verlohr; unweit desselben aber trat man in einen Seitenweg ein, der mehrere Schlängelungen hatte, und mit ieder Schlängelung lichter ward. Die letzte führte ganz ins helle Freie, und da kündigte ein hoher Bluhmenhügel die väterliche Ruhestäte an. Heiliges Schweigen feirend standen die Kinder am iezt verblühten Hügel; Luise war im Geiste am Grabe ihrer Mutter. Sie unterbrach zuerst die lange Stille. „Lieber, ich habe mir einen Platz ausersehen, wo ich meiner Mutter eine Urne setzen will — da! — erlaube mir's; dann wird diese Gegend uns doppelt ehrwürdig sein.“ Auf das baldigste will ichs besorgen, erwiederte schnell Elpizon, und reichte ihr wehmüthig die Hand. „Wir

wollen uns hier setzen, sprach sie; erzähle mir von deinem Vater!"

Nach vielem Erzählen, besonders davon, daß sein Vater so früh und doch so ergeben gestorben wäre, kam Elpizon auf die Kraft des Glaubens an Unsterblichkeit, und von dieser auf die Ewigkeit der Liebe. „Es ist etwas Erstaunendes, zu denken, daß zwei gute Menschenseelen, wenn sie wollen, sich bis ins Unendliche hin verbinden können. Liebe triumfirt über den Tod; Liebe triumfirt über den ersten Tod und über den letzten Tod, über einen Tod und über alle Tode. Wie dieser Gedanke das Herz bei seinen Zuneigungen heiligt, so gibt er ihm auch erst vollkommenen Muth, Zuneigung zu fassen. Ich wäre nie Liebender geworden, wenn ich nicht Gläubiger geworden wäre. Es hat mich wohl recht gefreut, liebe Luise, daß du den Präsidenten nicht mehr lieben konntest, als du erfurst, daß er nicht glaube; ich horchte hoch auf, als mir's gesagt ward, und richtete darauf den Blick auf dein Bild, der meinen Vorsatz, die Reise nach dir zu machen, schon im Keim enthielt, und den du, wärst du im Bilde gewesen, auf der Stelle verstanden haben würdest. Was ist das, einen Menschen zu lieben, der nur bis an den Tod

gegenzulieben gedenkt? Was ist das, zu lieben, und geliebt zu werden, wenn man selbst so ein Mensch ist, der Ende des Lebens und Ende der Liebe für Eins hält? Da müste man doch warlich alle Lust verliehren, zu lieben, und sich lieben zu lassen, wenn sichs mit Tod und Liebe so verhielte. Also — das wär's, daß ein Paar Seelen in einander schmolzen, und nur in einander existirten, das wär's, daß nach zwanzig, dreissig Jahren, oder wohl gar nach zwei, drei Jahren — — ich erschrecke, erschrecke immer mehr, ie mehr ich den Gedanken verfolge — — sterben denn die Liebenden auch zusammen? Was würde denn nun aus der Hinterbleibenden von den zwei in einander geschmolzenen, und in einander nur existirenden Seelen? Wie würde der zuerst Abscheidenden von beiden im Abscheiden? O weh, o weh, wenn's so wäre! Wer wollte dann lieben, und sich lieben lassen? Aber nein, Luise, wir lieben uns auf ewig; erstaunend ists, ia, erstaunend, aber nun las unsere Liebe auch recht innig, recht überschwenglich sein! Wenn der Eine von uns dem Andern die Augen zugedrückt haben wird — wenn dem Andern hernach wieder von einem Freunde, oder von einer Freundin, die Augen zugedrückt worden sind — —

dann sind wir wieder beisammen, sind nach, wie vor, in einander geschmolzen, existiren nach, wie vor, nur in einander, sind in einander geschmolzen auf immerdar, existiren nach, wie vor, nur in einander auf immerdar — — — erstaunend, erstaunend!!!"

Luise folgte dem lieblichen Enthusiasten — Gedanke auf Gedanke, Gefühl auf Gefühl. So hatte sie noch nie geliebt, wie ietzt — so auch noch nicht geliebt den Ritter von E., wie ietzt. „Du bist kein Mann aus dieser Welt — du bist anderwärts her —" sprach sie leise zu ihm, und sank, als wollte sie versinken, an seine Brust. „Ich habe, erwiederte er laut, mir nicht blos gebieten lassen, ein künftiges Leben zu glauben; ich habe mir es selbst vordemonstrirt, und während des Vordemonstrirens genug gelitten! Nun bin ich ein Gläubiger daran vom ersten Range, nun auch ein Liebender vom ersten Range. Ich kann *lieben*, wie unter einer Million kaum Einer, will aber nur unter allen Millionen so lieben dich — Luise, bald mit mir Verklärte — denn was ists mit der Spanne des Lebens, die oft gar nur zur Kinderhandsspanne wird? — ia, unter allen *Millionen* so lieben, Luise, nur dich." Bei diesen Worten

umschlang er sie fest, und hielt sie lange so umschlungen. Es war eine stumme, aber himlische Scene der Liebe, welche sein Ausruf — „nun komm auch mit mir auf meine schöne Anhöhe" — ganz unerwartet schlos.

Der Weg dahin war mühsam, hier und da sogar steil; oben aber, hochoben gab's einen dafür reichlich lohnenden Umherblick. „Hier ists herrlich" sprach Luise; „in schöner Jahreszeit noch weit herrlicher" sprach Elpizon. Sie standen, den Rücken nach Heiligenhain gekehrt, und hatten eine unübersehbare Aussicht vor sich. Da labten sie erst das Auge, und durchs Auge den Geist; da fanden sie dann Beide zugleich das Bild ihrer grenzenlosen Existenz; da simpatisirten sie endlich in den Wünschen, daß es auf der Erde, wo doch so viel Anlage dazu gemacht sei, wirklich mehr Menschenglück geben möchte. „Las uns, rief der Ritter aus, indem er seine Freundin schnell umwendete, das Häuflein von Menschen, das dort beisammen wohnt, glücklich machen; dann wird uns die Aussicht auf dieser Seite die liebste sein, und wir werden sie, so oft wir hier sind, allemal zuerst ergreifen." Ueber Wiesen und Gärten weg sah man hier geradehin nach Heiligenhain, das gar

friedlich da lag, und sich in seiner ganzen Breite, Schlos und Kirche in der Mitte, angenehm wegzog. Luise fand diese Aussicht schöner, als irgend eine andere, und legte Elpizons Hand auf ihr Herz, um in iedem Schlage desselben die Wiederholung der ihm schon gethanen Versicherungen ihn fühlen zu lassen. Er verstand sie, und bat sie, nun den Hochzeittag selbst zu bestimmen, der mit ächtritterlichem Pomp gefeiert werden solle. Sie verstand ihn, als er sich dieses Ausdrucks bediente, auch gleich, und gab die Bitte der Tagsbestimmung an ihn zurück. „Von meinen Verwandten, versetzte er, wird Keiner zur Feier geladen — wohl aber das ganze Dorf. Da die Trauung einmal üblich ist, mag sie in aller Stille des Morgens auf unserer Burg geschehen; dann geben wir allen Einwohnern einen stattlichen Schmaus, und nach dem Schmause mögen sie tanzen, so lange sie wollen. Einverstanden — Luise?" Einverstanden schon, ehe du's sprachst, war die Antwort, und nun ward den deshalb zu treffenden Einrichtungen gemäs der Hochzeittag gemeinschaftlich festgesetzt. Das wird ein vergnügter Tag sein — riefen Beide zugleich aus, und küssten sich wie ein Paar vom Himmel herab zum Besuch der Erde gekommene

Selige über Heiligenhain hin. Noch führte Elpizon Luisen an den Felsen, und erzählte ihr von seinen Sonnenaufgangsgeschichten hinter demselben und vor demselben; dann schwenkte er seinen Hut über alle Gefilde umher, und brachte die Braut durch seinen schönen Park wieder aufs Ritterschlos, das er ihr nun überall zeigte.

Die Zeit hindurch, welche noch bis zum grossen Volksfeste zu Heiligenhain verstrich, schrieb er Viel, und hatte täglich mit den drei Auserwählten Konferenzen, welchen der alte Förster beiwohnte. Dieser vertrat die Gerechtsame seines Herrn gar männiglich, und konnte sich nicht mehr ereifern, als wenn der Ritter selbst manche derselben auf der Stelle für unmenschlich und für himmelschreiend erklärte. Er rief ihn dann wohl auf die Seite, und raunte ihm ins Ohr — „Gnädiger Herr, ich weis gar nicht, was Sie denken. Tausendsassa, es schmeckt ia gut; so lassen Sie's doch, wie's für Sie hergebracht ist! Die Leute sinds einmal gewohnt, und wissen's nicht besser, haben auch nicht sich beklagt.“ Dann verwies ihn der Ritter zur Ordnung, und gebot ihm, blos zu thun bei der Sache, was seines Amts sei, und nur die gehörigen Nachrichten und Auskünfte über Alles,

was man wissen wolle, und wovon die Rede werde, zu geben, übrigens aber sich um die Entscheidungen unbekümmert zu lassen. Unter Murmeln unverständlicher Worte, oder unter blossem Brummen in den eisgrauen Bart, nahm alsdann der Alte am Konferenztische wieder Platz, zankte aber dafür, daß er mit dem Herrn nicht zanken durfte, mit den anwesenden Bauern, und warf ihnen, wenn sie aus sich zuweilen Vorschläge bittgesuchsweise thaten, die Fragen an den Kopf — wollt ihr nicht lieber gar Ritter von Heiligenhain werden? wollt ihr nicht etwa das Schlos auch haben? Da sie aber bald merkten, daß der Ritter sich weder von ihm etwas vorschreiben, noch auch nur irre machen lasse, bekamen sie immer mehr Muth, ihm ins Gesicht zu sagen, daß sie nach dem Pachter am meisten über ihn iederzeit zu seufzen gehabt hätten. Noch hatte ihn Elpizon in den Konferenzen immer zu bändigen gewußt; als aber endlich die Rede auch auf das Forst- und Jagdwesen kam, und über die mannigfaltigen wichtigen Beschwerungen, welche die Gemeine in Hinsicht desselben durch ihre Stellvertreter führen lies, einige sehr günstige Aeuserungen des Ritters fielen, setzte er ihm geradezu den Stuhl vor die Thür,

und wollte, wenn solche Dinge wirklich zur Ausführung gebracht werden sollten, lieber nicht mehr Förster sein. „Das sollst du auch nicht," dachte Elpizon bei sich selbst, und es war, als wenn die drei Auserwählten diese Antwort in seinen Minen läsen; denn sie lachten dem Alten dabei ins Gesicht.

Luise beschäftigte sich unterdessen, daß ihr Bräutigam Bauernkonferenzen hielt, oder auf seinem Zimmer emsig schrieb, mit den Anstalten zum grossen Hochzeitschmause, und entwarf auch manchen Nebenplan für sich besonders, der sich in den Hauptplan des Ritters gar treflich einfügte, oder vielmehr recht eigentlich zu seiner Vervollkomnung, als Beitrag von ihrer Seite allein, gehörte, und durch dessen Mittheilung sie den Edlen in geschäftlosen Stunden, die sie traut mit ihm zubrachte, allemal die herzerhebendsten Vorfreuden seines ehelichen Lebens empfinden lies. Alles zu stiftende Gute ward aber aufgeschoben bis nach der Hochzeit. Drei Tage vor derselben war Elpizon mit dem ganzen Detail seines Plans fertig; die erste Art von Konferenzen, durch die er sich von Allem nur erst gehörig unterrichten wollte, hatte ein Ende, und der vorwaltende allgemeine Schmaus

ward durch die drei Auserwählten der gesamten Bauernbehörde verkündigt. Der alte Förster bekam ein Gallenfieber, zu welchem die Nachricht von dieser Ehre, welche den Bestien, wie er sie zu nennen pflegte, widerfaren solle, noch den letzten Anziehungsstos gab.

Die Liebenden standen am Hochzeitmorgen früh auf, und weiheten sich als Unsterbliche zum unvergeslichen Tage im Kämmerlein vor. Mit Sonnenaufgang liessen sich auf Elpizons Lieblingsanhöhe Trompeten und Pauken hören, die nach Heiligenhain herüber schallten. Ein Musikchor aus der nächsten Stadt führte das Tedeum auf, während dessen die Brautleute die Urne der Mutter der Braut beim Grabe des Bräutigamsvaters bis zu weiterer Befestigung aufstellten. Dann geschah auf der alten Ritterburg die Trauung ohne Sang und Klang. Nach derselben waren die Getrauten wieder auf der Stäte der heiligen Erinnerungen an ihre beiderseitigen Eltern bis um Mittag, und schwärmten sich bald hohen Flugs in iene Welt hinüber, und sanken bald tiefen Falls in diese Welt zurück. „O selig sind wir Gläubige an Unsterblichkeit" — so gings aus Mund in Mund, und ieder Kus, den sie sich dabei gaben,

war rein, wie die Ewigkeit selbst. Als die Mittagsstunde schlug, waren sie wieder auf der Burg. Da ward die Kirchthurmsglocke geläutet, und das ganze Dorf versamlete sich im grossen Schloshofe. Man sang ohne alle Musikbegleitung und blos mit Menschenstimme: „Nun danket alle Gott," langsam und devot. Das Ritterpaar stand Arm in Arm dabei, und sang unverstelltfeierlich mit. Nach geendigtem Gesange trat Luise hervor, und sprach — „nun seid so gut, und kommet Familienweise, so, wie ihr zusammen gehöret, Haus für Haus, in unser Haus!"

An langen nach Landmannsart wohlbesetzten Tafeln schmauseten nun im hohen, weiten Rittersaale fast dreihundert Väter und Mütter, Söhne und Töchter, nach Herzenslust, und das Brautpaar war in beständiger Bewegung, Acht zu haben, daß es ihnen an nichts fehle. Queervor an ieder Tafel sas Einer der drei Auserwählten, und brachte die Gesundheiten aus. Unmittelbar drauf, als man auf das Leben der edlen Herrschaft, ihrer Kinder und Kindeskinder getrunken, ertönte der Trinkspruch — „Nie wieder einen Pachter zu Heiligenhain!" Der Ritter trank nun auf das Wohl des ganzen Dorfs, hub den Pokal

hoch in die Höhe, und rief aus — „Nie wieder einen Pachter, wenn ihr recht folgen werdet!" **Wir wollen Alle recht folgen** — tranken sie, und auf ihren Gesichtern las man, daß sie es auch so meinten, wie sie tranken. So einen Tag hatte diese größtentheils seither nur kümmerlich lebende Menschenmenge noch nie gehabt; so einen Tag glaubte sie nie wieder zu haben. Ein hoher Geist der Freude herrschte deshalb im ganzen Saale; doch hielt die Dankbarkeit einen Jeden von grober Ungezogenheit ab. Für Elpizon war dis eine vorzüglich angenehme Erfarung, welche er machte, und, als er nun glaubte, daß Alle genung hätten, lies er durch Anhebung der Musik das Zeichen zum Aufstehen geben. Er trat mit Luisen an den Ausgang des Saals; sämtliche Gäste defilirten bei ihnen vorüber, reichten ihnen landmännisch die Hand, und begaben sich bis gegen Abend nach Hause. Da gaben Trompeten und Pauken im Dorfe das Signal, daß man sich zum Tanze einfinden solle. Fast insgesamt erschienen sie wieder, Alt und Jung, und schlichen und sprangen in den herrlich erleuchteten Saal. Das Ritterpaar eröfnete den Ball; dann tanzte Elpizon mit der ältesten Bäurin, und Luise mit dem ältesten Bauer,

worauf der allgemeine Tanz anging, bei welchem sie blos die Aufseher machten. In allen Ecken des Saals standen Tische mit kalten Speisen, Kuchen und Getränk, so, daß Jeder nach seinem Gefallen zulangen konnte, und die Bedienten musten für immerwährenden Vorrath sorgen. Auch hier behauptete die ganze Gemeine den Ruhm, welchen sie sich Mittags erworben hatte, und es fiel keine widrige Unsittlichkeit vor; die Freude aber nahm immer mehr zu. Eine Stunde vor Mitternacht entfernte sich das Brautpaar, und lies den Gästen sagen, daß sie so lange tanzen könnten, wie sie wollten; so, wie aber die Dorfuhr zwölfe schlug, geboten die drei Auserwählten den letzten Rundtanz, weil man, wie sie sagten, die grosse Liebe der Herrschaft nicht misbrauchen müsse. Die Musik begleitete die aus einander gehende Geselschaft bis an das Thor des Schloshofs, wo das Brautpaar ein herzliches Vivat von ihr erhielt, und Tags darauf erschienen Deputirte von der Gemeine, welche nochmals für die genossene grosse Ehre und Gnade vielfachen Dank abstatteten.

Elpizon glaubte, die gemachte Bemerkung, daß seine Gegenwart eine so grosse Menge ungebildeter Menschen in Zucht und Ordnung halten können,

sei allein des gegebenen Schmauses werth, und schöpfte daraus die beste Hofnung, daß auch sein Wort in Zukunft bei Allen und Jeden, wenn er sie ermahnte, oder zurechtwiese, von gutem Nachdruck sein werde. Er überzeugte sich aber auch, daß der Schmaus selbst Aller Herzen noch mehr für ihn gewonnen haben werde, und sah so seinen Hochzeittag für den Tag an, welcher nicht nur ihn auf immer beglücke, sondern ihn auch vorzüglich in den Stand setzen werde, der Beglücker seines ganzen Dorfs so zu werden, wie er es zu werden wünschte. Die Erfarung zeigte ihm bald, daß er sehr richtig geurtheilt habe, und die Bauern insgesamt konnten die Zeit kaum erwarten, daß er mit Allem, was er für sie vorhätte, hervortreten möchte.

Luise ward nun mit allen seinen wohlthätigen Entschliessungen bekannt gemacht, und, ie mehr sie davon erfur, desto tiefere Blicke that sie in die grosse Seele ihres Mannes. Weit entfernt, ihn von irgend einer grosmüthigen Aufopferung, zu der er sich bestimmt hatte, zurückzuhalten, gab sie ihm vielmehr durchgängig den zärtlichsten Beifall, und so that er ebenfals immer tiefere Blicke in ihre schöne Seele. Beide wurden durch solche Ueber-

einstimmung in den edelsten Gesinnungen einander täglich theurer und unschätzbarer, und verketteten sich durch den Genus dieser höheren Freuden der Liebe noch weit inniger und fester, als durch die sinnlichen Freuden derselben, welche sie menschlich und nur so genossen, daß ihre Gefühle für einander mit gleicher Feinheit und Herzlichkeit fortdauern konnten. „Fühlen wir uns, sprach deshalb der Ritter zur Ritterin an einem Abend des trautesten Beisammenseins, im blossen gemeinschaftlichen Wollen des Guten durch einander schon so selig, was wird nicht erst sein, wenn wir das Gute gemeinschaftlich bewirken, oder gar einst bewirkt haben! Ich habe Viel vor, wie du hörst, liebe Luise, fuhr er fort — für Leib und Seele mus ich bei unsern Leuten sorgen; ich würde aber meine Dinge sehr verkehrt anfangen, wenn ich mit der Seelsorge anfinge. Wie sollen Menschen Lust bekommen, sich sittlich ausbilden zu lassen, wenn sie noch in Noth und Mangel leben, halbe Sklaven sind, und ihres Daseins gar nicht froh werden? Erst müssen sie in einen besseren äusserlichen Zustand versetzt werden; dann kann man ihnen zumuthen, auf Kopf und Herz Mehr zu halten — dann findet sich auch der Trieb dazu von selbst.“

In Folge dieser Grundsätze war das Erste, was der Ritter that, daß er alle Frohn- und Zwangdienste aufhub, welche die Einwohner von Heiligenhain seither auf der Ritterburg, auf dem Ritteracker, auf den Ritterwiesen u. s. w., theils ganz unentgeldlich, theils für ein Spottgeld, verrichten musten. „Wenn ich Arbeitsleute brauche, sprach er, als dis geschah, so will ich sie auch bezahlen, wie ieder Andere sie bezahlen mus; ieder Ueberrest der alten barbarischen Leibeigenschaft ist Ritterschmach und Ritterschande — weg mit ihm aus Heiligenhain! Mir ists genug, daß ich mein schönes Gut vor funfzig Familien hier voraus habe; wie könnte ich verlangen, daß diese funfzig Familien auch Knechte und Mägde auf dem Gute ohne Lohn und Brodt sein sollten? Daß es so Herkommens ist, hilft nichts; ist das Herkommen einmal unmenschlich, so ists schlimm genug, daß es so lange gedauert hat, und es ist nun endlich Zeit, es abzuschaffen, wenn man auf sittlichere Kultur Anspruch machen will. Daß es heisst, die Leute wären schon in ihren Vor-Vorfaren durch die ihnen verliehenen Besitzungen bezahlt worden, ist vollends unverantwortlich; so haben sie das, was sie besitzen, auch in ihren Vorfaren längst

abverdient, und — was besitzen sie denn? Wie? eine solche Menge Menschen sollten alle ihre Kräfte grössentheils nur für mich haben? Das Meinige sollten sie umsonst betreiben müssen, und das Ihrige darüber verabsäumen? Auf meinen Aeckern sollten sie ihre Pferde und Ochsen erst abmatten, und dann zu Hause füttern müssen? Für mich sollten die Männer pflügen und mähen, die Weiber harken und scheuern, die Söhne dröschen und Futter schneiden, die Töchter spinnen und Botschaft laufen müssen, und das alles um Nichts, oder doch fast um Nichts, und so, daß sie dabei die Nothdurft kaum erwerben konnten, und das sorgenvollste Leben führen müßten? Wer wäre ich, wenn mir bei solchen Vorstellungen nicht das Herz bräche? Nein, ein Jeder soll nun seine Kräfte und seine Zeit blos zu seinem eigenen Besten anwenden können, und so bin ich überzeugt, daß von diesem Tage an hierdurch allein schon menschlicher Wohlstand zu Heiligenhain aufkommen werde."

Mit der Nachricht von der allgemeinen Freilassung ward der Wille des Ritters zugleich bekannt gemacht, daß bis dahin, daß er sich selbst erst anders eingerichtet habe, Jeder Dienste aller Art, welche er sonst leisten müssen, so bald er dazu auf-

gefordert würde, gegen billige Bezahlung leisten solle. So tief auch das Freiheitsgefühl bei den Leuten unter der Regirung der Pachter gesunken war, weil sie einmal sahen, daß es nicht anders wäre, als daß sie halbe Leibeigene sein müsten: so hub es sich doch nun, da sie sahen, daß es wirklich anders würde, mit seiner ganzen natürlichen Kraft wieder, und, als sie vollends Alles, was sie noch für die Herrschaft verrichteten, gehörig bezahlt erhielten, da fingen sie an zu berechnen, wie viel ihnen sonst durch unbarmherzige Uebergewalt jahraus jahrein entwendet worden wäre, und beschlossen, daß der Tag ihrer Erlösung von den Ritterfesseln zu ewigen Zeiten gefeiert würde.

Elpizon säumte mit seiner eigenen neuen Einrichtung nicht lange, welche mit der Freilassung seiner Frohnleute in genauer Verbindung stand. Auf der einen Seite sah er nehmlich ein, daß selbigen nicht blos damit gedient sei, daß sie nun mit ihren Kräften und mit ihrer Zeit sollten machen können, was sie wollten, sondern daß ihnen auch Gelegenheit verschaft werden müste, sie zu ihrem Besten gebrauchen zu können; auf der andern Seite aber fand er auch, daß sowohl ihnen, als auch ihm selbst, es besser wäre, daß er, statt sie

ihre ehemaligen Dienstarbeiten nun als Lohnarbeiten für seine Wirthschaft verrichten zu lassen, sie solche lieber für ihre eigene Wirthschaft verrichten liesse. Daraus war der Plan entstanden, ihnen seine Aecker und Wiesen in Pacht zu geben, und davon nur so viel für seine Oekonomie zu behalten, als nöthig wäre. Der Ueberschlag war bald gemacht, daß er auf solche Weise doch zu seinem alten Pachtquantum käme; der grosse gemeinnützige Vortheil dabei aber bestand darin, daß der Reichthum, welchen sonst einzelne Pachter sich erworben, sich nun unter sämtliche Bauern vertheile, welche dadurch nach und nach in den blühendsten Wohlstand versetzt werden müsten. Diese hatten zwar auch von jeher etwas Acker besessen; es war aber gröstentheils Sandfeld, welches sie nun mit Nadelhölzern besäen sollten. Ein beträchtlicher Bruch auf der andern Seite des Dorfs sollte dafür urbar gemacht, und das neue Feld alsdann gleichfals unter sie gegen billige Pacht vertheilt werden, damit sie insgesamt genug hätten. Aller Acker aber sollte von nun an Gartenrecht haben, und Jeder mit seinem Felde machen können, was er wollte; die Stallfütterung sollte eingeführt, und alles überflüssige Wild nidergeschossen werden,

Dieser Plan ward nebst Allem, was noch dazu gehörig, durch die drei Auserwählten der Gemeine mitgetheilt, und man rathschlagte darüber lange. Als Elpizon erfur, daß einige Meuterer, welche von seinen Verwandten unterstützt würden, sich hervorthäten, und besonders auf den alten Schlendrian der Benutzung des Ackers, blos als Feld, und auf Hutung und Trift, beständen, veranstaltete er eine allgemeine Zusammenkunft, in der er den Bauern ihren eigenen grossen Vortheil, welchen sie bei seinen beschlossenen Veränderungen hätten, erst aus einander setzte, so, daß sie ihn mit Händen greifen konnten, und dann hinzufügte, daß er, wenn sie seinen Willen nicht pünktlich gutheissen wollten, sich genöthigt sehen würde, sie nach, wie vor, wieder unter die Frohne zu bringen. Vor dieser hatten sie nun einen unüberwindlichen Abscheu bekommen, und so hatte er die Freude, zu hören, daß die ganze Gemeine den Meuterern das Maul verbot, und sie unvernünftige Kerls nannte.

Als auf solche Weise der ganze Plan des Ritters genehmigt war, ward zur Acker- und Wiesenvertheilung geschritten; während welcher seine Lebensvettern gegen alle seine unritterlichen Refor-

men protestirten, und sie auf den Fall, daß er ohne Erben abginge, für null und nichtig erklärten. Er sprach über den letzteren Punkt mit Luisen, die ihn freudig darüber tröstete, lies die Protestation unbeantwortet, und beruhigte die Gemeine über die Fortdauer seiner für sie getroffenen Anstalten. Ein sehr grosser Mangel war aber noch übrig, welchem auf der Stelle abgeholfen werden muste, wenn nicht viele Jahre erst noch darüber hingehen sollten, ehe die Bauern zu Heiligenhain in blühenden Wohlstand versetzt würden. Sie hatten insgesamt schlechtes Vieh, und waren zu arm, sich besseres anschaffen zu können. Ein Kapital von zehentausend Thalern ward wenigstens dazu erfordert, wenn ihnen auf einmal von dieser Seite völlig geholfen werden sollte. Elpizon sprach darüber mit Luisen, und schlos mit den Worten — sie sind Stümper und bleiben Stümper, wenn ich hier nicht zutrete. Kaum hatte er dis gesagt, so zeigte sie sich ihm in ihrer ganzen Unschätzbarkeit. „O — das las mir über; das will ich abmachen. Ich will mit ihnen tauschen. Sie sollen mir ihre Pferde und Rinder schenken, und ich will ihnen dafür andere schenken. Du bist reich genug, und mein kleines Kapital ist dir nicht nöthig; wie könnte

ichs auf höheren Zins anlegen, als wenn ich funfzig Familien damit in aller Eil in die Höhe bringe?“ Ueberrascht staunte der Ritter die Ritterin an, und wollte, da er nichts, als ihr blosses Gutheissen verlangt, ihr grosmüthiges Opfer nicht annehmen; sie bestand aber schlechterdings darauf. Im Kurzen wurden nun die schönsten Heerden nach Heiligenhain eingetrieben, und die Bauern fanden den Tausch gar herrlich; das alte Vieh ward auf dem nächsten Markt verkauft, und den sehr beträchtlichen Verlust dabei trug einstweilig Luise. Als die Gemeine den eigentlichen Zusammenhang davon erfur, beschlos sie, ihre Dankbarkeit dafür zu beweisen, und schickte ihr durch eine Weiberprocession ein weisses Kleid, welches sie auch zu ihrem Andenken bei festlichen Gelegenheiten zu tragen versprach. „Ich will euch noch weit nützlicher werden, fügte sie bei; mein Mann hat nur erst mit seinen nothwendigsten Anstalten fertig werden sollen.“ Auch das nöthige Saatgetraide schos Elpizon Jedem, der es nicht aufbringen konnte, vor, und war zufriden damit, wenn es ihm nach der zweiten, oder dritten, Erndte erst wiedergegeben würde.

So fing das Dorf Heiligenhain schnell an, sich aufzunehmen, und das edle Ritterpaar genos dafür den Lohn der süssesten Zuschauerfreude. An einem Abend, als Luise ihren Mann bald mit einem kleinen Ritter zu beglücken verhies, und er darüber in den froheſten Muth gerieth, sprach er zu ihr — — „Nachdem ich für das leibliche Wohl unserer Bauern so weit gesorgt habe, ist es nun auch Zeit, mich mit ihrer Seelsorge zu befassen. Sie sollen nicht blos wohlhabender, sondern auch vernünftiger und besser werden. Dazu gehören vor allen Dingen zwei gute Lehrer, der Eine in der Kirche, der Andere in der Schule. Unser Pastor und unser Kantor sind ein Paar zu alte Männer, wenn sie auch übrigens noch so viel verständen; welches aber leider der Fall auch nicht ist. Denke nur an die Traurede, welche Jener uns hielt; hätten wir uns nicht schämen müssen, wenn irgend ein Fremder dabei gewesen wäre? Was können die Bauern aus den Vorträgen so eines Mannes lernen, der blos sein altes Sistem absingt, lauter Glauben und kein Thun predigt, und auch nicht die geringste Beredtsamkeit besitzt, um das, was er allenfals noch sagt, auf eine angenehme und rührende Art zu sagen? Man kann ihnen ja kaum zumuthen,

fleissige Kirchengänger zu sein, und das sollen sie doch sein; wenigstens können wir ihnen mit unserem Beispiele dabei nicht vorgehen, und das sollten wir doch auch thun. Ich mus nicht weniger gestehen, daß ich gern einen Mann im Orte selbst hätte, der gleich auf der Stelle, sobald man es wünschte, ein guter Gesellschafter wäre. Unsere Schule vollends ist noch schlechter bestellt, wie unsere Kirche, und ist eine der elendesten im ganzen protestantischen Deutschlande. Ein wahrer alter Schneider ist der Kantor, bei dem die Kinder ausser dem Katechismus nicht das Mindeste, und auch diesen nur auswendig, lernen. Dennoch ist eine gute Schule das erste Erfordernis meiner Seelsorge für alle die funfzig Familien. Ich werde also eilen, wie den alten Pastor von der Kanzel, so auch den alten Kantor vom Stule, zu bringen."

Beiden ward es sofort unter Versprechung billiger Bedingungen nahe gelegt, daß sie um einen Substituten anhalten möchten, ehe ihnen ein solcher aus Patronatrechten gesetzt würde. Der Pfarrdienst gehörte zu den einträglicheren; mit dem Schuldienste aber wars gerade der entgegengesetzte Fall. Dem alten Pastor ward also aufer-

legt, den in solchen Fällen gewöhnlichen Theil an seinen Nachfolger abzureichen, und, da er gegen alle Neuerungen war, folglich von Seiten des jungen Ritters noch manchen Verdrus in seinen letzten Tagen befürchtete, so erbot er sich, für eine gewisse Summe, die ihm der Successor iährlich zahlen möchte, die Pfarre ganz zu räumen, und von Heiligenhain wegzuziehen. Mit beiden Händen nahm der Ritter dis an, und assignirte ihn gleich auf sich selbst. Dem alten Kantor aber ward sofort eine andere Wohnung bereitet, und der ganze Ertrag seines Dienstes, wie er ihn angab und erwies, aus den Einkünften der gut dotirten Kirche angewiesen. Elpizon wendete sich an den sehr einsichtsvollen Generalsuperintendenten des Herzogthums, der ihm ein Paar Subiekte vorschlug, welche er selbst prüfte, und seinen Wünschen ganz entsprechend fand. Der Kantordienst ward nun sehr ansehnlich verbessert, wozu alle funfzig Einsassenfamilien beitragen musten, und auch der Ritterhof das Seinige that. Der neue Pastor bekam die Mitaufsicht über die Schule, und ward gebeten, den Schulmeister wie seinen Konfrater zu behandeln. Der Ritter selbst nannte selbigen Sie, zog ihn zuweilen in Geselschaft des

Pastors an seinen Tisch, und that Alles, um ihn den Bauern ehrwürdig zu machen. Ein wohlüberdachter Dorfschulplan ward ausgeführt; sämtliche Schulkinder musten iahrausiahrein die Schule gehörig besuchen, und oft lehrte darin bald der Pastor, bald der Ritter. Lesen, singen, schreiben, rechnen muste die gesamte Jugend ohne Unterschied lernen; dem Aberglauben aller Art ward entgegengearbeitet, das moralische Gefühl ward geweckt, und alle die Kentnisse, welche für den Bauer, als einen vernünftigen Bauer, gehören, wurden auf eine leichte Weise beigebracht. Elpizon wuste in Betref des letzteren Punkts das gehörige Maas zu beobachten, und hielt die Aufklärung des Landmanns nicht nur für sehr nöthig, sondern übertrieb sie auch nicht, und richtete sie blos dem Stande und der Bestimmung desselben gemäs ein. Die Beseitigung des alten hundertiährigen Katechismus, wie des hundertiährigen Kalenders, verursachte einiges Murren, worüber ein Mann, wie Er, der den Menschen kannte, und die Glaubenstreue auch in ihren Verirrungen schätzte, nicht unwillig werden konnte. Vielmehr hatte er die Bauern lieb dafür, daß sie sich, da sie einmal der Meinung wären, es geschehe ein Eingrif in das

Seelenheil ihrer Kinder, durch alles ihnen erwiesene Gute nicht gleichsam bestechen liessen, dagegen stumm und fühllos zu sein. Der Prediger muste ihnen also den nächsten Sonntag drauf darthun, daß Alles, was im alten Katechismus gestanden, auch im neuen, nur mit andern und zwar deutlicheren Worten, stehe — blos den Teufel ausgenommen, der sich auch nur in einen Katechismus für künftige Frohnleute schicke. Dis that gute Wirkung, und Elpizon erfur, daß nun nur noch Einige, und zwar gerade die schlechtesten Wirthe im ganzen Dorfe, sich nicht zufriden geben wollten; ihnen ward in seinem Nahmen vor der gesamten Gemeine angekündigt, daß sie sich um ihr Hauswesen lieber, als um die Schule, bekümmern möchten, und daß es eben darauf angesehen sei, daß ihre Kinder durch den neuen Katechismus besser wirthschaften lernen sollten, wie sie. Damit war dann auch der Schulfriede wiederhergestellt; die Kinder erzählten, wenn sie aus der Schule kamen, zum Erstaunen der Eltern, was sie wieder gelernt hätten, waren ihnen brauchbarer in der Wirthschaft, wurden folgsamer, fleissiger, reinlicher, gesitteter, und stachen gegen die erwachsenen Geschwister sehr ab, so, daß die neue Schule bald allgemein gesegnet ward.

Elpizon hatte an dem besseren Unterrichte der erst noch heranwachsenden Jugend nicht genug, sondern wollte auch der bereits erwachsenen und verwahrloseten möglichst nachhelfen. Zu diesem Behuf ward eine Sonntagsschule eröfnet, welche die Stelle der sonst üblichen Nachmittagsbetstunde vertrat, und die der Pastor selbst nach Art der Kinderschule hielt. Auch in späteren Zeiten sollte sie nicht wieder eingehen, sondern alsdann noch eine Repetitionsschule für die gesamte besser unterrichtete Jugend sein. Viele der jungen noch unverheirateten Leute wollten sich anfangs nicht zu ihr einfinden; als sie aber sahen, daß die Herrschaft sogar ihre Bedienten zu ihr anhalte, blieben nur Wenige zurück, welche endlich der Amtsvogt fragen muste, ob sie, von ihm unbegleitet, oder begleitet, zu rechter Zeit erscheinen wollten.

Auf der Kanzel und in seinen Predigten machte sichs dann der Pastor zur Sache, auch den Hausvätern und Hausmüttern den nie gehabten vernünftigeren Schulunterricht zu ersetzen. Die Materien zu seinen Vorträgen wählte er in Verabredung mit dem edlen Ritter, bei dem er wie Bruder im Hause angesehen war, und hatte es besonders mit Ausrottung solcher abergläubischen Mei-

nungen und Vorurtheile zu thun, die den guten Sitten, der zweckmässigen Thätigkeit, der Menschenliebe, der Familienruhe, dem vernünftigen Vertrauen auf Gott, und der menschlichen Erhaltung gefärlich sind. Mit dem Kirchenglauben gab er sich gar nicht ab, sondern drang blos auf wahre Gottesverehrung durch Sinn und Leben, und unterwies über diese nach der reinen Lehre Jesu, die er bei ieder Gelegenheit in ihrer höchsten Ehr- und Liebenswürdigkeit hinstellte. Er war ein Mann, der viel natürliche Beredsamkeit besas, die Sprache in seiner Gewalt hatte, die Empfindungen, wie die Ueberzeugungen, zu erwecken wuste, und so auch die Herzen leicht in seine Gewalt bekam. Elpizon fehlte mit seiner Frau nie ohne Noth bei ihm in der Kirche, und hatte auf diese Weise nicht nöthig, das Kirchengehen der Gemeine erst befehlen zu lassen; seinem Beispiele folgte das männliche Geschlecht, und Luisens Beispiele das weibliche im ganzen Dorfe. Stille aber muste auf seinen Befehl den Sonntag über zu Heiligenhain herrschen; keine öffentliche Arbeit war an diesem Tage erlaubt; auf dem Ritterhofe gabs nie einen Schmaus an selbigem, und so durfts auch in der Gemeine weder Sonntagstaufschmäuse, noch Sonn-

tagshochzeitschmäuse, geben, damit weder die Anstalten dazu das Hausgesinde von der Kirche abhielten, noch sonst unsittliche Entweihungen des Sonntags entständen. Abends mochten dann immerhin die Bauern zusammenkommen, und sich vergnügen; um zehen Uhr aber muste wieder nach Hause gegangen werden, und Alles muste dabei ehrbar zugehen. In den Augen des tiefblickenden Ritters war nehmlich eine heiligere Sonntagsfeier und unausgesetztes Kirchengehen zu einem gebildeten Prediger die stärkste Stütze der Moralität des grossen Haufens, und er konnts gar nicht begreifen, wie die Könige und Fürsten diesen so äuserstwichtigen Gegenstand bei der Kultur ihrer Völker nicht der ihm nach der Volkskunde aller Zeiten ausgemachtgebührenden höheren Beherzigung würdigten. „Stellet, pflegte er diesen zuzurufen, vernünftige, dem Zeitgeiste gemäs und wohl redende Prediger hin — gehet selbst fleissig zu ihnen in die Kirche — verbietet Handel und Wandel, Frohn- und freiwilliges Arbeiten am Sonntage — schliesset während der Kirchenzeit alle öffentliche Vergnügungsplätze zu — — und das Volk wird wieder, wie zur Väterzeit, zu seinen Tempeln, und in denselben zu religiösem Gefühle, zurückkehren,

und das greuliche Sittenverderben wird wieder abnehmen, das ihr doch sehen müsset, ihr mögt wollen, oder nicht."

Einige gute Kirchenvorarbeiten waren zu Heiligenhain schon vor einigen Jahren geschehen. Im ganzen Herzogthum hatte man ein neues Gesangbuch und eine neue Liturgie eingeführt, und die kirchlichen Handlungen waren dadurch allerdings insgesamt ehrwürdiger geworden. Elpizon lies aber seinem Prediger völlig freie Hand, und ersuchte ihn selbst, sich an nichts zu binden, sondern alle seine Amtsgeschäfte auf das zweckmässigste seiner Ueberzeugung nach einzurichten, und iede ihm gutdünkende Abwechselung der Theile in das Ganze der öffentlichen sonntäglichen Gottesverehrungen zu bringen. Besonders empfohl er ihm den iährlichen Konfirmationstag der Jugend und ihre erste Abendmahlsfeier, daß er beide so rührendsolenn einrichten möchte, als möglich.

Der Prediger schränkte sein Leben für seine Gemeine nicht blos auf das Sein unter ihr in ihrer Kirche und in ihrer Schule ein; er besuchte sie auch fleissig in ihren Familien, und band sich dabei weder an eine gewisse Reihe, noch an eine gewisse Zeit. Bald früh, bald spät, war er bald in

einem Hause rechts, bald in einem Hause links. Seine Absicht war dabei nicht, des Ritters erster Dorfspion zu werden, und ihm alle Nachrichten zuzutragen, oder nach Art einer alten Dorfschwäzzerin Familiensachen und Personalien auf die Kanzel zu bringen, sondern — eine vollkommene Amtsnotitz von seiner Gemeine zu erhalten, und dadurch sich im Stande zu sehen, ihr erst ganz nützlich zu werden. Nach und nach blickte er in das Innere aller Häuser ein, kannte fast die Denkart und das Temperament eines ieden Einzelnen, und bekam dadurch den grössesten Einflus aufs ganze Dorf. Er war populär, ohne seinem Amte etwas zu vergeben, einnehmend in seinem Umgange, exemplarisch in seinem Wandel, und von allem Eigennutze weit entfernt, nahm in den Häusern selten etwas an, und erpresste die Accidenzien nicht; so öfnete man ihm freudig die Thür, wenn er kam, fand sich zurückgesetzt, wenn er einmal länger aussenblieb, als bei Andern, und nahm bei ieder Gelegenheit seine Zuflucht zu ihm. Er ward bald allgemeiner Freund, Rathgeber, Sittenrichter, Ermahner, Tröster, Versöhner, Fürsprecher — besonders, wenn beim Ritter etwas zu suchen war, der dann ihm gewis auch nichts abschlug. So

einen Mann muste Elpizon zur Seite haben, wenn er es in der sittlichen Bildung zu Heiligenhain dahin bringen sollte, wohin er es zu bringen wünschte. Er bediente sich seiner auch zur Beilegung unnützer Streitigkeiten, zur Korrektion schlechter Hauswirthe, zum Vorhalte vorgefallener Ungebürlichkeiten, zur Bildung des Geschmacks an menschlicheren Vergnügungen, und fand bald, daß er in allen diesen Hinsichten durch ihn weiter komme, als durch den Justitiarius.

Luise hatte, während daß ihr Mann die Seelsorge für seine Bauern auf das eifrigste zu betreiben anfing, weiter nichts zum Besten des Dorfs thun mögen, als daß sie dem iungen Kantor eine iunge Frau verschafte. Sie wollte den ersten Ausfall ihrer allervorzüglichsten Bestimmung, der Bestimmung zur Mutter und Rittermutter, erst abwarten, theils, um zu sehen, wie es ihr selbst dabei ginge, theils, um ihr völliges Ansehen erst bei der Gemeine zu erhalten. Es war, als hätte sie Ahnungen gehabt; ihre Entbindung geschah äuserst schwer, und nur einer der geschicktesten Accoucheurs, der weit her war, und sich eben bei der hochschwangern Herzogin befand, rettete Mutter und Kind. Wie eine Leiche gebar sie, und ihr dar=

über zerschmetterter Mann hatte, als man ihm den vollkommenen Erben von Heiligenhain reichte, nicht Sinn für ihn. Seine Luise, seine Luise schien dahin zu sein; so konnte er nichts, als starren am Bette, auf dem sie wie gemordet lag, und zitternd den Ausspruch erwarten, daß sie dahin wäre. Sie schlug die Augen auf, und ihre Blicke fielen in die seinigen. „Still!" stöhnte sie, als er die Arme nach ihr ausbreitete, und die Augen fielen ihr wieder zu. Man bat ihn, sich auf die Seite zu begeben, tröstete ihn mit Uebergang der Todesgefar Luisens, und gab ihm seinen Sohn, den er nun nach erhaltenem Trost mit Freudenthränen begos. Nach einigen Stunden erwachte Luise völliger, samlete sich ganz, und verlangte nach ihrem Manne. Er kam mit der erzwungenen Ruhe, die man ihm zur Pflicht gemacht, zeigte ihr ihr Kind mit den Worten — sieh deinen Elpizon im Kleinen — legte es ihr ans Herz, und dankte ihr, in Thränen schwimmend, für das himlische Geschenk und für ihre dafür gehabten unaussprechlichen Mutterleiden. Man wollte ihn wieder entfernen, aber sie lies ihn nicht von sich, und er durfte von ihr nicht wanken. Der Accoucheur bestand darauf, daß so-

gleich für eine Amme gesorgt würde; sie hörte es, und lies es zwar zu, behielt sich aber unter Umständen ihre mütterlichen Rechte vor.

Luise war ein gesundes Weib; die Natur arbeitete mit ihrer Wunderhülfe für sie, und sie erholte sich wider allen Glauben bald. Ein langer Schlaf stärkte sie vorzüglich. Das Erste, was sie, als sie sich so ganz erquickt fühlte, that, war, daß sie ihr Kind forderte, es an ihre Brust legte, und nach einigen Minuten sprach — „gebt der Amme da ein gutes Reisegeld; es ist an der Amme hier genug." Dann fragte sie in dieser Stellung ihren Mann — „Bist du nun so auch ganz mit mir zufriden?" Elpizon beugte sich über Mutter und Kind, umschlang Beide sanft, und konnte in tiefster Rührung nichts sprechen, als — ach ja, ja! An demselben Tage aber noch, als er bei Luisen sich auf eine Stunde isolirte, sprach er Mehr.

„Was du in meinen Augen seither nur gelesen hast — was ich dir nun mit Worten ausdrücken sollte, und so gern möchte — — ach, Luise, könnt' ichs dir sagen! Daß du mich zu einem so glücklichen Vater machtest, daß du so lange und doch so gern so schwer deshalb littest, und mein

Glück wie durch Todeskampf erkämpftest — dis war die Vollendung deiner Liebe gegen mich, und ewig mus ich dir deshalb in Erweisungen der Liebe und Gegenliebe gegen dich nachstehen! So behalt' dann, gesegnet von mir dabei, diesen Preis mir voraus, und fühle dich recht in deiner weiblichen Ueberwürde! Du Schmuck deines Geschlechts — du Krone des Ritterhauses von Heiligenhain — du Engel meines Lebens — dich benedeiet das ganze kleine Familienheer, an dessen Beglückung wir gemeinschaftlich arbeiten; denn nun hast du die Dauer seines Glücks durch den gesunden männlichen Nachkomm gestützt. Nun ist uns selbst bei Allem, was wir für unser Dorf thun, noch froher zu Muthe; nun wollen wir nichts unvollendet lassen, was wir anfingen. Gott wird uns den lieben Erben erhalten, und uns ihn erziehen lassen; unser ganzes Bestreben sei, ihn recht wacker zu erziehen, damit er einst ganz so denke und handle, wie wir, und alles Gute, was wir stiften, fortsetze, befestige, und noch vollkommener mache!"

Heilige gegenseitige Versprechungen auf das Letztere beschlossen die erste einsame Beisammenseinsstunde nach Luisens Niderkunft, und die Edle beharrte dabei, daß sie weiter nichts gethan, als

ihre natürliche Bestimmung erfüllt, habe, wie sie iedes Weib erfüllen müsse. „An meinem Busen nun, setzte sie hinzu, soll er meine Gesinnungen gleich einsaugen, und dein Beispiel wird sie hernach in ihm ausbilden.“ Das Wochenbette verlies sie in der Folge bald, und es war, als wenn sie durch das Selbstsäugen zu einer noch höheren Schönheit aufblühete. Karl ward getauft, und die drei Auserwählten des Dorfs wurden seine Pathen. Der Ritter lies sie rufen, als der Taufakt vor sich gehen sollte, und eröfnete ihnen ihre Bestimmung, welche sie erstaunt erfüllten. Kaum erscholl die Nachricht davon ins Dorf, so ward ein feierlicher Abendtanz unter einer hohen Linde von der Gemeine veranstaltet, welchem das Ritterpaar, und zwar Luise in dem weissen Kleide, auf einige Zeit beiwohnte. Die Kindwärterin, welche sich die Ritterin selbst unter mehreren gesetzten und gutmüthigen Weibern ausgesucht hatte, brachte Karln nach; die Mutter nahm ihn auf ihren Arm, und zeigte ihn der ganzen lustigen Versamlung mit den Worten — „er soll ein guter Mann werden, ein Mann, wie sein Vater — segnet ihn!“ Aus der lustigsten Versamlung ward iezt die gerührteste; Millionen Thränen flossen um das Kind her,

und alle Augen waren darauf gerichtet. Luise rief den Schultheis herzu, und gab ihm Karls Hand. „Er gibt sie euch Allen auf das, was ich sagte; da habt ihr aber auch meine Hand darauf — lasst mich dafür sorgen!“ Allgemeines Frohlocken kehrte nun wieder unter die ganze Dorfschaar zurück; ehe aber noch der Tanz wieder anging, rief ihr ein hoher Greis noch mit jugendlichem Feuer nach — die gnädige Frau hat uns der liebe Gott geschenkt!

Luise machte von da aus mit ihrem Manne wieder die erste Wanderung zum Vatergrabe und zur Mutterurne. Beide wanden ein grosses Band von Grabbluhmen, und umschlangen damit die Urne. Dann setzten sie sich neben derselben, und Luise hub, als sie fest auf einen nahen Platz hingesehen, im sanftesten Tone an — — „Wenn ich dir nun an dem schweren Muttertage gestorben wäre, so läge ich auch schon hier, und du sässest wohl iezt hier auch so, aber — ohne mich und allein. Wie würde dir sein, mein E.? Zwar wären wir uns nach Jahren einander wohl wiedergegeben worden; so ists doch aber noch besser. Ja, so ists besser, daß wir hier noch beisammen sitzen können — nicht wahr, Lieber?“ Elpizon blickte

gen Himmel, blickte auf die Stelle, auf die sie so bedeutend hingesehen, blickte auf sie selbst, sank an sie hin, und seufzte freudig — ach ia, so ists besser.

„Ich hatte zwar, fuhr sie fort, keine eigentliche Furcht vor meiner Entbindung; aber oft dacht' ich doch, ich wills dir nun weiter nicht verheelen, daß sie mich von dir trennen könnte. Wenn ich zuweilen dich so lange ansah, und dich dann so schnell ergrif, und so fest an mich drückte, dann, dann gabs immer solche Momente. Besonders hielt mich die Vorstellung, daß ich den Märtirertod der Mütter vielleicht zu sterben bestimmt sein könnte, von Allem ab, was ich an deiner Seite blos als deine Frau für unsere Leute zu thun willens war. Wenn du dann dahin wärest, sprach ich zu mir selbst, wer setzte dein angefangenes Gutes fort? und so ists besser, du fängst es nicht eher an, als bis du mit Zuverlässigkeit wieder darauf rechnen kannst, daß du auch die Fortsetzerin davon sein werdest. Nun ists gottlob so, und nun will ich auch nicht länger damit säumen. Vor allen Dingen liegt mir die Mädgenschule an, von der ich einst zu dir sprach. Vorläufig habe ich schon für die Lehrerin in selbiger in der Frau des

Kantors gesorgt, die in vielen Arten von weiblichen Arbeiten, besonders in den nothwendigsten, sehr geschickt ist, und junge Mädgen recht gut anzuführen weis. Ich werde es machen, wie du mit deiner Schule; was Bauersleute nicht brauchen können, das sollen unsere Dorfdirnen auch nicht lernen, was ihnen aber nützlich sein kann, das soll ihnen gelehrt werden, damit sie auch in ihrem häuslichen Fache weiter kommen, als die Mütter. Buttern und käsen, Mus und Klump und Seife kochen mögen sie von diesen lernen, wie backen, hecheln, spinnen, stricken aber, nähen, ihren Nahmen einzeichnen, Mützen machen, Striche waschen, färben, schneidern, ein Wirthschaftsbuch führen, von der Kantorin, wie lesen, schreiben, rechnen, vom Kantor. Dazu soll nun, wie gesagt, Anstalt gemacht werden, und ich weis, daß du mir dabei freie Hand lassen wirst. Ueberhaupt mus ich dir bei deinem grossen Werke, menschlichere Ausbildung durch ganz Heiligenhain zu verbreiten, dadurch zu Hülfe kommen, daß ich mein eigenes Geschlecht vorzüglich auf mich nehme, ohne dessen Sittlichkeit an keine grosse Sittlichkeit hier zu denken ist. Ich bin nun Mutter, und so habe ich als deine Frau auch nun das volle Anse=

hen dazu; las mich nur machen, du sollst deine Freude an mir haben.“

Der Eifer zum Thun, welcher iezt aus Luisens Munde und Herzen gesprochen, hatte den Ritter hoch erquickt. Er nannte sie nun seine wirkliche Kollegin, hies in voraus Alles gut, was sie unternehmen würde, und überlies ihr im Weggehen vom Vatergrabe noch sogar Zimmer im Schlosse zum gemeinnützigen Gebrauche. In der That hatte auch Luise darauf gerechnet, ihre Mädchenschule daselbst aufzuschlagen, und so wuste sie nun weiter keine Schwierigkeiten dabei, es wäre dann, daß die Mütter selbst ihr dergleichen noch machten. Sie lies diese also an dem Sonntage, an welchem sie Kirchgang hielt, aus der Kirche zu sich kommen, und machte ihnen in Gegenwart der iungen Kantorin ihren Vortrag.

„Erinnert euch des Tags, an welchem ich zu euch sprach — ich will euch noch weit nützlicher werden! Bis iezt hab' ichs beim blossen Versprechen gelassen; nun aber, da ich glücklich durchs Wochenbette gekommen bin, soll's in Erfüllung gehen, und wann schickte sichs wohl besser, den Anfang damit zu machen, als heute, da ich Gott öffentlich und in eurer Mitte für seine

mir erwiesene grosse Gnade gedankt habe? Ich bin nun selbst Mutter, wie ihr; ich weis nun, was ein Mutterherz sei, und traue euch Allen zu, daß ihr auch dergleichen habet, wie ich. Könntet ihr also wohl das Gute zurückweisen, das ich vorhabe? Eurer Kinder, die unseres Geschlechts sind, eurer Töchter, will ich mich vor allen Dingen erst annehmen. Sie geniessen zwar den guten Schulunterricht, den eure Söhne geniessen, und sollen ihn auch fortgeniessen; aber an ihm ists für sie nicht genug. Ausser dem, was ihr ihnen über das Hauswesen von Kindheit an beibringet, können sie noch Vielerlei lernen, das sie einmal zu noch besseren Hausmüttern macht, das zugleich ihren Verstand ausbildet, sie nützlich beschäftigt, und euch, so lange sie noch bei euch sind, selbst, ihnen aber hernach, wenn sie ihre eigene Wirthschaft haben, lebenslang, manchen Thaler ersparen wird, den ihr iezt nach der Stadt tragen müsset. (Hier lieferte Luise das ganze Verzeichnis davon.) Ihr höret, daß sie nichts, was über ihren Stand ist, lernen sollen; Alles, was ich genannt habe, ist vielmehr in euren Häusern sehr brauchbar. Wollet ihr nun, daß eure Töchter weiter kommen, und es einmal noch besser haben sollen,

als ihr, so soll diese geschickte junge Frau, welche ich eigentlich in dieser Absicht schon nach Heiligenhain gebracht habe, unter meiner Aufsicht ihre Unterweiserin darin sein. Hier in diesem Zimmer soll die Schule sein, und ich bezahle dafür. Nichts weiter solls euch kosten, als die Stunden, welche eure Töchter dazu anwenden müssen, die aber nicht über die Gebür vermehrt werden sollen, deren Zahl sich auch immer darnach, wie die ländlichen Geschäfte sich drängen, oder nicht, richten soll, und die ihr durch eine bessere Eintheilung der Zeit überhaupt leicht wieder einbringen könnet. Wär's aber auch wirklich, daß ihr eure Töchter während der wenigen Jahre, in welchen sie an dieser Schule Theil nehmen, zuweilen in euren Häusern vermisset, so müsset ihr bedenken, daß die Jugend eigentlich die Zeit sei, in welcher unsere Kinder Alles, was ihnen nützlich ist, lernen, und dadurch den Grund zu einem ganzen glücklicheren Leben legen müssen; wenn ihrs dann wirklich gut mit ihnen meinet, so wirds euch nicht darauf ankommen, lieber manch Taglohn mehr zu bezahlen, als ihnen eine so gute Gelegenheit, die ihr nicht hattet, noch mehr weibliche Bildung für Hauswesen und Wirthschaft zu bekommen, vorzuenthalten. Sagt doch,

möchtet ihr nicht gern nun selbst das Alles verstehen, was ich sie lernen lassen will? Gewis eben so gern, wie ihr nun insgesamt auch schreiben und rechnen können möchtet, das ihr auch in eurer Jugend nicht lerntet, und das sie ietzt schon lernen. Die Vortheile sind ia gar nicht zu übersehen, welche auf dem Lande daraus entspringen, wenn die Hausmütter Mehr verstehen, als die Mägde, oder wenn die Mädgen, welche einmal dienen müssen, ihrer Herrschaft auf vielfache Weise noch brauchbarer sind, als gewöhnlich. Seid auch versichert, daß es auf eure Töchter einen guten Einflus von Seiten ihrer Sitten und ihres Betragens haben werde, wenn sie oft hier und unter meinen Augen sind. Ich wills euch erlauben, daß ihr sie, wenn sie sich auf irgend eine Weise gröblich vergangen haben, zur Strafe dafür, aus der Schule behaltet; wenn sie dann wiederkommen, werde ich sie fragen, warum sie gefehlt haben, und so Gelegenheit haben, zu ihrer Besserung beizutragen. Ueberhaupt werden sie durch meine Schule bekannter mit mir, und ich werd's mit ihnen; dis wird von grossem Nutzen auf die Folge sein. Ich werde nicht ermangeln, bemerkten Leichtsinn, auffallende üble Gewohnheiten, oder gar wirkliche Garstigkeiten,

an ihnen zu tadeln und zu verwerfen; sie werden ein gutes Zutrauen zu mir bekommen, wenn sie sehen, daß ich es wacker mit ihnen meine, und werden mich zu seiner Zeit zu ihrer vertrauten Rathgeberin machen, und ich werde auch zu seiner Zeit, wenn sie etwa euch Kummer und Gram bereiteten, eine Art von Uebergewicht über sie haben, und mit meinen Worten Mehr an ihnen ausrichten, als ihr mit den eurigen. Dis wünschte ich nun eben; ia, ich wünschte, daß ihr mir euer Zutrauen ebenso schenken möchtet, wie mir eure Töchter das ihrige gewis schenken werden, damit ich, so iung ich auch gegen Viele von euch noch bin, doch nach und nach die Mutter von ganz Heiligenhain werden möchte. O — so machet mich doch dazu!"

Dieser Vortrag wirkte noch weit stärker auf die anwesenden Bauernmütter, als Luise sich versprochen hatte. Sie eilten, ihr nach der Reihe die Hand zu küssen, dankten ihr tausendmal dafür, daß sie es so gut mit ihren Kindern vorhätte, und gelobten ihr auch auf ihrer eigenen Seite zum Beispiele für ihre Töchter die herzlichste Unterwürfigkeit. „Gnädige Frau, sprachen ein Paar nette Weiber, die etwa um zehen Jahre älter waren,

als Luise, befehlen Sie von nun an uns, was Sie wollen, wir wollen's thun."

„So höret dann auch, hub Luise wieder an, was ich zu eurem eigenen Besten, in so fern ihr noch immer von neuem Mütter werdet, vorhabe. Ihr wisset von meiner gehabten schweren Niderkunft, und wie ich nur durch einen der sonderbarsten Glückszufälle gerettet worden bin; ich weis auch, daß kurz vor meiner Zeit hier zwei Mütter die traurigen Opfer der Ungeschicklichkeit und Unwissenheit der Hebamme eines benachbarten Dorfs geworden sind. Der Mann, der mich, wie vom Himmel geschickt, endlich noch entband, hat mir versprochen, eine wohlunterrichtete und wohlerfarne Wehmutter herzusenden. Im Hintergebäude unserer Burg soll sie wohnen, und Alles frei haben; ihr sollet ihr nichts geben, als was ihr bei Niderkünften einer Fremden gabt, der ihr noch dazu die Wege bezahlen mustet. Dafür müsset ihr mir aber auch geloben, daß ihr euch nie einer andern bedienen wollet; denn mir liegt die Sache der Mütter hier so an, daß ich, wenn ich auch nie wieder in den Gebährungszustand gerie-the, doch so handeln würde."

Es waren eben einige Schwangeren gegenwärtig, welche ihre Niderkunft bald erwarteten. Diese baten inständigst, daß doch die neue Kindermutter bald kommen möchte, weil sie unter den Händen der alten auswärtigen ebenfals schon sehr gelitten hätten; das ganze Mutterchor aber stimmte in ihre Bitte nicht ein. Luise kannte das Volk auf dem Lande, und that, als wenn sie's nicht bemerke. Die verschriebene Hebamme kam, und zwar gerade an einem Tage, an welchem eine der schweresten Geburten sich ereignete, bei der weder die gewöhnliche Wehmutter, noch eine andere, die sie hatte zu Hülfe holen lassen, das Geringste ausrichten konnte. So, wie sie also aus dem Wagen stieg, eilte Luise, die bereits nach einem Accoucheur in der Residenz geschickt hatte, zur schon halbtodt gequälten Leidenden mit ihr hin. Sie machte eine doppelte sehr geschickte Wendung des Kindes, und binnen fünf Minuten war die Mutter glücklich entbunden. Da trat der Accoucheur auch ein, und freuete sich, als er alle Umstände hörte, sehr, daß er zu spät gekommen sei, damit die geschickte Angekommene mit ihrer Probe zugleich ein Meisterstück hätte ablegen können. Nun war das Ansehen derselben mit einem male in allen Familien

befestigt, und der alten Weiberquälerin durfte das Dorf nicht erst noch verboten werden.

Luisens Lehranstalt ward eröfnet; alle Mädgen, die sie vor der Hand, als des bestimmten Unterrichts den Jahren nach empfänglich, im erhaltenen Verzeichnis der gesamten Dorftöchterschaft angestrichen hatte, erschienen, und wurden von ihr mit den ersten Erfordernissen zu ihren Arbeiten beschenkt. Sie ertheilte ihnen die nöthigen Vorschriften, ermahnte sie zum Fleisse, und übergab sie der Kantorin. Selten verstrich eine Stunde, in der sie nicht sich zeigte, sich bald kürzer, bald länger aufhielt, sich Arbeiten weisen lies, darüber urtheilte, nach dem Betragen sich erkundigte, und, wie's die Umstände mit sich brachten, bald Lobsprüche, bald Ermahnungen, austheilte. Oft traf es sich, daß, wenn ihr Mann aus seiner Schule zurückkam, sie ihm begegnete, wenn sie in die ihrige ging, oder umgekehrt. Beide sahen bald, daß ihre öffentlichen Unterrichtsanstalten den gesegnetesten Erfolg haben würden. Eine vernünftigere und bessere Generation war offenbar im Aufsteigen, und versprach dem edlen Ritterpaare eine goldene Zukunft für's Herz.

Luise lies oft, ohne krank zu sein, oder einen Kranken im Hause zu haben, einen berühmten Arzt aus der Residenz kommen, und unterhielt sich mit ihm auf ihrem Zimmer Stunden lang. Ich glaube noch, sprach dann wohl Elpizon, du lässest dir von ihm medicinische Vorlesungen halten. Er hatte Recht. Die Rittersfrau, bei der sie sich einst aufgehalten, hatte auch den Unterarzt auf ihrem Gute gemacht, und dadurch grossen Nutzen gestiftet; der Doktor aus der Residenz hatte sie in ihrem Nachahmungstriebe dadurch bestärkt, daß er gesagt, beim Landmanne thäten die einfachsten Mittel, sobald sie nur bei guter Zeit gebraucht würden, in gewöhnlichen Krankheiten die beste Wirkung. Er muste sie also über dergleichen Krankheiten unterrichten, ihr die Simtomen derselben, ihre Behandlungsart und die Medikamente gegen sie bekannt machen, auch über plötzliche Nothfälle sie informiren, und ihr eine kleine Hausapotheke besorgen; Alles unter der Bedingung, daß, wenn ihre Kunst ein Ende hätte, sie ihn allemal kommen liesse. Als sie nach ihrer Art bei ihm ausstudirt zu haben glaubte, trat sie ihr ärztliches Amt an. Sobald sie hörte, daß Jemand im Dorfe krank sei, eilte sie hin, und stand bei mit Rath und That.

Kaum hatte sie dis zu verschidenen malen gethan, so schickten die Bauern selbst, und liessen die gnädige Frau Doktorin inständigst um ihre Gegenwart und Hülfe bitten. Sie schlug es nie aus, sondern kam gleich, und wenns um Mitternacht war. Dis gewann ihr alle Herzen im Dorfe so, daß es nur heissen durfte, ein Finger, oder ein Zeh, thäte ihr selbst weh, um alle Hände gleich in Bereitschaft zu sehen, für sie zu greifen, und alle Füsse fertig, für sie zu laufen. Da sie sich besonders um die Kinder, welche sonst in der Voraussetzung, daß sie bei dem lieben Gott besser aufgehoben wären, sterben konnten, wie sie wollten, sehr verdient machte, und auch die Wöchnerinnen fleissig besuchte und berathete, und mit Wochensuppen bewirthete, so verdoppelte sie dadurch auch besonders die anziehende Kraft auf ihr Geschlecht im Dorfe, welche sie sich schon durch ihre Töchterschule und durch die Hebamme bei Jung und Alt verschaft hatte.

So erreichte Luise ihren grossen sich vorgesetzten Zweck. Ihr Ansehen bei dem gesamten Frauenzimmer zu Heiligenhain stieg bald zu einer unglaublichen Höhe, und damit auch zugleich ihr Einflus auf selbiges. Ihre Stimme, es mochte

ein Rath, oder eine Warnung, ein Trost, oder ein Verweis, sein, galt wie eine Stimme von Himmel. Alle Weibergeheimnisse wurden ihr offenbart, und sie machte den klügsten und menschenfreundlichsten Gebrauch davon. Eifersüchtige Frauen beruhigte sie; böse Weiber besserte sie. Wilde Dirnen wies sie ins Gleis zurück; unschuldigliebenden Jungfern war sie bei ihren Eltern beförderlich. Keine Heirat ward mehr im Dorfe geschlossen, sie muste sie erst gutheissen. „Warlich, sprach der Ritter, die Ritterin bringts weiter noch, als ich.“

Dennoch hatte er's auch weit genug bei beiden Geschlechtern und beim ganzen Dorfe gebracht. Durch seine anfängliche und hernach noch immer bei ieder Gelegenheit, sobald Mangel da war, fortgesetzte Wohlthätigkeit nun in immer blühenderen Wohlstand versetzt, betrachtete ihn die Gemeine zu Heiligenhain als ihren allgemeinen Vater, und verheelte ihm nichts. Er hatte es ihnen vorhergesagt, daß er ihr allerseitiges Wirthschaftswesen iährlich revidiren würde, und sie sahen es bald alle gern, wenn er kam und Nachfrage hielt. Auch die ehemals lüderlich gewesenen Hauswirthe bekehrte er, und sie wusten ihm hernach Dank dafür. Immer

suchte er noch Verbesserungen zu machen, wobei er ihr Bestes zuförderst vor Augen hatte. Er verwendete sich für sie bei ungefälligen Nachbarn, verschafte ihnen auswärtigen Absatz ihrer Produkte, verschrieb ihnen fremdes Vieh, fremden Samen, versorgte sie aus seinen Baumschulen um den wohlfeilsten Preis mit den schönsten Arten von Fruchtbäumen zu grösseren Anpflanzungen, und lies ihnen aus seinen Waldungen Bauholz auf die billigste Weise verabfolgen. Geliebt von ihnen dafür so, daß sie den lezten Blutstropfen für ihn verspritzt, und zur Rettung seines Lebens unaufgefordert ihr Leben hingegeben haben würden, hatte er seine grössest e Freude daran, daß sie immer vernünftigere und gesittetere Menschen wurden.

So vergingen die ersten zehen Jahre, und, so oft während derselben Elpizon mit seiner himlischen Luise auf seine Lieblingsanhöhe stieg, machten sie es gerade umgekehrt, als zum ersten male. Sie wendeten sich erst nach Heiligenhain hin, und dreheten der grenzenlosen Aussicht auf der andern Seite den Rücken zu. „Dahin, sprach daselbst der Ritter am zeheniährigen Hochzeittage, dahin, du Luise aller Luisen, du Rittersfrau aller Rittersfrauen, müssen wir sehen; da haben wir

gewirkt — hinter uns ist für uns nichts zu wirken, und dort bleibts doch beim schlechten Alten, und wird ewig nicht besser. Freue dich mit mir über unser glückliches Heiligenhain! Dir bin ich Dank schuldig — du hast mir wacker geholfen. Sieh, so ists noch der Mühe werth, Gutes zu stiften! Sieh, so selig könnten alle Ritter sein, wenn sie wollten! Aber — viele unter ihnen sind Ritterbuben, die keine Wäkerhütte im Dorfe verdienten, weil sie auch nicht den geringsten Sinn für ihre Bauern haben, über Humanität gegen diese Thiermenschen, wie sie sie nennen, unter deren grobem Kittel aber vieleicht oft ein menschlicherer Mensch, als sie sind, verborgen ist, spotten, und ihnen gern über den alten barbarischen Druck noch neuen barbarischeren auflegten, wenns nur keine Landesregirungen gäbe — und dis Alles blos, um entweder Geld zusammenzuscharren, oder Geld zu verschleudern, ie nachdem sie Filze, oder Lotterer, sind. Dafür verabscheuen sie dann aber auch die Bauern, und fluchen ihnen im Herzen in der Kirche, wenn sie für sie beten sollen. Uns, Luise, liebe Luise, segnen alle Funfzig da mit den Ihrigen in der Kirche und ausser der Kirche, im Bette, im Hause und im Felde —. —

ach, wie besser haben wir's! Noch aber sind wir nicht fertig; noch müssen wir immer fortwirken. Sieh, heute sehen wir da nur erst lauter neue Scheunen, an die zuerst gedacht werden muste; nach zehen Jahren müssen auch alle Wohnhäuser neu sein. Heute über zehen Jahre, ia, heute über zehen Jahre — dann wirds hier erst den seligsten Stand für uns geben, wenn Gott will; dann blicken wir von hier in ein ganz neues Heiligenhain hinab — in ein ganz neues Dorf, in eine ganz neue Menschheit darin."

Luise war in dem ersten Jahrzehend ihrer Ehe viermal Mutter geworden, und zwar von drei Söhnen und einer Tochter. Sie hatte alle ihre Kinder selbst gesäugt, für jedes derselben aber auch einen besondern Wärter, so lange, als nöthig, gehalten. Die Familie war hiermit geschlossen, und, sobald das Häuflein beisammen war, ward ausser der Oberaufseherin auch noch ein männlicher Lehrer ins Schlos aufgenommen, in dessen Geselschaft Elpizon das Erziehungsgeschäft nach den richtigsten Grundsäzen betrieb. Sein Park war, so lange es die Jahreszeit zulies, der gewöhnlichste Aufenthalt seiner Kinder. Da wuchsen sie zum besten auf; da waren sie auch am liebsten; da

sahen und hörten sie nichts Böses; da spielten und lernten sie am lustigsten; da gewöhnten sie sich an die Natur und ans Landleben, wie der Vater so sehnlich wünschte! Unter andere Kinder kamen sie nicht, als in der öffentlichen Schule, wohin sie nach und nach, wenn sie alt genug dazu waren, in gewissen Stunden geführt wurden, blos, um den Kantor vor der ganzen Gemeine zu ehren. Uebrigens unterrichtete sie bald der Hofmeister, bald Elpizon, bald Luise — immer ihrem Alter gemäs, und nach gemeinschaftlicher Verabredung. Den Religionsunterricht besorgte, so, wie Zeit dazu ward, an Jedem ausschlüslich Luise. Der Katechismus dazu bestand aus wenig Sätzen, die nicht durch religiöse Phrasen, sondern durch Erweckung religiöser Gefühle, beigebracht wurden. Daran war's dann genug, bis sie zum Altare geführt wurden, als um welche Zeit Elpizon auch den festen Glauben an menschliche Fortdauer im Tode in ihnen auf dieselbe Weise errichtete, wie er ihn einst in sich errichtet hatte. Alles, wovon er glaubte, daß sie es als vernünftige und ächte Ritter lernen müsten, lies er sie lernen; auch Alles, was sie zu lernen wünschten, so bald er einsah, daß es ihnen nützlich sein könne. Verstand er, oder

der Hofmeister, sich nicht auf dergleichen etwas, so war die Residenz nahe genug, um Lehrer zu Zeiten herauskommen zu lassen, oder auch nach Umständen wohl Monate hindurch bei sich haben zu können. Einen Sohn aber iemals von sich zu entlassen, ehe er völlig erwachsen an Leib und Geist wäre — dazu hätte er sich nie verstanden, und, wenn darüber es auch unmöglich geworden wäre, dieses oder ienes zu lernen, was selbiger gern lernen wollte. Er kannte auf der einen Seite die Welt, und auf der andern ging ihm ein unverdorbener moralischer Karakter über Alles, so, daß auch die vorzüglichste Wissenschaft und Gelehrsamkeit dabei keine Ausnahme machten. Zu Menschen nicht nur von den treflichsten Kentnissen, sondern auch von den edelsten Gesinnungen, seine Kinder zu bilden — dis war sein grosser einfacher Erziehungsplan; beim guten Gemüth fing dieser an, und beim guten Gemüth hörte er auf. Daß die Kinder Ritterskinder wären, erfuren sie freilich, sobald sie erfuren, daß ihr Vater ein Ritter sei; daran lag aber auch nichts. Von allen Seiten ward dahin gearbeitet, daß sie sich nichts darauf einzubilden hätten, daß sie es wären, sondern vielmehr erst zu verdienen suchen müsten, daß sie es

geworden wären. Es war aber auch dis kaum nöthig; denn sie sahen keinen Ritterstolz an ihren Eltern, und so fiels ihnen nicht ein, dergleichen aus sich selbst zu schöpfen. Gutmüthig, human gegen alle Menschen in der Burg und aus dem Dorfe, immer bereit, Wohlthaten der Eltern an den Mann zu bringen, und selbst, erst kleineren, dann grösseren Segen zu stiften, gefielen sie Jedem, waren sie die Freude ihrer Lehrer und der schönste Theil des Eigenthums für Vater und Mutter. In Wonnethränen gleichsam zerfliessend, kam einst Luise zum edlen Ritter, und erzählte ihm, wie sie die drei Söhne belauscht und da erhorcht hätte, daß der Aelteste, der Zwölfjährige, zu den übrigen gesprochen — „es ist doch kein Mensch, der unsere Eltern nicht lieb hätte — das kommt aber davon her, daß sie es mit Allen so gut meinen — lassts uns auch so machen, daß uns auch alle Leute lieb haben" — und daß die beiden andern darauf geantwortet — „ia, so wollen wir's Alle machen." — O sinke dafür an mich her, ich sinke dir entgegen — rief Elpizon aus — so **wirds gut**, meine Liebe, so **wirds gut.**

Wo gabs nun mehr irdischen Himmel, als auf der Ritterburg zu Heiligenhain? Zu den reinen

Freuden der Liebe kamen da hohe Ritterfreuden, und zu den hohen Ritterfreuden die süssesten Familienfreuden. „Noch hat uns doch kein Unglück betroffen, sprach deshalb Luise einst spät gegen Mitternacht, als schon Alles im Schlosse zur Ruhe war; nichts, als Heil und Segen — nichts, als lauter Heil und Segen!“ Das wird auch schon noch kommen, das wird gewis nicht aussenbleiben — erwiederte ihr Mann; ruf's nicht, Liebe, ruf's nicht, es kommt ungerufen, und kommt oft nicht eher, als — wenn man's mit Verwunderung vermisst.

Noch bevor ein Monat verging, starb Luise die Zweite, die einzige Tochter und das iüngste Kind ihrer Eltern, ein äuserst munteres und hofnungsvolles Kind, plötzlich am Schlage. Sie vollendete eben das erste Oberhemd für ihren Vater in der Mädgenschule — die Mutter war bei einer Wöchnerin — der Vater befand sich im Walde, um Bäume zu neuen Bauerhäusern anschlagen zu lassen. „Ich kann nicht mehr sehen — mir wird Nacht vor den Augen“ — kaum hatte sie so gesprochen, sank sie vom Stuhle; die Kantorin sprang zu, hub sie auf, brachte sie auf ein Sofa — die iunge Luise war todt. Man hielt ihr starken

Balsam vor, man bespritzte und beschüttete sie mit kaltem Wasser, man frottirte sie — die junge Luise blieb todt. Die herbeigerufene Mutter kam athemlos herzugestürzt, und, als sie die urplötzliche Leiche sah, sank sie neben ihr in Ohnmacht. Der herbeigerufene Vater kam, und, als er zwei Leichen vor sich zu sehen glaubte, hätte er zur dritten werden mögen. Der Hofmeister erzählte ihm, was er wuste, die Kantorin auch. Dieser übergab er seine Frau, um sie mit den Frauenzimmern im Schlosse als eine blos Ohnmächtige zu warten; er selbst aber lies alle ihm bekannte Versuche machen, um seine Tochter wieder zum Leben zu bringen — die junge Luise blieb todt. Nach mehreren Stunden kam auch der eiligst geholte Arzt aus der Residenz, und that Alles, um die Todte wieder zu beleben — die junge Luise blieb todt. „Fassen Sie Sich, rief er aus, edler Mann, es ist nichts zu thun — sie ist dahin.“

Das Urplötzliche des Tochterverlusts war auch für den Vater zu stark. Er ging, die Hände ringend, lange im Zimmer auf und nider, trat endlich ans Fenster, blickte wieder lange gen Himmel, kam zur holden Leiche zurück, küsste sie, und sprach leise — „Du hast mir gewis vorangehen sol-

len, damit ich aus den Armen der einen Luise dort gleich wieder in die Arme der andern käme." Als er so gesprochen, sah er sich schüchtern um, ob auch wohl Jemand verstanden, was er gesagt. Der Arzt, als der Nächste, that nicht, als hätte er ihn verstanden, sah ihn aber doch darauf sehr beobachtend an. Luise, die Mutter, als sie wieder zu sich gekommen war, und nun ihr hartes Schicksal entschieden fand, ging nach der Reihe alle die Leiden einer Mutter durch, welche ihre einzige so viel versprechende Tochter verlohren hat. Sie machte sich durch Unzertrennlichkeit von der Leiche erst zu vielen malen noch ohnmächtig, dann wirklich krank, bis zum Sterben krank. Elpizon begrub seine nach seiner nun festen Ueberzeugung ihm vorangegangene zweite Luise allein dicht an der Urne ihrer Grosmutter. Er lies die Mutter sich erst ausweinen, und dann ausseufzen, versagte ihr erst, als sie wieder genas, den Gang zum Grabe, führte sie endlich selbst hin, störte sie auch da erst nicht in den höchsten Ausgüssen ihrer Schmerzen, reichte ihr aber, als sie ihre Untröstbarkeit zu weit trieb, wie von oben herab, die Hand, zog sie an das Vatergrab mit sich nider, und sprach — —

„Nun bitt' ich dich, höre nicht blos dich, sondern auch mich! Luise, wir sollen nicht allein glauben, sondern auch im Glauben thun. Glaubst du wirklich an ein künftiges Leben, so thu nun auch als eine Gläubige daran, und fasse dich darüber, daß dein Kind dir vorangegangen ist. Es ist deine einzige Tochter — ia; fassest du dich aber auch darüber, daß deine einzige Tochter dir voranging, so übst du das höchste Thun im Glauben an Zukunft und an Wiedersehen aus; die Krone des Glaubens erringst du. Ja, wenn wir an ihrem Sterbebette noch ständen, und sie noch immer im Leben sähen, dann wär's uns zu verzeihen, daß wir aufs Höchste darüber iammerten, sie verlieren zu sollen; denn dann mischte sich doch immer noch der Gedanke an Möglichkeit ein, sie noch zu behalten, welches freilich besser wäre. Nun aber, da sie verlohren ist — was iammern wir? warum iammerst du so ohne Aufhören, ohne alle Mässigung? Wiederbekommen kannst du sie hier nicht; dein Jammern hilft dir also nichts. Es ist dir nur auf den Fall weiter zu verzeihen, wenn du sie nie wiederbekämst. Du bekommst sie aber wieder, wieder hochdroben, wieder hochdroben auf ewig; so gebiet dem Jammer, daß er ver-

stimme, und deinen Glauben nicht schände — drücke heraus aus den Augenwinkeln die letzten Thränen — ermanne dich, du **Unsterbliche**, steh auf mit mir, und las uns nach Heiligenhain gehen, und da nach, wie vor, thun, thun, was Gott will, daß wir noch thun sollen, bis wir ihr nachkommen. Sollen unsere übrigen guten Kinder durch den Tod ihrer Schwester verliehren? Sollen funfzig Familien durch den Tod unserer Tochter verliehren? Luise, Luise, du bist zu brav, dich so zu versündigen — komm, und sei ganz wieder Luise!"

Sie erhub sich selbst, reichte ihm den Arm, und ging, ohne sich nach Mutterurne und Tochtergrab weiter umzublicken, stumm zwar, aber doch kraftvoll und festen Tritts, mit ihm fort. Er führte sie nicht durch den düstern Schattenweg, sondern durch den lichtesten Theil des Gartens, zurück. Im Garten stand sie still, und blickte ihn mit der Mine einer treuherzigen Versprecherin an. „Sieh, dis sind die letzten Thränen, welche in meinen Augen zittern sollen. Du liessest mich heftig heute an, aber du hatt'st Recht. Du hast mich bekehrt und gestärkt zugleich — ich bin wieder deine Luise." Als sie auf die Burg kam, fiel sie ihren

drei Söhnen um den Hals, und sprach heiter — „ich bin wieder eure Mutter“ — und von Stund' an zeigte sie sich wieder als die allgemeine Menschenfreundin des ganzen Dorfs.

Elpizon glaubte immer mehr zu fühlen, daß er kein hohes Alter erreichen werde, und sprach deshalb im Stillen mit seinem Arzte, der nun seiner Meinung auch ward, und ihm mehr als eine lange Kur verordnete, die er auch brauchte, die ihm aber wenig Dienste leisteten. Er ward dadurch nicht im Mindesten beunruhigt; so lange lebe ich, dachte er, bis ich mit Allem fertig bin, und — so ists ia gut, was wollt' ich weiter? Die Seinigen aber beschlos er so lange zu täuschen, bis sie sein Aeuseres selbst aus der Täuschung reissen würde. Man sah ihn nicht nur heiter, wie vorher; er war auch wirklich heiter nach, wie vor. Mit noch grösserem Eifer betrieb er den Bau der noch übrigen neuen Bauernhäuser, und schos denen, die am längsten unvermögend geblieben waren, nun auch Geld dazu vor, das sie ihm in bequem gesetzten Terminen wiederbezahlen sollten. Es hatten sich von Zeit zu Zeit viel Kolonisten eingefunden, die sich in dem glücklichen und als

glücklich überall bekannt werdenden Heiligenhain ansiedeln wollten; er hatte aber von ihnen nur einige Taglöhner, und einige der nothwendigsten Handwerker, die gute moralische Zeugnisse hatten, aufgenommen, und ihnen leere Plätze angewiesen, die sie durch seine grosmüthige Unterstützung bebauten. Ueberall war er bei den Bauten gegenwärtig, und es kam so heraus, als wenn er hernach noch ein halbes Jahrhundert hindurch an dem Prospekt des ganz neuen und vergrösserten Dorfs auf seiner Lieblingsanhöhe seine Augen- und Seelenweide haben wollte. Die Familienfreuden, welche er von ieher so sehr geschätzt hatte, genos er iezt nicht weniger mit noch grösserem Eifer, als sonst. Wenn er seine drei herrlichen Söhne, die nun schon insgesamt kraftvolle Jünglinge waren, und an Kopf und Herz mit einander um den Preis stritten, um sich hatte, und über ihre Lebensplane mit ihnen rathschlagte, so war ihm noch höher zu Muthe, als wenn er als Präsident im höchsten Landeskollegium sässe, und mit drei Räthen über die wichtigsten Staatsangelegenheiten deliberirte; kam dann vollends Luise dazu, so stieg sein Herzenstriumf über die grosse Welt aufs Höchste, und der Händedruck, welchen sie, wenn sie sich zu ihm

setzte, empfing, sagte ihr allemal, daß er ihr diese schöne Familiengruppe verdanke. Zur Residenz kam er nun noch weit seltener, als sonst, und, reisete er ia zu ihr, so hatte er doch gar kein Bleiben mehr in ihr. Besuchten ihn aber Freunde aus ihr, oder anderwärts her, so sah er sie gern, und machte ihnen den Aufenthalt auf seiner Burg so angenehm, als möglich. Es ist leicht zu glauben, daß ein Mann von seiner Denkart und von seiner glücklichen Lage unter den Weisesten und Besten in der ganzen Nachbarschaft die Auswahl zum vertrauteren Umgange gehabt hatte; mit Sinn für höhere Freundschaft hatte er sie auch gesucht, und treflich unter ihnen gewählt. Ritter waren gar nicht darunter, Verwandte auch nicht, eine einzige Tante ausgenommen, die ihr ehemaliges Hofleben sehr zu beseufzen Ursache hatte, und deshalb über die Verborgenheit des Landlebens mit ihm simpathisirte; unter allen seinen Freunden behauptete aber sein lichtvoller und unermüdetthätiger Prediger unabänderlich den ersten Rang. Man bemerkte ietzt, daß er mit diesem noch öfter allein sei, als sonst, und, wenn dann der dritte Mann dazu kam, so traf er sie **beim Bibellesen** an. Elpizon hatte von ieher sehr vergnügt sein können, und ge-

gen keine Art von Vergnügungen Unsinn gehabt, so bald sie eines Unsterblichen nicht unwürdig wären, und, wie er immer Andern gern Vergnügen gönnte und bereitete, so hatte er auch seine eigenen Freuden am liebsten immer mit Andern getheilt. Dabei blieb es dann auch iezt, und man sah ihn sogar nach, wie vor, bald mit seiner Frau, bald mit seinen Söhnen, bald mit Frau und Kindern zugleich, auf seiner Lieblingsanhöhe und am Grabe seines Vaters, wo nun zugleich das Tochtergrab war. Mit wahrhaftigfrohem Muthe sprach er dann über Vater und Tochter, und so, als wenn er bald einen lieben Besuch von ihnen erwarte, oder die Reise zu ihnen bald anzutreten gedenke.

Die höchste Täuschung der Seinigen aber, als wenn seiner Lebenskraft gar nichts abgehe, bewirkte die immer zunehmende Freudigkeit, mit der er die Ritterfreuden genos. Diese waren es, welche sich auch recht dazu eigneten, weil sie selbst mit iedem Tage für ihn grösser wurden; denn, wenn gleich seine Familienfreuden durch die immer treflichere Ausbildung seiner drei Söhne auch immer grösser für ihn wurden, so hatte er es doch bei ienen mit funfzig, sechzig Familien zu thun, deren leibliches und geistiges Heil sich unaufhörlich ver-

grösserte. Seine glückliche und gebildete Familie war allerdings auch sein Werk, aber nur sein kleines Werk; sein grosses, grosses Werk war sein glückliches und gebildetes Dorf. Blühender Wohlstand war nun überall in selbigem; neue Gehöfte waren darin, und neue Menschen auf den Gehöften. Die bessere Generation war nun wirklich da. Die Erndte von den Saaten, welche die beiden wackeren Lehrer in der Schule und in der Kirche ausgestreuet hatten, befand sich in voller Reife. Wahre Bauernaufklärung herrschte durch ganz Heiligenhain, und die Bauern daselbst nahmen es in verächtlicher Würdigung aller Vorurtheile — von den Vorurtheilen in der Kinderstube an bis zu den Vorurtheilen am Altare — mit den Bürgern in der Residenz auf, wie sie diese an Sittlichkeit weit hinter sich zurückliessen. Das weibliche Geschlecht war gebildeter, als sonst, aber dessen ungeachtet auch unschuldiger, unverdorbener und züchtiger, als sonst, und trug dadurch Viel zur Zucht und Ehrbarkeit des männlichen bei. Unter den Ehegatten hörte man von keiner Untreue, von keinen groben ein- oder gegenseitigen Mishandlungen, von keinen anhaltenden Uneinigkeiten. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war das

menschlichste, und die alten Väter und Mütter wurden aufs Beste gehalten. Das Gesinde sogar war brav, und erregte die Misgunst der Dorfschaften weit und breit, so, daß man gern Geld über Geld bot, um nur einen Knecht, oder eine Magd, aus Heiligenhain zu erhalten. Die plumpe Rusticität war aus dem Dorfe verbannt; Ehrlichkeit und Unverbrüchlichkeit gegebener Zusagen aber hatten das Einsassenrecht erhalten. Wilder und unvernünftiger Behandlung seiner Arbeitsthiere, wie ieder Art von Thierquälerei, schämte man sich. Man war wirthschaftlich, ohne betrügerisch zu sein; man war Geniesser, ohne zum Schwelger auszuarten. Frohsinn, den der Wohlstand erzeugte, blickte bei ieder Gelegenheit hervor; nie aber, auch bei wirklichen Vergnügensgenüssen nicht, bekam er den Anstrich von Unbändigkeit. Der Gesang hatte in den Gesellschaften das Spiel fast ganz und gar verdrängt, und, ward ia gespielt, so geschah's ohne Lerm und ohne Zank. Das alte nach dasiger Landesart üblich gewesene Bauerngelag, welches fast acht Tage dauerte, und für die Sittlichkeit so verderblich war, als für die Gesundheit, hatte die Gemeine aus eigener Bewegung abgeschaft, und man feierte dafür blos recht

solenn das Fest der Erlösung von der Ritterfrohne und das Erndtefest. Alles war zu Heiligenhain wie umgeschaffen, und noch nicht zwei volle Jahrzehende hatten diese totale phisische und moralische neue Schäpfung hervorgebracht.

Wenn iezt Elpizon einen allumfassenden Ueberblick hiervon anstellte, dann genos er jene Ritterfreuden, nach welchen er so gegeizt hatte, und die des ächten Ritters allein würdig sind, auf eine überschwengliche Weise, und dann war's, als würde er auch wieder neu geschaffen, neu belebt und veriüngt. Was war nun wohl natürlicher, als daß er dergleichen Ueberblicke oft anstellte? Und so geschah's, daß er durch seine ihn gar nicht mehr verlassende Heiterkeit die Seinigen täuschte, lange täuschte, und ihnen in der Masse fast gesunder und stärker zu werden schien, in welcher er in der That immer schwächer und kränkelnder ward. Die Täuschung aber verschwand. Ein sehr unfreundlicher Herbst zog ihm durch eine gehabte Erkältung eine Unpäslichkeit zu, die zwar mit seinem eigentlichen Hauptkrankheitszustande, der ein organischer Fehler war, nicht in Verbindung stand, durch die er aber doch schnell und sehr verfiel. Seine Heiterkeit blieb ihm treu, und stieg sogar

dabei noch; der Geist war aber doch nicht mehr im Stande, die Niderlage der Körperkräfte durch sie zu decken. Frau und Kinder wurden mit iedem Tage unruhiger und ängstlicher, und drangen in den Arzt, ihm durch stärkende Mittel zu Hülfe zu kommen. „Wenn die Korroborantien, pflegte dieser zur Antwort zu geben, welche er aus sich selbst nimmt, ihm nicht helfen — die, welche ich ihm verschreiben kann, sind Erde und Wasser dagegen;“ er selbst aber provocirte immer auf seine Geistes- und Muthsstärke, und lies keine Schwäche auf sich kommen. Seine Herbstunpäslichkeit ging glücklich über, und die Natur schien sich noch einmal zu ermannen. Jetzt bat er Luisen, da eben noch einige gute Tage einfielen, vor Winter noch einmal auf seine Lieblingshöhe mit ihm zu gehen. Der Gang hinauf ward ihm herzlich sauer. Droben brauchte er lange Zeit, sich zu erholen; gleich aber und unverwandt richtete er sich und blickte nach Heiligenhain hinunter, als wenn er von da herauf die Erholung schöpfen müste. Er lehnte sich an Luisen, und schlang seinen rechten Arm um ihren Hals.

„Sieh doch unser liebes Heiligenhain, wie es so lieblich und dankbar uns anblinkt! — Vor zehen

Jahren sahen wir lauter neue Scheunen von hier, nach zehen Jahren auch lauter neue Häuser. — Wie die alte Ritterburg so rustig in der Mitte liegt! — Du heilige alte Burg — aber nun erst recht heilig geworden durch heilige Liebe und durch heilige Menschenliebe! — — Ach Luise, unter dem hohen schwarzen Dache da haben wir doch lange recht glücklich gelebt — nicht wahr? (Jetzt trat sanft Luise herum, daß sie ihn im Gesicht dazu hätte, legte seinen linken Arm auch um ihren Hals, und sah ihn unter herzlichem Kopfnicken an.) und haben von da aus viel Gutes, grosses Gutes gestiftet. (Blickt gen Himmel.) Dir Dank dafür, Gott! (Blickt wieder auf sie.) und dir Luise, auch! Nun, treue Mithelferin bei Allem, sind wir fertig. Ich kann weiter nichts in diesem Augenblick denken, als — wir sind fertig; aber das ist auch ein erstaunender Gedanke, ein Gedanke, der Alles in Allem für mich ist. Luise — komm, wir sind fertig."

Mit aller Kraft, die er noch hatte, schlos er sie fest an seine Brust, und drückte ihr den letzten Kus auf der Anhöhe auf ihre Lippen, und sprach nochmals — komm! Drauf warf er auch einen Kus nach Heiligenhain hin; über die grenzenlose Aussicht ienseits aber schlug er im Heruntergehen

ein Kreuz. Er ging ziemlich rasch, und lenkte nach dem Vater- und Tochtergrabe zu. Der Sitz ward da so genommen, daß man beide Gräber und die Urne vor sich hatte.

„Hier, Luise, habe ich mir vorgenommen, dir zu sagen, was ich dir nun sagen mus. Ich rede als ein Unsterblicher zum andern, als ein Gläubiger an Unsterblichkeit zum andern — also, ohne weitere Umschweife — meine Tage sind dahin, und ihr letzter ist nah vor meiner Lebensthür. Ihr werdets wohl gemerkt haben — es ist euch auch nicht entgangen — vorbereitet seid ihr; nur mein Geständnis hat noch gefehlt. An diese Stäte her gehörte es; hier hast du's also.“

Wer beschreibt, wer mahlt, wer sticht die Scene, die hier vorging? Keine Feder, kein Pinsel, kein Grabstichel.

„Warum, seufzte Luise nach vielen Klagen und dagegen erhaltenen Beruhigungen auf, warst du denn so aus einander, als ich dir sterben sollte, da ich Karln gebar, und ich, ich armes Weib, soll Mehr können, wie du?“ „Meine Himlische, erwiederte Elpizon, da waren wir auch nicht lange erst beisammen, aber — bedenke, nun? O — hätten wir unter der Bedingung uns nur vereini-

gen können, daß wir zwanzig Jahre lang beisammen sein sollten, und nicht länger, aber auch nicht kürzer — traun, nicht wahr? wir hätten auf sie gleich eingeschlagen. Also — von dieser Seite dürfen wir kein Wort sagen. Denke aber auch an das, was unter uns von ewiger Liebe Glaubens ist, und nun — brich ab alles Klagen und alles Seufzen! dazu glauben wir, daß wir im Glauben thun sollen. Dis ist aber nun unser Thun in dem Glauben, dem wir ergeben sind, im Glauben an Fortleben und Wiedersehen, daß ich heiter von dir gehe, und daß du mich heiter von dir gehen läßsest. Ich wills können, und du musts können. Keinen Abschied weiter unter uns Beiden! Der Kus, den ich dir hernach hier gebe, sei Abschied aller Abschiede von dir! Ich verliehre dich einstweilig, und finde dafür deine Tochter, dein Bild, wieder, die mir vorausging, mich ienseits zu empfangen; du verliehrst mich einstweilig, und behältst dafür deine drei Söhne, dreimal mein Bild, die dir gewis erst viel Trost über meinen Verlust reichen, und dich dann mit ihren Segnungen zu mir hinüber begleiten werden. So sei eine männliche Frau, wie ich ganz Mann bin! Sei

eine Christin, wie ich ein Christ bin! Ueber ein Kleines, so sehen wir uns nicht mehr — über ein Kleines, so sehen wir uns wieder. Hier begrabt mich, hier zu den Füssen meines Vaters, hier, wo ich die drei Steine hinlege." Er stand auf, legte die Steine hin, gab Luisen den Kus, unter dem sie erst zusammensinken wollte, sich aber wieder, wie durch innere, aus dem Tiefsten ihrer Seele aufspringende Glaubenskraft gestärkt, erhub, und schwankte an ihrem Arm durch den lichteren Parkweg zur Burg. Es ward stürmisch, und die Blätter fielen auf allen Seiten von den Bäumen. Lächelnd sprach er — Elpizon fällt mit; 'sist Herbst.

Wie er mit Luisen geredet hatte, so redete er nun auch mit seinen drei Söhnen. Er empfohl ihnen Heiligenhain und ihre Mutter, disponirte mündlich über Alles, und wies sie an den stillen Gräberhaufen hin, daß sie ihn einst fleissig besuchen möchten. Auf ihre Betrübnis erwiederte er das Gehörige ein- für allemal, bat sie, ihn in seiner Heiterkeit, mit der er von ihnen gehen wolle, nicht zu stören, gab iedem den Abschiedskus, wie er ihn ihrer Mutter gegeben, und versicherte ihnen, daß er sie, wie diese, ewig liebe, und ienseits so

herzlich auf sie, wie auf diese, warten wolle. Von nun an durfte über seinen Tod nicht weiter geredet werden; er aber nahm täglich noch an Heiterkeit zu. Sein erster Freund, der Prediger, war fast immer bei ihm, und so heiter, wie er; die Seinigen aber zwangen sich nur, heiter zu sein, und litten im Stillen dabei jämmerlich.

Es ward sehr traurige Witterung; da sah man ihm Unruhe an. Es kam unerwartet ein schöner Herbsttag — der letzte des Jahres; da sah man ihn wieder ruhig. Er ging noch einmal schleichend aus, verbat und verbot alle Begleitung, und schlich den letzten Gang zum Vatergrabe. Da kniete er hin, und dankte seinem Schöpfer für alle die grossen Segnungen, mit welchen er ihn und all sein Thun begnadigt hatte, und dann stand er auf, und sprach ebenfals gen Himmel — „Nun, Vater, hab' ich vollbracht mein Thun, wie mein Erkennen; nun bin ichs werth, zu dir zu kommen; nun, Geist meiner Tochter, mache dich bereit, mich zum Geiste meines Vaters zu führen!" Er küßte beide Gräber, sah auf den Platz, wo die drei Steine lagen, in tiefer Andacht hin, und schlich nach der Burg durch den Schattenweg zurück. Da fand er die Nachricht von dem Tode seiner

Tante, die ihm ein Legat von dreissig tausend Thalern ausgesetzt hatte.

„Doch noch etwas Irdisches, sprach er; aber — gut! Luise, diese dreissigtausend Thaler sind dein; ich war noch in deiner Schuld für die Heerden zu Heiligenhain."

Hierauf lebte er noch acht Tage, sitzend in einem Lehnstuhle. Mit iedem Tage ward er zusehends kraftloser am Körper, und kraftvoller am Geiste. Ganz unaussprechlich geistesstark und heiter befand er sich am letzten Morgen. Ein inneres Gefühl sagt's ihm, daß es der letzte sei. Sein treuer Freund, der Prediger, erschien, wie gewöhnlich. Er sah ihn freundlich an, und immer freundlicher. „Sollt's möglich sein, sprach er mit leiser Stimme zu ihm, daß man's fühlen könnte, wenn die grosse Verwandlung eintritt? Mir ist iezt, als stürbe meine gröbere Organisation, und als sonderte sich fortlebend die feinere von ihr ab. Ich glaube, ich habe mir den Tod richtig vorgestellt." Einige Zuckungen erfolgten. „Nun tretet alle her, und sehet sterben!" Der Prediger gab Allen einen bittenden Wink, fest zu sein, und sie blieben fest. „Mein letzter Segen über euch Alle! — Mir wird äuserst = äuserstwohl! — Adieu.

Adieu, ihr lieben Hinterbleibenden! Adieu, meine Luise! — Auf Wiedersehen! Ich gehe nun voran." Er sah sie insgesamt noch einmal an, gab Luisen den letzten Blick, drückte sich selbst die Augen zu, faltete seine Hände, ward still, war verschieden. — —

So lebt, so stirbt ein Gläubiger an Unsterblichkeit.

Seite 8. Zeile 3. lese man ganze statt gange.
— 13. — 2. v. u. l. m. Vernunft st. Verunft.
— 174. — 17. l. m. heilt statt hilft.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Elpizon oder Ueber meine Fortdauer im Tode

Bd.: 2

[S.l.] (1804)

Ph.sp. 779 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044443-6
VD18 15482146-001